Manuſcript

aus

Süd-Deutſchland.

Quid ego et populus mecum desideret, audi.
HORAT.

Herausgegeben
von
George Erichſon.

London,
bey James Gripht.
1820.

Universitäts-
München
Bibliothek

Manuſcript

aus

Süd-Deutſchland.

Einleitung.

Die Sehnsucht nach dem Bessern ist so alt als die Welt; doch wie vor Jahrtausenden zeigt sie sich heute noch in Jugendkraft, mit dem Muthe des neuen Lebens ausgerüstet, als wäre sie zugleich mit unsern Jünglingen geboren. Durch diese Erneuerung und Wiedergeburt verräth sie ihren göttlichen Ursprung.

Die Sehnsucht nach dem Bessern stammt aus der ewigen Ordnung; denn Entwickelung, nicht Stillstand sollte unsere Bestimmung seyn.

Darum erscheint das Erlangte nie als vollendet: Leiden, die es mit sich führt, beurkunden das Unvollkommene; sie wirken zugleich als Stachel der Seele, nicht nachzulassen in Anstrengung der Kräfte, die nach dem Höheren streben.

Das Gefühl der Leiden treibt die Menschen an, nach Hülfe zu suchen; doch wer das rechte Mittel angiebt, findet selten Gehör, öfter achten sie nicht darauf. Dann entdecken in der Folge die Geschichtforscher, daß es früher schon Seher gab, denen nicht geglaubt wurde, als sie sahen, — die erst von der Nachwelt verstanden wurden.

Wundern darf man sich darüber nicht: jene Männer traten aus dem gewöhnlichen Gange gegenwärtiger Dinge hinaus in das Gebiet der Zukunft; es war unbequem ihnen in unbekannte Gegenden zu folgen. Sie erstiegen eine Anhöhe, von wo sie das Ziel des Weges erkannten, auf welchem die Andern wandelten, ohne zu wissen wohin — begleitet vom Stolz der Unwissenheit. Der Stolze glaubt nur an sich selbst.

Darum treiben die Seher ein undankbares Geschäft, von dem sie jedoch nicht lassen können, weil immer Anlaß ist, über die Beschränkung der Gegenwart hinaus zu blicken, — weil die Noth der Zeiten ihre edelsten menschenfreundlichen Gefühle aufregt und diese sie antreiben, bey der Vernunft und Erfahrung diejenige Belehrung zu suchen, die bey den herrschenden Leidenschaften und Vorurtheilen nicht zu finden ist.

Die gegenwärtige Zeit ist darin den früheren Zeiten ähnlich, daß viele Menschen, unbekannt mit der Bedeutung jenes Strebens, gedankenlos in die Zeit hinein leben, von dunkeln Ahnungen und Wünschen getrieben, — ohne Klarheit über Richtung und Ziel.

Die gegenwärtige Zeit ist darin von den früheren Jahrhunderten verschieden, daß die Sehnsucht nach Verbesserung, die sonst nur auf das persönliche Behagen der Individuen sich bezog, jetzt auf den allgemeinen Zustand der Gesellschaft gerichtet ist, und daß die große Masse der Menschen mächtig von der Ueberzeugung ergriffen ist, es könne der gegenwärtige

Stand der Dinge in den bürgerlichen Verhältnissen kein bleibender seyn.

Diese Ueberzeugung kann eine allgemeine genannt werden, indem sie alle Klassen der Gesellschaft beherrscht, sie mögen etwas Verlornes wieder finden, oder etwas Neues erlangen wollen.

Die allgemeine Ueberzeugung theilt sich aber in zwey entgegengesetzte Meynungen. Die eine heißt: das Neue, das sich hervordrängt, muß unter die Gewalt des Alten gebracht werden, weil auf solche Art allein die Ordnung erhalten werden kann. Die andere Meynung erklärt das Alte für das erblaßte Bild einer Zeit, die nicht mehr ist, für die leere Form eines ehemaligen Organismus, für einen verdorrten Baum, durch dessen Adergeflechte sich keine Nahrungssäfte mehr bewegen; sie fordert Regeneration, und daß das Alte von dem Neuen seine Stärke erhalte, um mit verjüngtem Leben in die neue kräftige Ordnung aufgenommen werden zu können, um mit dem Neuen im Geiste und in der Materie vereint, erst die neue Ordnung zu schaffen.

Indem ein Theil der Menschen das Neue bekämpft, um es sich zu unterwerfen; indem ein anderer Theil dem Neuen das Recht des Daseyns und der freyen Entwickelung sichern will, streben alle nach einem Zustand der noch nicht ist.

Daher die allgemeine Ueberzeugung, daß es anders werden müsse.

Indem man sich aber für die eine oder die andere Meynung erklärt, führt man den erwünschten

Zustand noch nicht herbey, so wenig als seine Dauer dadurch gesichert wäre, wenn eine oder die andere Parthey augenblickliche Siege erkämpfte.

Was bleiben soll, muß auf die Natur der Dinge, und in sofern es Menschen betrifft, auf deren geistige und physische Kräfte, auf ihr Interesse der Erhaltung und des Wohlseyns gerichtet seyn.

Betrachten wir Europa. Wo ist ein festbegründeter dauernder Zustand? Ueberall Uebergang zur Erneuerung, oder allmähliges Absterben! —

„Das ist die Schuld der Aufwiegler, der zerstörenden Ideen!“

Es hat den Gang der Natur und der Geschichte wenig beobachtet, wer da glaubt, daß einzelne Menschen, oder durch sie verbreitete Ideen die große Umstaltung unsers Welttheils bewirken konnten. Der Einzelne ist ohnmächtig, wenn die Menge es nicht in ihrem Interesse findet, sich mit ihm zu verbinden. Und was man Ideen nennt, ist nur das geistige, dem Bewußtseyn übergebene Bild dessen, was früher in der Wirklichkeit, in tausend Verhältnissen der Menschen, da war, und ihr Thun und Treiben beherrschte, ohne daß sie sich dessen bewußt waren.

Diese Verhältnisse zu kennen, dieß Treiben zu ergründen, und dabey auszumitteln, in wiefern die Besonnenheit dem unaufhaltsamen Andrängen der Zeit zu Hülfe kommen könne, damit die erwachten Kräfte nicht zerstörend auf die Ruhe der Staaten wirken, — dieß ist die zu lösende Aufgabe.

Europa erkrankt, weil der Kampf der Meynungen und Leidenschaften entscheidet, wo nur die Weisheit entscheiden soll, und weil letztere faßt von allen Partheyen verkannt oder verlassen wird.

Betrachten wir unser deutsches Vaterland, ob es uns freudigere Aussichten eröffnet als die andern Länder Europa's! Hören wir auf seine Stimme, die rein widertönt in dem Herzen seiner edelsten Söhne. Seine Klagen, seine Wünsche und Hoffnungen, seine gebieterischen Anforderungen, können allein unsere Handlungen bestimmen. Nur in sofern wir für das Vaterland leben, hat unser Leben Werth und Würde. Das furchtbarste Unglück für den edlen Menschen wäre, wenn er das Schicksal seines Vaterlandes den finstern Mächten des Zufalls Preiß geben müßte. Es ist für ihn kein Glück, als wenn er dem Glauben vertrauen darf, daß im Geiste seines Volks, im Herzen der Besseren unter seinen Mitbürgern die sichere Bürgschaft sich findet, für Glück, Freyheit, Selbstständigkeit, Civilisation, und Macht des Vaterlandes. Denn nicht der Boden, den wir bewohnen, erhebt die Heimath zum Vaterlande: es giebt ein geistiges Land, wo unsere Sitten und Tugenden, wo unsere Seelen heimisch sind, und nur in sofern dieses Land mit der Heimath Eins wird, haben wir ein Vaterland. Der Boden kann vom Feinde überschwemmt, getheilt, die Bewohner können eine Zeit lang unterjocht werden; dennoch lebt das Vaterland fort in der Gesinnung seiner ächten Söhne. Nicht blos in Europa, selbst in Asien bewahrt die Ge-

schichte Beyspiele auf, daß ein lange unterdrücktes Volk plötzlich die Ketten brach und so das unsichtbare Vaterland wieder sichtbar machte. Die Revolution in Spanien erneuert diese Lehre der Geschichte. — Die Tyranney verbindet sich selbst die Augen, wo sie das Licht für Andere auszulöschen wähnt. Wird ihr zuletzt die Binde abgerissen, dann staunt sie über das neue fremde Land, in dessen Mitte sie sich befand ohne es zu ahnen.

Das Schicksal unseres Vaterlandes ist nicht dem der Spanier gleich: wir leben unter andern äusseren und inneren Verhältnissen, in einem ganz eigenen Zustande, wie kein anderes Volk in Europa. Daher müssen wir auf einen andern Gang unserer politischen Entwickelung uns vorbereiten.

Indessen theilen wir mit allen andern Ländern Europa's die Ueberzeugung, daß unser jetziger Zustand nicht bleibend seyn könne.

Diese Ueberzeugung ist nicht revolutionär.

Es mag Menschen in Deutschland, wie überall geben, welche, weil sie nichts zu verlieren haben, eine Veränderung, eine mehr oder minder gewaltsame Revolution wünschen. Die feigen, egoistischen Wünsche dieser Menschen sind kein Beweis, daß alle, welche eine Umwandlung auch in Deutschland als unvermeidlich voraus sehen, deswegen Revolutionäre sind. Es giebt Männer, entschlossene, treue Anhänger der Ordnung, welche aufrichtig ihr Vaterland lieben, d. h. ihm die höchsten politischen Schätze, National-Freyheit, Unabhängigkeit, Fortschreiten in der Civilisa-

tion, Ruhe und Sicherheit erhalten wollen, und eben deswegen den gegenwärtigen Zustand als beunruhigend, als nothwendig wandelbar anerkennen. Denn betrachten wir unsere Lage in ihrer Eigenthümlichkeit, und fragen wir wo Bürgschaft ist, daß die allgemeinen Interessen des Vaterlandes, der Nation, gesichert sind?

Das Vaterland ist getheilt in verschiedene Staaten; gleichwohl haben alle ein gemeinschaftliches Interesse sich zu schützen gegen fremde Uebermacht, die uns hindern würde, unserer eigenen Bewegung zu folgen, d. i. an unserer eigenen Entwickelung und Consolidirung zu arbeiten; die uns in den Strom fremder Gewalt ziehen, und von dem Ziel unserer Selbstständigkeit ableiten würde. Weil nun die verschiedenen Staaten ein gemeinschaftliches Interesse haben, weil ihre Bewohner in gemeinschaftlicher Sprache, in mehr oder minder gleichen Sitten, in ähnlichen Gesetzen sich als Landsleute erkennen: so muß es erlaubt seyn von einer deutschen Nation zu sprechen, wie vor den Siegen über Napoleon in offiziellen Aktenstücken rühmend von ihr gesprochen wurde.

Diese Nation hat, wie jede andere, ihre Nachbaren, von denen sie unterschieden werden muß, auch wenn Theile des gemeinschaftlichen Vaterlandes mit fremden Staaten so innig verbunden wären, daß diese Theile nicht der eigenen rein deutschen Bewegung folgen könnten, sondern dem fremden zunächst mächtigen Impuls nachgeben müßten.

Dieß leitet uns auf eine andere Eigenthümlichkeit unsers Vaterlandes: es ist nicht blos in verschiedene

Staaten getheilt, sondern bedeutende Provinzen desselben sind theils mit fremden Ländern verbunden, und bilden mit diesen nicht sowohl einen deutschen als einen europäischen Staat; z. B. Preußen. Theils sind deutsche Länder wirklich fremden Staaten unterworfen, die nicht immer einerley Interesse mit dem des unvermischten Deutschland's haben; z. B. Holstein, Hanover, Oesterreich.

So ist also das Interesse des Vaterlandes mannigfaltig in das seiner Nachbaren verflochten. Sowohl diejenigen auswärtigen Mächte, welche deutsche Provinzen besitzen, als die andern können nicht gleichgültig dabey seyn, ob das Interesse des unvermischten Deutschland's durch irgend was immer für Umstände befördert oder gefährdet werde.

Diese Verwickelung unseres Interesse hat Vielen, welche über den Zustand des Vaterlandes nachdachten, verderblich geschienen: sie haben von Herstellung einer Einheit gesprochen, wodurch den Nachtheilen der Zerstückelung vorgebeugt werden sollte. Diese Menschen gleichen den Baumeistern, welche ohne Fundament und Gerüste einen Thurm bauen wollen; welche die Zeit als das wichtigste Element politischer Bildungen nicht in Anschlag bringen.

Die Zerstückelung wird dadurch nicht aufgehoben, daß man sie in ohnmächtiger Rede für verderblich erklärt; sie ist durch die wirkliche Macht vieler Staaten beschützt, woraus Verhältnisse hervorgehen, die keine Theorie vernichtet.

Es ist daher nicht im Sinn derjenigen, welche plötzlich vereinigen möchten, wenn hier auf die Verschiedenheit des Interesse der unvermischten deutschen Staaten, von dem der anderswo verbundenen oder unterworfenen deutschen Länder, und dem der größtentheils in Deutschland gelegenen europäischen Mächte aufmerksam gemacht wird.

Der deutsche Bund soll zwar alle diese Interessen verbinden; doch auch das Verbundene kann nur dadurch gehörig verstanden und gewürdiget werden, daß man es in seine verschiedenen Bestandtheile, wenigstens in Gedanken, wieder auflöst, und jeden einzelnen Theil, seiner Natur und Wesenheit nach, nach Gesetzen der politischen Chemie, der politischen Wahlverwandtschaft, prüft. Daley dürfte sich vielleicht ergeben, daß bey aller jener Verschiedenheit es möglich sey, von dem Interesse der deutschen Nation zu sprechen. Denn es könnte ein solches darunter verstanden werden, welches zwar Sicherheit fordert für die Ruhe und Selbstständigkeit der unvermischten deutschen Staaten, ohne daß jedoch die andern Staaten dadurch gefährdet würden; ja es wäre vielleicht möglich daß letztere sogar, in Beziehung auf ihre anderen, europäischen Verhältnisse, selbst größere Sicherheit dadurch gewinnen könnten.

Soll der öffentliche Zustand in Deutschland bleibend seyn, so muß er diesem wohlverstandenen Interesse der Nation entsprechen, er muß darauf gegründet seyn. Würde sich dagegen zeigen, daß er, statt die allgemeine Wohlfahrt des Vaterlandes durch Ver-

schmelzung der einzelnen Interessen seiner Theile zu befördern, vielmehr Zwenspalt, Mißtrauen gegen offene oder versteckte Gewalt der größeren Mächte, und die Nothwendigkeit herbey führe, fremde Hülfe zu suchen: so würde in diesem Fall sich ohne Gabe der Prophezeihung voraus sagen lassen, daß Deutschland, wenn es nicht erobert werden oder nach wie vor dem glücklichen Sieger für fremde Zwecke folgen soll, nothwendig eine andere Gestalt annehmen muß, die seine Selbstständigkeit und Ruhe zuverläßiger verbürgt, als die bisherigen allgemeinen Anstalten thun konnten.

Soll der öffentliche Zustand in Deutschland dauernd seyn, so muß er sowohl das allgemeine Interesse der Nation, als das besondere der einzelnen Staaten sicher stellen. Die bestehenden Staaten in einen zu verschmelzen ist unmöglich. Unmöglichkeiten sind aus dem Bereich der Politik ausgeschlossen. Süd- und Nord-Deutschland sind durch die Natur, durch National-Charakter, Handelsinteresse, durch die Verhältnisse zu ihren Nachbaren, auffallend verschieden. Welche Wirkung künftige Jahrhunderte auf diese Verschiedenheit haben können, läßt sich noch nicht bestimmen. Zur Stunde ist die Scheidung zwischen Norden und Süden mächtiger, als der Traum von fernen Zeiten, der sie als ausgeglichen vorbildet.

Das Interesse der bestehenden Staaten ist wichtig und darf nicht übersehen werden, bey Beurtheilung der möglichen Dauer unsers gegenwärtigen Zustandes. Es giebt freylich einige so kleine Staaten unter uns, daß es der Politik schwer fallen muß und als un-

möglich erscheint, den Zusamenhang des Interesse derselben mit der Sicherheit und Selbstständigkeit des gemeinsamen Vaterlandes ausser Zweifel zu sezen. Es giebt aber auch Staaten unter uns, deren Macht Achtung fordert nicht blos durch ihre Armeen, sondern selbst durch ihre Allianz mit der öffentlichen Meynung. Sehen wir auf unser Baiern, das seine Regeneration vollbracht hat und mit Jugendkraft da steht zum Schuz und Schirm der unvermischten Deutschen. Wer wollte sich diese Stüze rauben lassen? Alle seine minder mächtigen Nachbarn müßten vielmehr in der Bürgschaft, welche dieser Staat für seine Sicherheit erhielte, zugleich eine allgemeine für das gesammte Vaterland erkennen, und also zur Erreichung derselben mitwirken.

Soll endlich der öffentliche Zustand in Deutschland dauernd seyn, so ist nicht minder nothwendig, daß die benachbarten Mächte kein Interesse haben, eine Veränderung zu wünschen, daß sie vielmehr im Bestande desselben ihr eigenes Interesse gesichert sehen.

Nach diesem dreyfachen Gesichtspunkte also, nach dem wohlverstandenen Interesse a) der Nation, b) der bestehenden deutschen, und c) der europäischen an Deutschland gränzenden Staaten, ist die Prüfung anzustellen, ob der gegenwärtige politische Zustand in Deutschland bleibend seyn könne.

Auf diese Prüfung ist der Zweck der gegenwärtigen Schrift gerichtet.

Jeder gegenwärtige Zustand hat aber seine Quelle in der Vergangenheit; um ihn zu verstehen und rich-

tig zu beurtheilen, ist es nothwendig zurück zu blikken in die frühere Zeit, in welcher er geworden ist, was er gegenwärtig ist. Darum haben wir zuerst Deutschlands Schicksal zu betrachten während den letzten Jahren des deutschen Reichs, zur Zeit des Regensburger Rezesses, des Rheinbundes, der Allianz gegen Napoleon; sodann haben wir den gegenwärtigen Zustand seit Errichtung des deutschen Bundes zu untersuchen. Aus allen Thatsachen, die wir auf diesem Wege der historischen Uebersicht sammeln, sind die Resultate zu ziehen, mit deren Hülfe wir die Gegenwart verstehen und die Zukunft zu berechnen lernen können.

Erstes Kapitel.

Das deutsche Reich. Andeutungen aus seiner älteren Geschichte. Zustand desselben vor dem Ausbruch der französischen Revolution. Verhältnisse der größern Staaten (Oesterreich und Preußen) gegen das Reich. Geistliche Fürstenthümer. Grafen-Collegien. Geistliche Staaten. Freye Reichsstädte. Ritterschaft und Ritterorden. Welche Bürgschaft für Selbstständigkeit des Vaterlandes gewährten die Institutionen des Reichs? Wo war Sicherheit für ihre Dauer in politischen Crisen?

Die Verfassung des ehemaligen deutschen Reichs ist ein Labyrinth, in dessen verworrene Gänge sich viele Staatsmänner verirrt haben, ohne den Faden der Ariadne zu finden, der den Ausgang gesichert hätte. Ein politisches Erdbeben hat endlich dieses Werk finsterer Jahrhunderte verschüttet, ehe Plan und Bedeutung desselben der Welt klar geworden waren.

Doch hört man noch bisweilen bedauern, daß die mühsame Arbeit unserer Väter zu Grunde gegangen. Ist dieß Bekanntschaft mit dem ehemaligen Zustande des Vaterlandes, oder nur ungerüste Erinnerung der zu-

fälligen vorübergehenden Behaglichkeit, welche die Vorzeit gestattete, und die Gegenwart nicht mehr begünstiget? Es giebt ein unverdientes Glück, wenigstens ein solches, woran Erfindungsgabe, Besonnenheit und andere Geisteskräfte unschuldig sind. Auf dauernden Wohlstand der Reiche kann nur dann gerechnet werden, wenn der Verein aller Kräfte der Gesellschaft in der Staats-Gewalt, zur Sicherung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Vaterlandes verwendet wird. Wo die Kräfte immerwährend getheilt werden, und das allgemeine Streben dahin gehet, den augenblicklichen Gewinn der Theile, auf Kosten des Ganzen, zu erhaschen, da trägt der Organismus des Staats den Keim der Verwesung in sich, und reift der Auflösung entgegen.

Als die Deutschen zuerst in der Geschichte auftraten, waren sie in vier oder fünf Hauptstämme getheilt, denen, wenigstens im Kriege, Herzoge oder Könige vorstanden. Als solche Stämme findet man sie mehrere Jahrhunderte hindurch unter dem Namen der Franken, Sachsen, Allemannen (Schwaben) und Baiern. Ansehnliche Theile des heutigen Deutschland's waren das Eigenthum Slavischer Völker. Jenseits des Rheins wohnten Gallier.

Im Anfange des fünften Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung giengen mehrere Schwärme raublustiger Deutschen über den Rhein und setzten sich in Gallien fest, ohne jedoch die Verbindung mit dem Vaterlande aufzugeben. Unter diesen Eroberern zeichneten sich die Franken aus. Sie stifteten eine eigene Monarchie,

und unterwarfen sich bald die andern gallischen Eroberungen ihrer Landsleute.

Ein großer Theil von Deutschland, Ostfranken und Allemannien, mußte ihre Oberherrschaft anerkennen. Sachsen behielt bis auf Karl den Großen seine Unabhängigkeit. Baiern, nachdem es aufgehört hatte, eine römische Provinz zu seyn, war dem ostgothischen Königreich Italien unterworfen; löste aber diese Verbindung wieder auf, und hatte eigene Könige, die jedoch schon im sechsten Jahrhundert die Hoheit der fränkischen Monarchen anerkennen mußten. Damals gehörte zu Baiern auch Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz, Tyrol und Salzburg. Mehrere Versuche der tapfern Baiern, sich frey zu kämpfen, mißlangen. Karl der Große entsetzte den letzten Fürsten aus dem einheimischen alten Geschlecht der Agilolfinger, und ließ das Land durch seine Beamte regieren.

Unter Karl dem Großen erhielt Mittel-Europa eine andere Gestalt. Seine Monarchie umfaßte Frankreich, den größten Theil von Italien mit Einschluß von Rom, und ganz Deutschland bis an die Weichsel. Seit den Zeiten der Römer hatte Europa kein so großes Reich gesehen. Es war das Werk eines einzigen Mannes, der hoch über sein Zeitalter stand, und daher von der Vorsehung bestimmt zu seyn schien, die Kräfte so vieler Völker zu vereinen, um die Civilisation zu verbreiten und ihre Entwickelung zu sichern. Seine Einrichtungen waren weise, und verdienen, mit Berücksichtigung des damaligen Zustandes der geistigen

Cultur, noch gegenwärtig die Achtung der Geschichtforscher. Aber die Welt war nicht reif für den Verstand seiner Maaßregeln, und auf keinem seiner Nachfolger ruhte der Geist des großen Ahnherrn. Daher zerfiel sein Werk und die Welt verirrte sich von Neuem in den dunkeln Wegen, die zur Barbarey und Verfinsterung führen. Die politische Vereinigung der Völker loste sich auf unter den Händeln, die sich immer mehr zwecklos ins Einzelne verloren. Die Bischöfe von Rom maßten sich jedoch bald die Herrschaft an, welche die Schwäche der Nachfolger Karls des Großen sich hatte entreissen lassen. Der Aberglaube trat an die Stelle der politischen Macht: er fesselte die Geister, um desto sicherer über die Leiber gebieten zu können. Die Welt hat ein Jahrtausend lang sich von diesen Fesseln nicht frey kämpfen können.

Unter Karl dem Großen und seinem Sohne Ludwig dem Frommen, war Deutschland ein Bestandtheil der fränkischen Monarchie. Ludwigs des Frommen Söhne theilten die Erbschaft, und dem jüngern Sohne, Ludwig der Deutsche genannt, fiel Deutschland zu, das jetzt zuerst als ein eigenes Reich erscheint.

Karl hatte die Macht der großen Vasallen gedemüthiget, und den Rechten der Krone eine wohlthätige Ausdehnung gegeben. In Deutschland ließ er die großen Befehlshaberstellen (Herzogthümer) zum Theil unbesetzt, und theilte das Land in kleinere Distrikte, deren Verwaltung er Grafen (Grave, Graue, gleichsam Aldermänner) anvertraute. Diese Grafen waren, sowie dasselbe von den Herzogen gilt, königliche Be-

amte, wurden vom König ernannt und konnten von ihm abberufen werden. Unter Karls Nachfolgern benutzten die großen Vasallen und Kron-Beamten bald die Schwäche ihrer Regenten, wie sie früher schon, unter den rois fainéants aus dem Geschlecht der Merovinger, mit Glück versucht hatten die Central-Gewalt des Staates zu sprengen, und die Trümmer derselben als Beute unter sich zu theilen.

Die gute alte Zeit der Usurpationen war für sie wieder gekommen, seitdem sie aufgehört hatten, die Ueberlegenheit Karls des Großen zu fürchten. Die Söhne der Herzoge machten Ansprüche auf die Stellen ihrer Väter und setzten sich wohl im Besitz derselben, ehe sie vom Könige dazu ernannt waren.

Die Grafen folgten diesem Beyspiele. Dieß ist der Ursprung der erblichen Würden in Deutschland, welche jedoch erst im zwölften Jahrhundert als allgemeines Recht geltend gemacht wurden. Unter solchen Beamten war, besonders in einem rohen Zeitalter, im Innern an keine Ruhe, Sicherheit, Gerechtigkeit und Ordnung zu denken. Um sich in ihren Usurpationen der Kronrechte zu erhalten, suchten die Beamten Anhang in ihren Provinzen zu gewinnen; sie erkauften diesen durch Nachlaß der Strenge gegen ihre Untergebenen, was natürlich die Reichen und Angesehenen ihrerseits benutzten, um ihr Uebergewicht über die Armen und Schwachen weiter auszudehnen. Auf solche Art organisirte sich der Druck des Volks im Innern; es gab nur Herren und Sklaven.

Jeder kleine Usurpator war dabey mehr beschäftiget, sich den Besitz seiner Bemächtigung, als das Kriegswesen nach Aussen zu sichern, zu dessen Aufrechthaltung der Vasall verpflichtet war. Die Nachbaren merkten bald die Schwäche der Deutschen, und versuchten Einfälle in deren Gebiet. An eine allgemeine Hülfe von Seiten des Hofes, der mit seinen Vasallen im Kampf lag, war nicht zu denken. Die bedrohte Gegend suchte sich so gut als möglich selbst zu schützen. Die Reichen erbauten Bergschlösser, die sie befestigten. Sie verschenkten Ländereyen an tapfere Reuter, unter der Bedingung, ihnen im Felde oder in der Burg zu dienen. So schufen sie sich selbst Vasallen, bauten Festungen und errichteten eine von der Krone unabhängige Kriegs-Macht. Diese rohen Krieger hatten nichts gelernt, als mit andern Barbaren zu fechten; darin setzten sie Ehre und Ruhm. War der äussere Feind abgetrieben, so wurden sie von der Langenweile geplagt; oft mochte auch der Reichthum bald verprasst seyn und die Noth sich einstellen. Die Krieger schickten sich also an, ihre Macht gegen Reisende und Nachbaren zu missbrauchen, um durch Raub die Bedürfnisse der Schwelger zu decken. Dieß ist der Ursprung der Ritterburgen und des Ritterwesens, wovon unsere Romanenschreiber so viel geträumt haben, bis sie die Köpfe unserer Jünglinge verwirrten und falsche Ansichten über die Vorzeit verbreiteten.

Die Plünderung der königlichen Rechte führte zur Anarchie, diese erzeugte die Nothwendigkeit sich selbst zu vertheidigen, woraus das Faustrecht her-

vorgieng. So artete schnell das Lehnswesen in den fürchterlichsten Unfug aus.

Viele wollen in den Usurpationen der Vasallen und Kron-Beamten eine die Freyheit beschützende Einschränkung der königlichen Macht durch die Stände sehen. In solchen Irrthum verfällt man, wenn man neuere Begriffe auf alte Zeiten überträgt. Stände sind der Verein aller Klassen der Nation zur Aufrechthaltung der allgemeinen Sicherheit, zur Concentration der Kräfte, damit nicht Willkühr über die einzelnen Kräfte gebiete, sondern das allgemeine Interesse seine Sprecher und Vertreter finde. Die Deutschen Reichsstände waren in den ältesten Zeiten gerade das Gegentheil eines solchen Vereins zum Schutz und Schirm der allgemeinen Sicherheit, der Selbstständigkeit des Staates. Sie sahen die im Königthum vereinte Staatsgewalt als eine theilbare Summe von Vermögen an, und jeder suchte so viel als möglich davon in seinen unabhängigen Besitz zu bekommen, um willkührlich damit zu schalten, — unbekümmert, ob durch diese Theilung der Werth des Ganzen zerstört würde. Also weit entfernt die königliche Macht einzuschränken, und der Willkühr ein Gegengewicht zu setzen, vervielfältigten die deutschen Stände nur diese Macht, um der Willkühr tausend Organe statt eines zu geben. Diese tausendfache Willkühr nannten sie die deutsche Freyheit, — eine Freyheit, mit welcher weder Ordnung im Innern noch Sicherheit nach Aussen bestehen konnte.

Deutschland, ursprünglich ein Erbreich, ward nach und nach ein Wahlreich, und dieß trug nicht wenig dazu bey, die Usurpationen der Vasallen und Kron-Beamten zu verewigen. Im zwölften Jahrhundert ward nicht nur die Erblichkeit der Herzogthümer und Grafschaften allgemein, sondern die Söhne theilten wieder den Besitz ihrer Väter unter sich, wobey Deutschland in eine Menge von Fürstenthümer und Grafschaften zerfiel, und so die Staatsgewalt bis ins Unendliche zersplittert wurde. Den gewählten Kaisern war es weder möglich diesem Unfuge zu steuern, noch fanden sie es ihrem persönlichen Interesse gemäß, denn wie früher die königliche Macht, so wurde jetzt die Macht der großen Vasallen durch Theilung geschwächt. Die kleinen Fürsten fiengen auch bald an, die Macht eines großen Nebenfürsten mehr zu fürchten, als den Kaiser. Daher unterstützten sie den letztern gegen die mächtigen Guelfen, und freuten sich, als Heinrich der Löwe gedemüthiget wurde. Diese Unterstützung aber leisteten sie dem Kaiser nicht freywillig als gehorsame Unterthanen, sondern verkauften ihre Hülfe gegen neue Gerechtsame, die ihnen der Kaiser einräumte. Dabey sorgte jeder nur für sich. An ein allgemeines Interesse des Reichs ward nicht gedacht.

Nothwendig hätte dieser anarchische Zustand das Vaterland zur Eroberung der Nachbaren machen müssen; aber diese befanden sich, wo möglich noch tiefer in Barbarey und einheimische Kriege versunken, was dann den Deutschen, ohne ihr Verdienst, die Unabhängigkeit sicherte.

Die Kaiser suchten ein Gegengewicht zu schaffen gegen die Macht ihrer Vasallen. Sie legten viele Städte an, denen sie die eigene Gerichtsbarkeit gaben und Unabhängigkeit von der Gewalt der Herzoge, Grafen und Dynasten. In diesen freyen Städten, die es mit dem Kaiser hielten, bildete sich ein neuer freyer Stand, der Bürgerstand, unter welchem Industrie und Kunstsinn erwachten, wodurch zuerst die rauhen Sitten der Ritterzeit gemildert wurden. — Die Kaiser beschützten auch die Erzbischofe und Bischöfe, deren Ernennung von ihnen abhieng, und die so lange des Reichs-Oberhauptes Freunde und Stütze waren, bis Rom sich ihrer als der furchtbarsten Waffe gegen die Kaiser bediente, nachdem es den Päbsten gelungen war, die Investitur an sich zu reissen. — Endlich setzte der Kaiser als Gegengewicht den Herzogen neue, von ihm ernannte Beamte, die Pfalzgrafen, zur Seite, deren Macht als kaiserliche Landrichter, Verwalter der kaiserlichen Kammergüter und Stellvertreter der Herzoge in deren Abwesenheit, dem Kaiser das Uebergewicht in den Provinzen sichern sollte. Aber diese Pfalzgrafen wurden bald Usurpatoren, wie früher die Herzoge und Grafen: sie setzten sich in erblichen Besitz der übertragenen Gewalt, und vermehrten nur die Zahl der Fürsten, welche Theile des Reichs als ihr Eigenthum behandelten, und die Hoheitsrechte darin ausübten.

Pabst Hildebrand hatte sich Gewalt über den Kaiser angemasst, da doch früher die Päbste Unterthanen der Kaiser gewesen waren. Er verband sich mit

den herrschsüchtigen Fürsten, unterwarf sich die Geistlichkeit, und konnte nun mit List und Bann den Herrn in Deutschland spielen. So ward vollends das kaiserliche Ansehen untergraben, und die Anarchie vom Oberhaupte der christlichen Kirche, wenn man so sagen darf — geheiliget. *)

An Einheit und Unabhängigkeit des Reichs war nun nicht mehr zu denken.

Dieß Gewimmel von Staaten wurde durch andere Umstände noch vermehrt. In der Zeit des großen Zwischenreichs, das als die Blüthe der deutschen Verwirrung (oder Freyheit?) anzusehen ist, ereignete sich das Aussterben dreyer großen Häuser, der Babenberger in Oesterreich, der alten Landgrafen von Thüringen, und der Hohenstaufen in Schwaben.

---

*) Die Unterwürfigkeit, der schuldige Gehorsam der Kaiser gegen den Pabst wurde bis auf die neuesten Zeiten durch feyerliches Versprechen anerkannt, wenn gleich man es mit der Erfüllung nicht so genau nahm. Der Erzbischof von Mainz fragte jeden Kaiser bey der Krönung:

„Willst du dem heiligen Vater und der heiligen „römischen Kirche die schuldige Unterwürfigkeit und „Treue ehrerbietig erweisen?“ (Vis sanctissimo in Christo Patri et Domino Romano pontifici et sanctae Romanae ecclesiae subjectionem debitam et fidem reverenter exhibere?) Und der Kaiser mußte dieß eidlich versichern.

Oesterreich ward von dem Kaiser Rudolph von Habsburg seinem Sohne gegeben. Unter den Nachkommen dieses neuen Hauses ist Oesterreich mächtiger als das Reich selbst geworden. — Unter ihnen hat Deutschland das wunderliche Problem gelöst, wie in der Wagschale der Staaten ein Theil mehr wiegen kann als das Ganze. Diese Lösung, oder vielmehr dieser Widerspruch gegen die Natur der Staaten, ist bis auf den heutigen Tag das Grundgesetz, wenigstens das charakteristische Kennzeichen der Verfassung des Vaterlandes geworden.

Von Thüringen ward ein Theil mit der Markgrafschaft Meißen vereint, ein anderer constituirte sich als ein neuer Staat, als die Landgrafschaft Hessen.

Die Hohenstaufische Erbschaft, d. i. die drey Herzogthümer Franken, Schwaben und Elsaß, ward furchtbar zersplittert. Nur ein Theil derselben kam an die Häuser Baden und Würtemberg. Jeder glaubte zugreifen zu können; die Städte, die Prälaturen, ja alle Ritter, die bisher unter den Herzogen gestanden hatten, erklärten sich für emancipirt und bildeten nun soviel neue Miniatur-Staaten, mit geplünderten Hoheitsrechten ausgestattet. Erst in neuern Zeiten konnte in jenen Gegenden, durch den Untergang des Reichs, dieser heillosen Zerstückelung gesteuert werden.

Das Faustrecht mußte alle Gerechtigkeit verbannen. Die Bündnisse der Städte, der alte Rheinbund der schwäbische Bund und die Hanse, zur gegenseitigen Beschützung, wobey sie zugleich mit auswärtigen

Mächten Krieg führten oder Allianzen schloßen, sind ein Beweis, daß schon in damaliger Zeit das Reich, als Gesammtstaat nur dem Namen nach existirte.

Nicht allein in Beziehung auf das Reich und die einzelnen Staaten gegen einander, sondern in diesen letzteren selbst wüthete die Anarchie, auf das Faustrecht gestützt, in ungebundener Gewalt fort. Zu einem wahren Plünderungssystem verbanden sich oft die Ritter gegen ihre Landesfürsten; und benachbarte Fürsten traten dem Bunde bey. Die Geschichte bewahrt die grauenvolle Erinnerung an den Bund der Gesellen der alten Manne, der Hörner, der grimmigen Löwen u. s. w. welche Hessen und die umliegende Gegend verheerten. Deutschland glich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einer Mördergrube. Nur in den Städten wurde von den Bürgern Ordnung und Gerechtigkeit erhalten. Der Bund der Städte war auf gemeinschaftliche Sicherheit gerichtet. Das System des Adels dagegen mußte Unordnung, Ungerechtigkeit, Plünderung, eine vollständige Anarchie herbeyführen. Dürfte man stolz auf die Thaten der Ahnen seyn, so haben die Deutschen Bürger ein größeres Recht dazu als der deutsche Adel, dessen Vorfahren Räuber und Mörder waren.

Nicht die goldene Bulle, nicht der sogenannte ewige Landfrieden, nicht die neu errichteten Reichstribunale konnten dem Uebel abhelfen. Erst als in den größern Fürstenthümern das Recht der Erstgeburt eingeführt und dadurch der weiteren Zerstückelung

vorgehengt wurde, als mehrere Häuser ausstarben und sich wieder größere Massen bildeten; als bey der Eintheilung des Reichs in Kreise die ausschreibenden Fürsten sich größeren Einfluß und Ansehen erwerben konnten: dann erst fieng man an, Spuren von Ordnung und Sicherheit wieder zu finden. Aber diese Ordnung und Sicherheit, war, was wohl bemerkt zu werden verdient, nicht dadurch möglich, daß die größeren Fürsten ihre Macht zur Verstärkung der Reichsgewalt verwendeten; sondern vielmehr dadurch, daß sie sich vom Reiche immer unabhängiger zu machen suchten. Denn vom Reiche war nun einmal in seinem durchaus unheilbaren Zustande, weder Ordnung noch Sicherheit zu erwarten. Die Fürsten suchten also sich im Innern ihrer Erblande zu consolidiren und durch Bündnisse mit auswärtigen Fürsten zu verstärken. Die benachbarten Mächte, die selbst aus dem Kampf der Feudalunordnung hervorzutreten anfiengen, merkten gar bald, daß der Zustand des deutschen Reichs ihnen gestattete, sich in die Angelegenheiten desselben zu mischen. Die schlauen Päbste waren es nicht allein, die davon Gebrauch machten. Bey dem Streite zwischen den Gegen-Kaisern Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, wobey der Pabst Ludwigen mit dem Bann und ganz Deutschland mit dem Interdikt strafte, war die Einmischung Frankreichs unverkennbar. Schon zur Zeit des ersten Vereins der Churfürsten, hatte sich Böhmen mit Frankreich verbunden. Seitdem haben oft die deutschen Fürsten, in der Verbindung

mit dieser letzteren Macht, sich zu schützen und zu verstärken gesucht.

Die Furcht vor der Macht Karls des Fünften, vereinte zuerst die deutschen Fürsten und andere Reichsstände, zur Ergreifung einer allgemeinen Maaßregel, die ihre, auf mannigfaltige Art erlangten Gerechtsame sichern sollte. Sie setzten bey seiner Wahl eine förmliche Wahl-Capitulation fest, die der neue Kaiser beschwören mußte. Diese Sicherheits-Maaßregel hat sich bis zum Untergange des deutschen Reichs erhalten, und war, bey der Verbindung, in welche nach und nach die europäischen Mächte getreten waren, allerdings ein Mittel, die kleinern Staaten gegen Oesterreichs Uebermacht zu schützen. Es ist merkwurdig, daß die Stifter des deutschen Bundes an keine solche Capitulation gedacht haben. Es hätte deren eine doppelte, sowohl mit Oesterreich als mit Preußen, bedurft.

Ein ausserordentliches Ereigniß, die Reformation, veränderte endlich den ganzen damaligen Zustand des deutschen Reichs. Die Allgewalt der Päbste wurde gebrochen, das Gebäude des Aberglaubens kräftig erschüttert, die versuchte Alleinherrschaft Oesterreichs unmöglich gemacht, und der Wiedervereinigung zerstückelter Länder in größere organisirte Massen ein mächtiger Vorschub geleistet. Das Reich, das dem Namen nach die Einheit behielt, theilte sich gesetzmäßig in die doppelte Verbindung der katholischen und protestantischen Reichs-Stände. Es wurden förmliche Kriegsbündnisse unter den Anhängern und

Gegnern der Reformation geschlossen. Der Krieg gegen Oesterreich wurde von den mächtigsten protestantischen Fürsten als eine heilige Pflicht erkannt, welche die Religion nicht minder als das Vaterland forderte. Der Schmalkalden'sche Bund gab das Beyspiel, daß eine Macht in Deutschland möglich sey, welche selbst dem Kaiser und seinen katholischen Bundesgenossen furchtbar wurde. Der Churfürst von Sachsen fast allein, zwang den Kaiser zum Passauer-Vertrage. Viele geistliche, bisher unmittelbare Staaten wurden sekularisirt, mit den Ländern der Fürsten, in deren Gebiet sie lagen, vereint, und die Einkünfte derselben zum allgemeinen Nutzen verwendet.

So näherte sich Deutschland allmählig seiner ursprünglichen Einrichtung in vereinte Stämme! Das Recht der Erstgeburt, das im sechszehnten Jahrhundert fast allgemein in den größern Staaten eingeführt wurde, half kräftig dazu mit.

Indessen war die Zerstückelung immer noch unendlich groß, und es fehlte viel, daß die Reichsstände dieselbe als die eigentliche Quelle der bisherigen Leiden des Vaterlandes anerkannt hätten. Persönlicher Ehrgeiz, dem die Vorsehung oft die Angelegenheiten des Staats anvertraut, wenn die Menschen für helle Erkenntniß seiner Bedürfnisse noch nicht reif sind, persönlicher Ehrgeiz, sage ich, und Vergrößerungssucht leiteten die Fürsten in ihren Unternehmungen das Getrennte wieder zu vereinen, ohne daß sie sich wären bewußt gewesen, wie sie dadurch zugleich die Wiedergeburt des Vaterlandes vorbereiteten. Bey dem wes-

phälischen Frieden waren zu viel Interessen, selbst der auswärtigen Mächte, im Spiele thätig, als daß die Idee einer selbstständigen Vereinigung der einzelnen Theile Deutschlands hätte verstanden und unterstützt werden können. Die Diplomaten der damaligen Zeit beschränkten sich darauf, die verschiedenen Bestandtheile und Mächte des Reichs so gegen einander abzuwägen, daß sie sich wechselsweise das Gleichgewicht halten konnten. Sie arbeiteten auf den Kongressen zu Münster und Paderborn zwar nicht dahin, einer oder zwey vorherrschenden Mächten das Uebergewicht zu sichern, und handelten dabey unstreitig so weise, als selbstständig und patriotisch; aber sie thaten auch nichts, oder konnten nichts thun, die wahre Unabhängigkeit und Sicherheit des gemeinschaftlichen Vaterlandes durch kräftige, und lebendige Institutionen zu sichern, und den allmähligen Uebergang in größere Massen vorbereitend zu befördern. Sie begnügten sich damit, die bereits erfolgten Sekularisationen als rechtskräftig anzuerkennen, ohne neue für zuläßig zu erklären. Sie gaben den Evangelischen gleiche Rechte mit den Katholischen, und setzten fest, daß die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage nicht entscheiden solle, wenn beyde Religionstheile verschiedener Meynung wären. Für diese itio in partes wußten sie keine Entscheidung in der vereinten Staatsgewalt zu finden, und gaben damit auf das unzweydeutigste zu erkennen, daß Deutschland kein mit sich selbst einiger Staat sey, in welchem,

seinem Begriff und seiner Natur nach, eine gesetzmäs-
sige Uneinigkeit seiner Theile unmöglich seyn sollte.
Sie bestätigten den Fürsten und anderen Reichsstän-
den die Hoheitsrechte, in deren Besitz sie waren, und
standen ihnen das Recht auswärtiger Bündnisse zu,
um sich ihre Erhaltung zu sichern. Wenn sie dabey
Bündnisse gegen Kaiser und Reich untersagten, so war
dieß eine Förmlichkeit ohne Consequenz; denn nach
wie vor sind Bündnisse gegen Kaiser und Reich un-
gestraft geschlossen worden.

Das seltsamste Resultat dieses Friedens war, daß
ein völlig fremder Staat Mitglied des Reichs wurde.
Ein Beyspiel, das nachher, unter andern Verhältnissen,
mehrfach erneuert wurde, wobey Deutschland fast in ein
unter den europäischen Mächten getheiltes, oder von ih-
nen abhängiges Land umgeschaffen zu seyn schien. Es
zeigte sich in allem, daß der westphälische Friede viel-
mehr darauf abzielte, die vorhandene Zerstückelung zu
organisiren und ihre Dauer zu verewigen, als für
Deutschland die Kraft und Selbstständigkeit eines Ge-
sammtstaates zu erwerben, mit einem Worte den
Deutschen ein politisches Vaterland zu geben.

Viele wichtige Fragen, deren Beantwortung wesent-
lich in Zusammenhang mit der Verfassung und Sicher-
heit des Reichs standen, wurden auf den Kongressen
unentschieden gelassen, und der Erörterung des nächsten
Reichstages anheim gestellt. Dieser Reichstag sollte in
sechs Monaten nach dem Friedensschluß gehalten wer-
den; es vergiengen fünf Jahre ehe er zu Stande kam,
und auch hier ward, nach deutscher Reichs-Art, nichts

für das Ganze Entscheidendes beschlossen. Den mittelbaren Unterthanen wurden größere Lasten aufgelegt; ihre Rechte wurden mehr beschränkt, damit ja die Reichs-Angelegenheiten alle Popularität verlieren möchten. Dieß war gerade nicht die Absicht der Herren auf dem Reichstage, aber sie ließen sich es in ihrer selbstgefälligen Unwissenheit nicht träumen, daß keine Staatseinrichtung ohne geordnete, organische Mitwirkung eines demokratischen Princips bestehen könne, so wenig als ein Staat ohne Volk existiren kann.

Es vergieng ein Menschenalter ehe die neue Kriegs-Verfassung des Reichs eingerichtet wurde, und diese Verfassung gewährte dem Vaterlande keine Sicherheit.

Indessen war Europa, nach den Gräueln des dreyßigjährigen Krieges müde. Der großen Anspannung folgte eine Erschlaffung, die in den politischen Verhältnissen nicht minder als in der Stimmung der Geister sich bemerklich machte. Deutschland versank dabey in politische Ohnmacht.

Die Verhandlungen auf dem Reichstage arteten in pedantische Spitzfindigkeiten aus. Es entspann sich ein langer Streit, zu welcher Religion die westphälischen und fränkischen Grafen gerechnet werden sollten. Dieser Streit sezte das Reich in Verwirrung, und unterbrach in den neuesten Zeiten fünf Jahre lang, von 1780 bis 1784, alle Arbeiten des Reichstages, bis man auf die scharfsinnige Erfindung kam, eine gemischte Bank, zwischen den katholischen und protestantischen Grafen, zu errichten.

Die Reichsarmee war schwer in Bewegung zu setzen und schlecht organisirt. Sie konnte den Sieg nicht verbürgen, die Selbstständigkeit nicht sichern.

An dem spanischen Erbfolgekriege nahm Deutschland, fremden Interessen dienend, einen mehr kostbaren als ehrenvollen Antheil. An Ludwig dem Vierzehnten mußte das Reich eine seiner schönsten Provinzen abtreten. Der Kaiser, der sich fortwährend Mehrer des Reichs nannte, hatte diese Abtretung verschuldet, und sanctionirte sie.

Die Kaiserwürde gieng auf kurze Zeit auf ein anderes Haus über. Das Oberhaupt des Reiches mußte vor den Waffen Oesterreichs flüchtig werden.

Ein Reichsstand überfiel die österreichische Provinzen und verband dieselben mit seinen Erblanden. Der Friede versicherte ihm diese Beraubung eines Mitstandes, und Preußen erhob sich zu einer europäischen Macht.

Kaum aber hatte sich Oesterreich nach dem Erbfolgekriege erholt, so suchte es sein entrissenes Eigenthum wieder zu gewinnen. Ein furchbarer Bund kam zu Stande gegen Preußen, dessen Vernichtung die Verbündeten zur Sicherung der Ruhe von Europa beschlossen hatten, dessen König aber ein Held war, und daher dieses Unglück in einem siebenjährigen Kriege, von England unterstützt, noch von seinem Reiche abwendete. Die Reichsarmee war in diesem Kriege zum Gespötte geworden.

Preußens plötzlich und künstlich erhobene Macht zerstörte das bisherige sogenannte Gleichgewicht in

Deutschland. Den weniger mächtigen Fürsten blieb nur die Wahl zwischen einem von diesen beyden grossen Nebenbuhlern.

Die Erinnerung an versuchte Alleinherrschaft Oesterreichs war noch nicht verschwunden: sie ward von Neuem geweckt als Joseph II. gegen seine Nachbaren und auf dem Reichstage Schritte that, welche die Erweiterung der kaiserlichen Macht zu beabsichtigen schienen. Noch drohender erschien die Gefahr bey der baierischen Erbfolge, wo der Kaiser ein altes Churfürstenthum in Besitz nehmen, und den Erbfürsten durch ein entferntes unbeschütztes Land entschädigen wollte. Preußen, das früher gegen Kaiser und Reich Krieg geführt, trat jetzt als Vertheidiger der deutschen Verfassung auf, und zwang Oesterreich seinen ehrgeizigen Plänen zu entsagen. Preußen errichtete endlich unter den Reichsständen einen Fürstenbund, der, falls man das Reich noch als ein Reich gelten lassen wollte, ein mächtiger Staat in einem ohnmächtigen Staat, oder eine Empörung der Vasallen gegen ihr Oberhaupt war.

So vernichtete Preußen den Bestand des Reichs, das zwar noch in Schriften als ein politischer Körper figurirte, aber alle politische Bedeutung und Macht verloren hatte.

Die Politik Deutschlands hatte eine völlig veränderte Gestalt angenommen. Es handelte sich nicht mehr um das Reich; vor allem galt die Sorge, wie jeder Fürst durch Bündnisse mit Oesterreich oder Preußen seine Erhaltung sichern könne.

Die weltlichen hohen Reichsstände glaubten größtentheils in Preußen den Vertheidiger der deutschen Freyheit, d. i. ihrer landesherrlichen Unabhängigkeit zu finden. Die protestantischen Fürsten fühlten sich ohnehin zu ihrem Glaubensverwandten hingezogen. Baiern aber, obgleich katholisch, und im dreyßigjährigen Kriege der nur zu treue Bundesgenosse Oesterreichs, hatte in neuern Zeiten erfahren, daß frühere Dienste vergessen würden, und wie gefährlich sein östlicher Nachbar ihm werden könne. Es verdankte Preußen seine Erhaltung, und bewies, daß Undankbarkeit nicht im Charakter seiner Regierung liege. — Sachsen hatte zwar viel im siebenjährigen Kriege von Preußen zu leiden gehabt, aber bey dieser Gelegenheit auch erfahren, wie wenig Oesterreich seine Bundesgenossen zu schützen eifrig sey. — Hannover, eine englische Provinz, konnte keine selbstständige Politik haben. England fand es bequem, als Reichsstand sich in deutsche Händel mischen und die Einheit oder Einigkeit stören zu können. — Würtemberg war Preußens Alliirter, desgleichen Braunschweig, Hessen, Anhalt u. s. w.; die geistlichen Staaten, die Reichsstädte, die Grafen und Ritter gehörten zur österreichischen Parthey.

Die deutschen Fürstenthümer hatten wenig mehr, als die Reichsstandschaft miteinander gemein; in jeder andern Rücksicht zeigten sie eine große Ungleichheit, sowohl in ihren Verhältnissen zum Reich, als in Bezug auf Größe, Bevölkerung, Einkommen, innere Verfassung und Verwaltung.

Die größeren Fürsten hatten das jus de non appellando sich zu erwerben gewußt, und waren also von den Reichsgerichten, in Streitigkeiten mit ihren Unterthanen, völlig unabhängig. Die schwächeren dagegen mußten sich die Urtheilsprüche des Kammergerichts gefallen lassen; doch war es oft schwer die Exekution zu erlangen, wenn die kleinen Souveräne gerade nicht gehorchen wollten. Auch war der Gang bey den Reichsprozessen so schwerfällig und langsam daß, ehe es zum Spruch kam, wohl beyde streitenden Partheien ausgestorben waren, ohne daß die Richter es wußten oder darauf Rücksicht nahmen. Die leere Förmlichkeit der Reichstribunale bewegte sich mechanisch fort; Geist und Leben waren längst entwichen. Die Landesherren bekümmerten sich daher bald so wenig, als die Unterthanen um diesen übriggebliebenen Schatten des ehemaligen Reichs. Am längsten erhielt sich noch der Glaube an den Bestand desselben unter den Lehrern des deutschen Staatsrechts auf Universitäten und unter den Advokaten in den kleineren Staaten, so wie in Wetzlar selbst und unter den Mitgliedern des Reichshofraths. Die Professoren hatten mühsam die sogenannten Reichsgrundgesetze studirt, und, wenn sie Talent hatten, diese in ein System gebracht; sie konnten nicht glauben daß sie sich mit etwas, das nicht existirte, beschäftigt hätten. Die Advokaten fanden ihren Vortheil dabey, wenn sie die Streitenden zu unabsehbaren Reichsprozessen verführen konnten. Die Richter und Assessoren wollten nicht blos zur Aufbewahrung einer Leiche berufen seyn.

Eine noch größere Verschiedenheit als in diesen Verhältnissen zum Reich und den Reichsgerichten fand zwischen der Ausdehnung der einzelnen deutschen Fürstenthümer statt. Wir reden hier nicht von Oesterreich und Preußen; sie waren europäische Mächte, und behielten ihre Reichsstandschaft nur, um ihren Einfluß auf die andern Reichsstände ferner benutzen zu können. Unter den andern weltlichen Fürstenthümern hatten einige ein beträchtliches Gebiet, das von mehr als von einer Million Menschen bewohnet war. Die Churfürstenthümer standen hier oben an, deren Untheilbarkeit schon durch die goldene Bulle angeordnet war, und die daher Zeit gehabt hatten sich zu consolidiren. Baiern und Churpfalz, früher getrennt, zuletzt wieder vereint, und Churſachſen hatten ein ansehnliches Gewicht, das bey Berechnungen der Politik, in Absicht auf Theilnahme dieser Staaten an den Kriegen der Deutschen, in Anschlag gebracht werden mußte. Unter den Herzogthümern war Würtemberg das größte; es bildete einen achtbaren Kern, andeutend, daß der alte Stamm der Allemannen in ihm seinen Vereinigungspunkt wieder finden könne, was auch nachher zum Theil geschehen ist. — Es gab aber in Deutschland auch Fürstenthümer deren Gebiet in wenig Stunden zu Fuß umgangen werden konnte, und deren Bevölkerung in einer der mittleren Städte zehenfach Raum gehabt hätte. Mancher dieser kleinen Souveräne stellte zur Reichsarmee noch keinen vollen Mann; zu Hause aber putzten sie einige Leibhusaren oder Leibjäger ganz artig auf. Solche Leibhusaren waren wohl

bedeutende Leute: man hat Beyspiele, daß einer oder der andere — Minister oder Vezier seines Herrn wurde.

Die Glücksgüter waren unter den Fürsten ebenfalls sehr ungleich vertheilt. Baiern, Sachsen, Würtemberg konnten einen glänzenden Hofstaat führen. Andere waren arm oder verschuldet; ihr Einkommen, fast die ganze Regierung, war den Händen der Wucherer und Abenteurer überantwortet. Im Reich gab es einen Fürsten, der so herab gekommen war, daß ihm seine Bauern, nach ihrem eigenen Ausdrucke, aus Mitleiden Holz zuführten, damit er in seinem Schloß nicht erfrieren möchte.

Die innere Verfassung dieser Länder sah sich so wenig ähnlich, daß man sie unmöglich für homogene Theile eines Ganzen ansehen konnte. In einigen mußten die Fürsten mit Landständen der Steuern wegen übereinkommen; in andern hatten sie die Stände einschlafen lassen, und schrieben willkührlich Steuern aus, ohne daß gegen ein solches inconstitutionelles Verfahren irgendwo Hülfe zu finden, oder Protestation zu bemerken war. Die meisten dieser Stände waren überdem Feudal-Stände, die wohl den Landesherrn beschränkten, das Volk aber keineswegs vertraten, oder erleichterten. In Würtemberg zwar hatte nicht der Adel die ständische Gewalt in Händen; doch hier that sich die Oligarchie einiger Schreiberfamilien und der Prälaten hervor, um die Einkünfte des Landes zum eigenen Vortheil zu benutzen, und mit dem Fürsten über dessen Bedürfniß zu handeln. In vielen deutschen Staaten gab es keine andere Verfassung, als

die von der Willkühr des Herrn gerade beliebt wurde: der Unterthan war schutzlos in den Jammer der Kleinstädterey und zum Theil in Sklaverey versunken, wobey oft jedes Dorf seinen kleinen, bisweilen ganz gutmüthigen Despoten hatte.

Die Verwaltung der verschiedenen deutschen Länder war in sofern übereinstimmender als sie durchgängig nicht auf geprüfte Grundsätze, sondern auf Herkommen, Pedanterey, Ungeschicklichkeit und Unkunde beruhte. Es gab ein Gewimmel von Stellen deren Wirkungskreis unbestimmt und verworren in einander griff, und die mehr zur Hemmung als zur Bewegung der Staatsmaschiene ersonnen zu seyn schienen. Da fand man Finanzstellen, die zugleich Polizey und Justiz verwalteten; dort geistliche Behörden, die über Militär-Angelegenheiten entschieden und dergleichen. Zugleich wurde jeder Theil des vereinten Landes auf eigene Art verwaltet; jeder hatte sogar seine eigene Art von Gerechtigkeit, so daß in einer Provinz als Recht galt, was in der andern für Unrecht erkannt wurde.

Zu den weltlichen Fürstenthümern konnten auch die Gebiete der unmittelbaren Grafen gezählt werden, die in ihrem Lande nicht weniger selbstständige Herren waren, als die Fürsten; ja bisweilen wohl den kleinen Tyrannen spielten, obgleich nicht jeder von ihnen eine Stimme auf dem Reichstage hatte, sondern sie in vier Massen getheilt, nur so viele Curiat-Stimmen führten. Die Regierungen dieser Grafschaften sind zum Theil verschwunden, zum Theil erhalten sie sich un-

ter landesherrlicher Aufsicht noch fort — als Denkmale der ehemaligen Reichsverwirrung.

Die geistlichen Fürstenthümer, waren Wahlreiche zum Vortheil und zur Pensionirung der altadelichen deutschen Familien bestimmt. Hatten in den ältesten finstern Zeiten die Bischöfe einigermaßen und bisweilen den Frieden, und mildere Sitten gepredigt und dadurch dem Reiche Nutzen gestiftet, so waren sie es dagegen auch, welche den römischen Intriguen die Hand boten. In unserem Jahrhundert zeigten sich die geistlichen Staaten als eine wahre Anomalie der Zeit, und waren für die Selbstständigkeit des Reichs durchaus ohne alle Bedeutung. Oesterreich konnte jedoch unter ihnen auf treue Bundesgenossen rechnen; denn der Adel, aus dem diese Wahlfürsten genommen wurden, fürchtete die Macht der weltlichen Fürsten in seiner Nähe, und fand in Wien Aufmunterung, diese als seine natürlichen Feinde anzusehen. Die fürstlichen Erzbischöfe, Bischöfe, und Prälaten unterhielten in Deutschland die Zerstückelung, gaben den einheimischen wie den Fremden Cabinetten Gelegenheit zu Intriguen, und hinderten die Emancipation Deutschlands von den Anmaßungen der Päbste. Das Vaterland hat in keiner einzigen Beziehung zu bedauern, daß diese Fürstenthümer secularisirt worden sind. Sie sind weder der Selbstständigkeit und Ordnung des Reichs, noch der Cultur und Freyheit der Unterthanen förderlich gewesen.

Zu den Reichsständen gehörten auch die freyen Reichsstädte, die in älteren Zeiten den Kaisern, als ein Gegengewicht gegen die Macht der Vasallen, und

der Nation, durch Beförderung des Gewerbfleißes, des Handels und der Künste, wichtige Dienste geleistet haben. In ihnen konnte sich zuerst ein freyer Bürgerstand bilden. Sie waren also die einzige Institution im Reiche, welche wahrhaft bürgerliche Freyheit beschützte. Nach und nach arteten sie aber größtentheils in kleine aristokratische unabhängige Republiken aus, und nährten dabey einen kleinlichen pedantischen Geist unter ihren Bürgern. Ihre Verbindung mit dem Reiche, ihre Repräsentation auf den Reichstagen, war ohne allen Nutzen für die andern nicht reichsstädtischen Bürger deutscher Nation. Nur der Handel erhielt durch sie einige Begünstigung. Die eigenen reichsstädtischen Bürger wurden zum Theil mit Hochmuth von den patrizischen Familien behandelt, und erlagen unter einer Last von Abgaben. Das öffentliche Vermögen wurde zum Nutzen der Patrizier verbraucht. In Nürnberg mußten die Bürger über zwey Drittel ihres reinen Einkommens als Steuer entrichten. Die Justiz ward schlecht verwaltet; gegen die mächtigen Herren war kein Prozeß zu gewinnen. Indessen gab es unter ihnen wohl rühmliche Ausnahmen.

Zur Selbstständigkeit des Reichs, zur Befreyung der Nation vom Feudalsystem haben die Reichsstädte in neueren Zeiten nicht mitgewirkt; im Gegentheil hielten die Magistrate, welche die Landeshoheit im Stadtgebiete ausübten, ihre Unterthanen im wahren Feudalzwange.

Es gab endlich auſſer den angeführten Reichsſtänden noch andere erbliche monarchiſche Staaten in Deutſchland, deren Beſitzer, obgleich ohne Stimme auf dem Reichstage, doch wahre landeshoheitliche Rechte ausübten. Die Reichsritter in Schwaben, Franken und am Rhein, genoßen für ihre Perſon und ihre Territorien eine vollkommene Unmittelbarkeit. Kein Fürſt, in deſſen Gebiet ihre reichsritterlichen Güter lagen, konnte ſeine landesherrliche Gewalt in denſelben ausüben. Sie ſtanden unter des Kaiſers unmittelbaren Schutz, den ſie jedoch durch die nur milde klingenden Charitativ-Subſidien bisweilen etwas theuer erkaufen mußten. Auch hatten ſich die Kaiſer in den reichsritterlichen Gebieten gewiſſe Rechte vorbehalten, die ſie aber nicht ausübten, ſondern ſolche den ritterſchaftlichen Kantons- und Kreis-Direktorien übertrugen. Dieſer Beſchränkungen wegen, wurde von den deutſchen gründlichen Publiziſten den Reichsrittern auch nicht volle Landeshoheit, ſondern nur Landesherrlichkeit zugeſchrieben. Die Reichsritter hatten ſich in Kantons, die Kantons in Kreiſe vereint. Sie wählten Direktoren für die erſtern, wie für die letztern. Das Ganze ſtand unter einem ebenfalls gewählten General-Direktorium, und bildete die wunderlichſte ariſtokratiſche Republik, die aus Miniatur-Monarchen beſtand. — Zur Ergänzung der abgehenden Familien konnten ſie neue Mitglieder in die Genoſſenſchaft aufnehmen. Beſaß ein ſolches neues Mitglied noch kein ritterſchaftliches Gebiet, ſo wurde es einſtweilen als Perſonaliſt aufgenommen, mußte ſich aber zur Er-

werbung eines unmittelbaren Gutes anheischig machen. Dann erhielt der neue Ritter die Immatriculation, und ward ein Realist. Wollte der Aspirant altadelich aufgenommen werden, so mußte er acht Ahnen beweisen, sonst thaten es schon vier Ahnen bey neuadelichen Rittern. Auf solche Art war es möglich, daß ein Edelmann sich seinem angestammten Herrn entziehen und reichsunmittelbar werden konnte.

Diese Ritter hatten Sitz und Stimmen bey den Ritter-Conventen; bey den Wahlen der Vorsteher aber ein Votum activum oder nur ein Votum passivum. Die reichsritterliche Würde gieng auf alle ebenbürtigen Descendenten über. Kaufte ein Mensch, der nicht Reichsritter war, ein reichsritterliches Gut, so genoß er zwar nicht die persönliche Ehre eines Ritters; durfte aber ungestört in seinem unmittelbaren Gebiete die Hoheitsrechte ausüben. Es war sonach möglich, daß jeder reiche Mann, ja selbst ein Jude, sich zum kleinen Souverän machen konnte.

Es ist unnöthig zu bemerken, daß diese Institution dem Vaterlande als solchem keinen Nutzen bringen konnte.

Ausser diesen Reichsrittern hatte sich noch ein Ueberrest der alten Ritterorden erhalten, der sich gleichfalls der Unmittelbarkeit erfreute. Das Deutschmeisterthum z. B. war eine solche aristokratische Wahl-Republik, die, ähnlich den geistlichen Staaten, zum Vortheil apanagirter Prinzen und alt-adelicher Familien erhalten wurde. Die Pensionen wären zu gönnen gewesen, wenn nicht durch Ausübung der Ho-

heitsrechte das nur zu sehr zersplitterte Vaterland noch mehr an Concentration der Staatsgewalt dadurch wäre gehindert worden.

Und so erscheint das deutsche Reich bis zu seinem Untergang, als ein bundscheckiges Gemisch von Fürstenthümern, die zum Theil fremden Mächten angehören, zum Theil in ihrer Unabhängigkeit ohne Macht sind; es erscheint als ein Agregat von geistlichen Staaten und souveränen Prälaturen, von spießbürgerlichen Republiken und von stolzen monarchischen Rittern.

Betrachtet man dieses Gemälde mit prüfendem Auge so staunt man und begreift nicht, wie ein solches Gegentheil von allen gesunden und zweckmäßigen Staatseinrichtungen, ein solcher schreiender Widerspruch aller anerkannten Grundsätzen der Staatswissenschaft, sich so lange hat erhalten können. Es muß eine unmittelbar schützende Gewalt der Vorsehung über dieses Reich gewacht haben; denn wahrlich der Erfindungsgeist der Menschen hat seine Dauer nicht gesichert.

Wo war irgend Bürgschaft, daß Deutschland die große Kraft, die in seinem Innern liegt, je zur selbstständigen Entwickelung würde bringen; daß es, nicht fremden Interessen dienend, einer eigenen politischen Bewegung würde folgen können? Wo war ein Streben nach Vereinigung der Staatsgewalt, seitdem ihre alte Concentration in der kaiserlichen Macht durch die Usurpationen der Stände gesprengt; nachdem der organische Körper des Reichs in tausend Theile zerschnitten war, und polipenartig sich in so viel neue

Stücke getheilt hatte? Wo war ein Band, das die Nation, das um die uralten Stämme zusammen gehalten hätte? Wo war Uebereinstimmung in der Verwaltung und Gesetzgebung, in der Cultur und Geistesrichtung? Den Katholiken wurde eine andere Geschichte gelehrt als den Protestanten. Jeder Stand hatte seine eigene Moral, seinen eigenen Patriotismus, welcher die politische Moral seyn soll. Dem Edelmann in den Bisthümern lagen die Interesse der Domcapitel mehr am Herzen, als die Ehre Deutschlands; die erwachte Vernunft der Bürger nannte er Empörung, die Isolirung der Staaten deutsche Freyheit. Die Reichsritter dachten in ihren Conventen nie daran, daß sie Glieder einer großen Nation waren, die, wäre sie einig, Europa Gesetze vorschreiben könnte. Der Bürger von Augsburg hatte ein anderes Vaterland, als der baier'sche Unterthan. Der Sachse haßte den Preussen, der Baier den Oesterreicher, und sie hatten Grund dazu. Dem Nürnberger war das Interesse von Brandenburg so fremd als das des chinesischen Kaisers, der seine Reichsfreyheit nicht bedrohte. Den Badner kümmerte es wenig, daß Hannover den Britten dienstbar seyn mußte. Der Preuße focht gegen den Oesterreicher ohne zu ahnen, daß er sein Blut im Bürgerkrieg verspritzte, daß er für die Auflösung des Reichs focht.

Wo war eine Militärmacht des Reichs, die dem Ausländer, die nur dem eigenen mächtigen Reichsgliede hätte Widerstand leisten können? Ohne des Reichs Bewilligung konnten deutsche Truppen nach Amerika und Indien vermiethet werden. Sie dienten allen Mächten;

nur nicht dem gemeinschaftlichen Vaterlande. In jedem Einzelnen lebte noch die deutsche Tapferkeit, aber das Ganze war eine unbehülfliche Masse, die vor den Streifcorps eines heldenmuthigen Königs die Waffen strecken mußte.

Von inneren Krämpfen gepeinigt, von der Feindseligkeit seiner Glieder zerrissen erneuerte Deutschland das Schauspiel der alten Anarchie des Faustrechts, die nur in größerer, furchtbareren Gestalt wieder erwacht zu seyn schien. Es waren nicht die Fehden der Ritter, welche einzelnen Güterbesitzern Schaden zufügten, oder reisende Kaufleute plünderten: es waren die blutigen Kriege zu fürchten, die jeden Augenblick unter den mächtigen Reichsständen ausbrechen konnten, die den Zustand der Nation von dem Wechsel der Schlachten abhängig machten, mit neuer Theilung drohten, und dem Ausländer Gelegenheit gaben, sich in unsere innere Händel zu mischen.

Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß, trotz dieser Heillosigkeit unsers politischen Zustandes, vor dem Ausbruche der französischen Revolution in mehreren Theilen Deutschlands die Fürsten und der hohe Adel ein gewisses behagliches Wohlseyn genoßen, aus welchem sie gewaltsam durch den Sturm aus Westen geweckt wurden. Diese Behaglichkeit erklärt und entschuldiget fast, wenn Viele noch die alte Zeit bedauern und ihr einen Vorzug vor der Gegenwart einräumen. Sie sollten aber nicht vergessen, daß die lezten angenehmen Genüsse häuslicher Ruhe und Erholung nur zufälligen Umständen, nicht der Kraft und Selbstständigkeit der innern

Verhältnisse zu danken gewesen, daß diese vielmehr den Keim der Verweisung in sich getragen, und daher zur Auflösung bey der ersten Crisis führen mußten.

Das Reich konnte sich selbst nicht vertheidigen. Waren die Oesterreicher geschlagen, so sah es sich dem siegenden Feinde Preis gegeben.

Die Fürsten rechneten auf den Schutz von Preußen, wenn Oesterreich seine Herrschaft über das Reich ausdehnen wollte. Aber wie war ihre Erhaltung zu sichern, falls Oesterreich und Preußen, statt den unklugen Krieg gegen Frankreich zu führen, unter sich über die Theilung Deutschlands einig geworden wären? Damals war kein Volk aufzurufen, das sich bewaffnet hätte, die Rechte seiner das Volk schützenden Fürsten zu verfechten. Keine öffentliche Meynung konnte ihnen damals, wie jetzt, als mächtiger Alliirter, mitten im Lande der Eroberer, dienen. Die deutschen Staaten waren ein Spielball in den Händen mächtiger Mitstände des Reichs oder fremder Könige. Ja, ihre Freundschaft selbst war ohne Bedeutung bey ihrer Schwäche. Die Reichsarmee diente mehr zur Belustigung der Nachbaren, als zum Schrecken. Die Reichslande waren keine Vormauer der mächtigen Staaten, keine heilsame Zwischenwand, welche die Reibung verhindert, und bey ausbrechenden Kriegen Zeit zur Rüstung gewährt hätte; sie standen jedem offen, der sich durch ihr Gebiet dem entfernten Gegner nahen wollte.

Dieß war der Zustand des Reichs vor dem Ausbruch der französischen Revolution. Wie ein verwitterter durchlöcherter Fels bey dem ersten Donner, der

ihn trifft, in Staub zerfällt, so drohte das politische alte morsche Gebäude des Vaterlandes in Trümmer zusammen zu stürzen, bey der allmächtigen Erschütterung, welche sich in Frankreich bereitete.

Im Volke war kein Halt für die Regierungen, denn diese hatten sich das Volk entfremdet, indem sie es als politisch nicht existirend behandelten, obgleich man damals noch nicht bis zur klugen Erfindung gekommen war, welche das demokratische Element der Staaten als feindselig zu vernichten verspricht.

Die Regierungen waren ohne Popularität, und dieß zu einer Zeit, wo eine neue politische Religion im Volke glauben fand.

Der lose unzusammenhängende Zustand Deutschlands mußte bis in seine Tiefe sichtbar werden. Der neue Glaube beleuchtete schonungslos die bisherige Arbeit des Feudalsystems, die Würde und Macht der Staaten; er erinnerte an den fast vergessenen Zweck der Regierungen, und indem er mit Blitzesschnelle die Einheit unter den Provinzen in Frankreich einführte, gab er dieser Nation eine unüberwindliche Kraft.

Dieß große welthistorische Ereigniß hätte belehrend für Deutschland seyn können; aber es wurde nicht verstanden. Man sah nur die Gräuel, die sich im Gefolge des Widerstandes gegen die politische Wiedergeburt der französischen Nation zeigten; man ahnete nicht den Antheil, welchen Vernunft und Recht an Aufstellung der neuen Lehre haben konnten. Trotz dem Mißbrauch ihrer fanatischen Anhänger, die um nichts besser oder schlimmer waren, als die christlichen Fanatiker,

welche in Amerika unſchuldige Völker, ganze Generationen mordeten, weckte dieſe politiſche Lehre zugleich die edelſten Gefühle der Menſchenbruſt, und brachte den Bürger wieder zum Bewußtſeyn ſeiner Würde und ſeiner Rechte, welche Jahrhunderte des Aberglaubens und der Willkühr in den ewigen Todesſchlaf gewiegt zu haben ſchienen. Millionen Menſchen in allen Theilen Europas wurden begeiſtert, und ſo wenig ſie den Mißbrauch billigten, den ein unter dem Einfluß früherer Jahrhunderte entartetes Volk ſich zu Schulden kommen ließ: ſo erkannten ſie doch zugleich den Mißbrauch, der bisher mit der Staatsgewalt getrieben war. Der Geiſt der Völker war erwacht, ſie wurden ſich bewußt, daß ſie von dem Schöpfer ins Leben gerufen waren, Menſchen, nicht Sklaven zu ſeyn.

Aus dieſem Bewußtſeyn iſt die Wiedergeburt der Völker, der Regierungen ſelbſt, hervorgegangen. Diejenigen ſind erſtarkt und mächtiger aus dem Kampfe herausgetreten, welche die Bedeutung ihrer Zeit verſtanden, und in Einigkeit mit dem jungen aufblühenden Leben ihre Selbſtſtändigkeit auf die Dauer befeſtiget haben. Nichts Großes hat die neueſte Geſchichte aufzuweiſen, das nicht dieſem Bewußtſeyn, dieſem Gefühl das Gelingen verdankt. Das deutſche Reich hätte nie, auch in ſeiner weiteren faſt unmöglichen Ausbildung, die Wiedergeburt der Staaten und der Nation bewirken können. Seine Tendenz war auf Theilung gerichtet, folglich auf Schwächung. Darum mußte es zu Grunde gehen.

Zweytes Kapitel.

Krieg gegen Frankreich. Frieden von Campo Formio und Lüneville. Oesterreich opfert deutsche Provinzen auf, um Venedig zu erhalten. Regensburger Reichs-Recess. Russischer und französischer Einfluß. Uebergang zum rheinischen Bunde.

Die Anstrengung der französischen Nation für ihre Wiedergeburt, der innere Kampf derselben gegen den Widerstand der Privilegirten, die von einer so durchgreifenden Revolution unvermeidliche Unordnung, und der erste Mißbrauch der Volksgewalt, erschienen den europäischen Kabineten als Zeichen einer allgemeinen Gefahr, welche die Existenz aller Staaten, die Rechte aller Souveräne bedrohte.

In der That war eine neue unermeßliche Macht auf dem Schauplatz der europäischen Politik aufgetreten. Das alte Frankreich, mit seiner durch Hof-Intriquen befestigten Ohnmacht, war verschwunden; seine Stelle nahm ein anderes Reich ein, auf ein fast unbekanntes System staatsrechtlicher Grundsätze gestützt, von einer großen, mit sich einig gewordenen, begei-

sierten Nation vertheidigt. Das alte Europa fühlte sich in allen Fugen erschüttert, indem sich dieser junge, mit frischem Leben ausgerüstete constitutionelle Staat in seine Mitte drängte.

Alles Neue erregt Besorgnisse, um wie vielmehr eine Erscheinung, zu welcher aller bisherige Bestand nicht passen, sich nicht schicken will!

Sehr frühe ward es erkannt, daß Europa sich neu gestalten müße, wenn es nicht gelänge, das revolutionirte Frankreich wieder zu vernichten. Europa wollte sich seinen alten Zustand nicht rauben lassen. Es hielt den neuen Feind, dessen Kraft unbekannt war, und den Alles was vornehm war, verachtete, für leicht zu besiegen. Es beschloß im Vertrage von Pillnitz seine Vernichtung.

Die großen deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, setzten ihre Heere in Bewegung, und zogen das übrige Deutschland nach sich. Die Anstalten waren groß; doch glaubte man nur gegen eine Räuberbande ins Feld zu rücken. Der Erfolg schien um so weniger zweifelhaft, als die französische Regierung heimlich die fremden Armeen zur Befreyung herbey rief, und ihnen die Wege zu öffnen versprach.

Die französische Nation gerieth in Wuth über den Verrath der eigenen Regierung nicht minder, als über die Anmaßung der Fremden.

Das Schicksal wollte, daß Preußen, durch das Manifest des Herzogs von Braunschweig, am meisten beytrug, die Franzosen zur verzweiflungsvollen Gegenwehr, d. i. zur Steigerung ihrer Macht anzureizen.

wodurch es (freylich gegen seine Absicht, indem es gehofft, das Manifest würde den Franzosen feigen Schrekken einjagen), zur Erschaffung einer Macht mitwirkte, die für ganz Europa fürchterlich wurde.

Die Feldzüge der Deutschen waren nicht glücklich. Die Preußen mußten die Champagne mit großem Verlust an Mannschaft und mit der Ueberzeugung verlassen: daß es tapfere Krieger in Europa gab, die nicht in den schlesischen Revüen gebildet waren, was bisher unglaublich schien.

Preußen wurde geneigt, seine Politik nach den Umständen zu ändern. Um künftig mit mehr Nachdruck sich der europäischen Angelegenheiten annehmen zu können, mußte es jetzt für die eigene Erstarkung und Vergrößerung sorgen. Im ruhigen Europa war dieß schwer; bey einer Verwirrung der allgemeinen Sache, konnte die Hülfe um so theurer verkauft werden.

Preußen schloß den Baseler Frieden, dadurch gewann es Zeit sich zu erholen und für künftige Gelegenheiten vorzubereiten. Hinter seiner Demarkations-Linie konnten die norddeutschen Staaten Schutz finden. Es war zu erwarten, daß letztere für diese Wohlthat sich dankbar, und in der Folge nur für das preussische Interesse thätig beweisen würden.

Die größeren Vortheile aus diesem Frieden zog indeß Frankreich: es befreyte sich von einem Feinde, der in der Meynung als erste militärische Macht gegolten hatte; es sprengte die deutsche Coalition, theilte das Interesse seiner Nachbarn, und bewies der Welt,

daß Könige mit der Republik Frieden schließen konnten. — Durch den Frieden mit Spanien, sicherte Frankreich zugleich seinen Rücken. — Niemand dachte weiter daran, das Manifest des Herzogs von Braunschweig in Ausführung zu bringen.

Der Baseler Friede entfremdete Preußen dem Süden von Deutschland, das nun keinen andern Schirmvogt als Oesterreich hatte.

Süd-Deutschland fühlte das ganze Gewicht eines verheerenden Krieges. Die österreichischen Waffen fochten mit nachlassendem Glück in den Niederlanden und am Rhein. Die batavische Republik war errichtet und eine Alliirte der französischen geworden. Eine schnelle Entscheidung des großen Kampfes war nicht vorauszusehen, kaum zu hoffen.

Die süddeutschen Staaten fiengen an einzusehen, daß ihre Existenz durch die bisherige Politik nicht gesichert war. Sie schloßen, unter so vortheilhaften Bedingungen als ihnen zu erhalten möglich war, Verträge mit Frankreich, worin ihnen Entschädigungen durch Secularisation der geistlichen Staaten als Perspective gezeigt wurde. In diesen Erwartungen und Bedingungen war ihnen Preußen mit gutem Beyspiel in den geheimen Artikeln des Baseler Friedens vorausgegangen. Man gewöhnte sich zugleich, den Rhein als künftige Gränze Frankreichs anzusehen. So schnell war man von der Hoffnung, Frankreich zu erobern, zurückgekommen.

Oesterreichs schwache Seite war Italien, das, als Theil seiner Erbstaaten ihm wichtiger seyn mußte, als

das Reich. Daß der Schutzherr mehr für sein Eigenthum, als für Länder, deren Oberhaupt er nur dem Namen nach war, besorgt seyn werde, ließ sich erwarten, und die Erwartung traf ein.

Die französische Armee in Italien erhielt einen Anführer, dessen militärisches Genie eine neue Kriegskunst erschuf.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Italien schlug der General Bonaparte die Oesterreichisch-Sardinische Armee, und trennte bald darauf die Piemonteser von den Kaiserlichen. Der König von Sardinien schloß Frieden mit der Republik. Oesterreich vertheidigte hartnäckig seine italienische Besitzungen. Fünfmal wurden seine Armeen vernichtet, ehe es sich zum Frieden geneigt zeigte.

Bey der ersten vorläufigen Unterredung der Bevollmächtigten in Leoben zeigten die Oesterreicher weder Staunen über die geforderte Abtretung des linken Rheinufers, noch Abneigung darein zu willigen, wiewohl der Kaiser hiezu, ohne Zustimmung des Reichs, nicht berechtigt war. Dagegen forderte Oesterreich ferneren Besitz für sich in Italien. Der General Bonaparte hatte einen Theil der Lombardey revolutionirt. Es war keine Hoffnung, die neuen Republiken zurück zu erhalten; aber Oesterreich dachte auf Kosten von Venedig sich zu entschädigen, obgleich es mit dieser Republik im Frieden lebte, ja der Bundesgenosse derselben war.

Deutschland und Italien mußten klar sehen, wohin der Schutz Oesterreichs führe. Die Lehre ist nicht vergessen, sie ist mit der Zeit deutlicher verstanden worden.

In den Unterhandlungen vor dem Frieden von Campo Formio handelte es sich nicht um das Interesse von Europa, für welches man die Waffen ergriffen haben wollte, nicht um das Interesse des deutschen Reichs, dessen schützendes Oberhaupt der Kaiser war. Kein großartiges System, das die Ruhe der Welt hätte sichern können, kam in Anregung; dagegen vergaß man nicht, auf die Bestimungen der künftigen Etikette ein großes Gewicht zu legen. Staatsmänner mußten bemerken, daß der Geist des Jahrhunderts, der sich doch mächtig erwiesen hatte, nur als Fremdling von den alten Diplomaten angesehen wurde; die österreichischen Abgeordneten suchten nicht ihn zu versöhnen, und d.. h seine Hülfe der französischen Uebermacht ein Gegengewicht zu setzen. Man verharrte bey der bisherigen Politik, und bewies, daß man sich begnügen wollte, eine Macht des vorigen Jahrhunderts zu seyn. Alle diejenigen, welche den Riesengeist der neuen Zeit erkannten und seine Bahn berechnen konnten, mußten daher, vielleicht gegen ihre Neigung, anderswo Schutz suchen, als unter den Fahnen des alten ehrwürdigen deutschen Kaiserhauses.

Im Frieden von Campo Formio trat Oesterreich seine niederländischen Provinzen an Frankreich ab, erkannte die cisalpinische Republik an, und nahm Venedig zur Entschädigung für diese Verluste. Der Reichsfriede sollte auf dem Kongreß zu Rastadt geschlossen werden. Geheime Artikel bewilligten die Rheingränze und die Secularisation der geistlichen Staaten.

Frankreich hatte in diesen Kriegen und in den Friedensschlüßen die Schwäche des deutschen Reichs kennen gelernt. Es sah, daß Preußen und Oesterreich ein vom Reich abgesondertes Interesse verfolgten; es konnte sich Freunde machen unter den deutschen Fürsten, indem es ihnen reiche Entschädigung für die überrheinischen Provinzen sicherte, es konnte selbst die denkenden Patrioten in Deutschland und durch sie die öffentliche Meynung gewinnen, indem es beytrug das Radical-Uebel der Deutschen, die große Zerstückelung ihres Vaterlandes, möglichst einzuschränken — durch Wiedervereinigung in größere Massen. Ob die Direktoren der französischen Republik zum Besten der Deutschen diese Absicht aus Edelmuth oder aus Politik gehegt, ist für den Erfolg gleichgültig.

Der Kongreß von Rastadt versammelte sich, brachte aber kein definitives Resultat, weil unterdessen sich neue Aussichten, Frankreich zu demüthigen, eröfnet hatten. Er schloß mit dem Morde der französischen Gesandten, einer That die Abscheu erregte, den Namen der Deutschen compromittirte, den Franzosen Gelegenheit zu Recriminationen gab, und unter den Völkern den Glauben verbreitete: als sey die französische republikanische Regierung nicht die einzige, welche sich Verbrechen erlaubte; einer That endlich, die ununtersucht blieb, und darum nur um so sicherer ihren schauderhaften Charakter in der Geschichte behalten wird.

Der General Bonaparte war nach Egypten gegangen, und erfüllte den Orient mit seinen romantischen

Thaten. In seiner Abwesenheit wurde die Schwäche der französischen Direktoren offenbar.

Oesterreich benutzte, von englischem Gelde unterstützt und aufgeregt, die günstige Gelegenheit seine verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen. Der Krieg ward erneuert, die französischen Armeen wurden geschlagen. Italien mußte wieder Oesterreichs Herrschaft fühlen. Deutschland blickte mit ungewissen Staunen auf den Wechsel der Schlachten, ahnend, es werde dem einen oder dem andern Sieger seine Freyheit zum Opfer bringen müßen.

Der General Bonaparte kam nach Frankreich zurück und stellte sich an die Spitze der Republik, deren heillosen Zustand er, wie durch Zauberey, ein Ende machte. Er gieng über die Alpen, schlug bey Marengo, und wurde zum zweytenmal Herr von Italien.

Oesterreich bat um Waffenstillstand, und erhielt ihn. Es benutzte denselben, seine Armee zu verstärken. Der Krieg begann von Neuem in Deutschland. Moreau gewann die Schlacht von Hohenlinden, und stand vor den Thoren von Wien.

Der Sieg Frankreichs war entschieden. Oesterreich überließ das Reich seinem Schicksal, und schloß den Frieden von Lüneville, dem das unbefragte Deutschland beystimmen mußte.

Dieser Friede bestätigte alle im Vertrag von Campo Formio eingestandenen Verluste Oesterreichs in Italien, und fügte neue hinzu. Die österreichischen Prinzen jüngerer Linie, Modena und Toskana erhielten Entschädigungen in Deutschland, zum Theil auf Kosten

des Reichs. Der Kaiser trat in seinem und des Reichs Namen das ganze linke Rhein-Ufer an Frankreich ab, und bestimmte, daß diejenigen deutschen Erbfürsten, welche Ländereyen jenseits des Rheins einbüßten, auf Kosten des gesammten Reichs entschädiget werden sollten. Frankreichs neue Schöpfungen und Alliirte, die batavische, helvetische, cisalpinische und ligurische Republiken wurden anerkannt.

Der Kaiser entschuldigte in einem Handschreiben an die Churfürsten und andere angesehene Reichsfürsten diesen, ohne Zuziehung der Reichsstände abgeschlossenen, Frieden dadurch: daß die französischen Bevollmächtigten bestimmt darauf angetragen hätten, daß in dem Frieden mit Oesterreich zugleich der Reichsfriede, in des Kaisers Eigenschaft als Reichs-Oberhaupt, berichtigt werden solle. Diese seine Wendung bewies zwar die Zudringlichkeit der Franzosen, zugleich aber die damalige Ohnmacht des Reichs-Oberhauptes. Der Kaiser machte bemerklich, in welcher großen Verlegenheit er sich befunden hätte, und beruhigte sich mit der großen Wahrscheinlichkeit, daß die Fürsten selbst in ähnlicher beschwerlichen Lage eben die Entschließung gefaßt haben würden.

Der Reichstag, in Erwägung der dringenden Umstände und „der traurigen Lage Deutschlands," ratificirte den Frieden. Wie wäre es auch möglich gewesen, ihn auszuschlagen? Wer sollte den Krieg fortsetzen?

Ein anderes Geschäft, das vorlag, versprach mehr Gewinn. Es galt die Entschädigung der weltlichen Fürsten, welche Besitzungen auf dem linken Rhein-Ufer eingebüßt hatten. Die mächtigeren, vor allen Preußen, waren mit Frankreich über die Sache einverstanden; man mußte jedoch die Reichsformalitäten beobachten.

Eine Reichsdeputation wurde zur Regulirung des Entschädigungsgeschäftes ernannt. Die Geschichte dieser Deputation ist merkwürdig. Man wollte oder konnte sich nicht eingestehen, daß das Reich ein entseelter Körper sey; man sprach von seinen Rechten, von seiner Verfassung, von seiner Unabhängigkeit, während die deutschen Fürsten, um ihre Existenz zu sichern, nur bey Frankreich Hülfe fanden; während die eine Hälfte des Reichs aus der Reihe der Staaten ausgestrichen, und die Verfassung über den Haufen geworfen wurde, an deren Statt ein Gegengewicht gegen Oesterreich geschaffen werden sollte; während endlich die ganze neue Gestaltung der Dinge in Frankreich regulirt und von Rußland gut geheißen wurde.

Die österreichischen Bevollmächtigten bey der Reichsdeputation gestanden, daß Frankreich über das Entschädigungsgeschäft in keine Unterhandlung mit dem Kaiser sich habe einlassen wollen; daß es mit Rußland Verabredungen darüber getroffen habe; daß der österreichische Gesandte in Petersburg aber nicht zugezogen worden sey, auch keine Mittheilung über das Resultat der Uebereinkunft habe erhalten können. — Ohne Zuziehung des

Kaisers also und des Reichs war über das Schicksal des Letztern verfügt worden, und der Kaiser konnte dieß nicht verhindern. Ein deutlicheres Eingeständniß der verlornen Unabhängigkeit konnte wohl nicht gegeben werden. Das Reich sollte sich seine künftige Einrichtung von fremden Mächten vorschreiben lassen. Gleichwohl wünschte der kaiserliche Bevollmächtigte der Reichsdeputation „Glück, daß sie berufen sey, ein Geschäft zu vollenden, wovon die vaterländische Geschichte kein Gleiches kennt". — Dieß hätte Ironie seyn können, wäre es nicht ein Versuch gewesen, durch gute Worte von der Deputation zu erhalten, was die österreichischen Waffen von Frankreich nicht hatten erhalten können — die Sicherung des österreichischen Uebergewicht's. Denn der Bevollmächtigte wünschte der Reichsdeputation auch Glück, daß sie berufen sey, „Deutschlands Verfassung — das Resultat gereifter Erfahrungen vieler Jahrhunderte, und einer weisen Gesetzgebung — in jeder Hinsicht zu erhalten". Oesterreich empfahl zugleich der Reichsdeputation sich „strenge an die im Lüneviller Frieden und in den Rastadter Unterhandlungen festgesetzten Hauptgrundsätze zu halten, und nicht zu gestatten, daß Ausnahmen davon gemacht würden unter dem Vorwande eines unter den vorzüglicheren deutschen Fürsten zu beobachtenden Gleichgewichts". — Diese letztere Andeutung enthielt das Geheimniß, welches die öster-

reichische Besorgniß für die Verfassung des Reichs und den obigen Glückwunsch erklärt. Die österreichischen Diplomaten, obgleich ausgeschlossen von den französisch-russischen Unterhandlungen, hatten wenigstens so viel erfahren, daß Frankreich damit umgehe, die Macht der andern deutschen Fürsten zu vergrößern, um sie von Oesterreich unabhängiger zu machen, und dadurch ein gewisses Gleichgewicht zu bilden. Dieß war eine für die deutschen Fürsten und für das gesammte Vaterland wohlthätige Absicht, wenn auch Frankreich dabey zunächst seinen eigenen Vortheil im Auge hatte, indem es sich Alliirte erwerben wollte, deren Interesse mit dem seinigen übereinstimmte. Die deutschen Fürsten erlangten dadurch mehr Macht, sie konnten also kräftigere Stützen des Reichs werden. Die große Zerstückelung, welche Deutschland geschwächt, und nur zum Vortheil von Oesterreich gedient hatte, wurde eingeschränkt, und die Concentration der Kräfte, zum Besten des Vaterlandes, möglich gemacht. Dieß war aber dem österreichischen Interesse entgegen; daher sollte die Verfassung (d. h. der alte unselige Zustand, der die jetzige Auflösung herbeygeführt), erhalten werden. Wie zweydeutig, zum wenigsten, mußte sich diese Besorgniß Oesterreichs für die Verfassung des Reichs ausnehmen, nachdem, wie eine Note des französischen Ministers in Regensburg es offenbar machte, Oesterreich versucht hatte, sein Gebiet bis an den Lech auszudehnen, wodurch Baiern aus der Zahl der Mächte wäre ausgestrichen worden; nachdem es für diesen Zweck in Paris, in Petersburg, ja selbst in München an Zumu-

tionen es nicht hatte fehlen lassen? *) Wären diese angenommen worden, so hätte man „der gereiften Erfahrung vieler Jahrhunderte" eine andere Auslegung gegeben.

Die Wahrheit ist, die Erfahrung der Jahrhunderte mußte endlich gereift seyn; man mußte, bey aller Achtung für das alte ehrwürdige Kaiserhaus einsehen, daß von Oesterreich keine wohlthätige Wiedergeburt des Vaterlandes, sondern nur Aufrechthaltung der Zerstückelung oder Einverleibung in die alten Erbstaaten zu erwarten sey.. Die Fürsten waren es also sich selbst und nicht minder dem Vaterlande schuldig, eine Gelegenheit zu benutzen, die sich darbot, die alten Bande der ursprünglichen deutschen Stämme möglichst wieder herzustellen. In diesem Sinne haben Baiern und Würtemberg sich das größte Verdienst um Deutschland erworben.

Eine Erhaltung der Reichsverfassung „in jeder „Rücksicht" wäre die Fortdauer eines schmachvollen Zustandes gewesen. Und welchen Schutz konnte Oesterreich anbieten? Es hatte den Lüneviller Frieden schliessen müßen. Dennoch wollte es den Fürsten abrathen, auf bessere Sicherheit zu denken. Sie hätten blind seyn müßen, wenn sie, aus sogenannter Achtung für die

*) Die nachherige Erklärung Oesterreichs, daß es für jede Verkürzung Baierns Entschädigung angeboten, entkräftete den Hauptinhalt der französischen Note nicht; denn die Verfassung des Reichs forderte die Untheilbarkeit der Churfürstenthümer.

Reichsverfassung, die nirgend existirte, sich ewiger Ohnmacht hätten hingeben wollen. Dieß war Oesterreichs Absicht. Wie konnten sie Vertrauen haben? Preußen hatte sich in Verträgen mit Frankreich ansehnliche Reichslande ausbedungen. Ein gutes Beyspiel findet leicht Nachahmer. Kein Wunder, daß alles nach Paris eilte, um dort bey der Umschmelzung des Reichs aus dessen Trümmer so viel als möglich für sich zu erhalten, und so die eigene Existenz zu sichern und zugleich das unvermischte Deutschland aus seiner Unterwürfigkeit zu einer achtbaren Macht zu erheben. Dieß war die Idee, die in Deutschland Leben zu gewinnen anfieng, wenn gleich nur Wenige sich deu.Ach ihrer bewußt seyn mochten. Der Reichstag ahnete nichts davon; er war ein Kongreß aus den vorigen Jahrhunderten, durch Einbalsamirung scheinbar am Leben erhalten; die Gegenwart gieng an ihm vorüber, wie die französische Armee vor den egyptischen Pyramiden: diese alten ehrwürdigen Denkmäler wußten nichts von dem neuen Leben und der fränkischen Republik.

Die Reichsdeputation überlegte mit allem Anstande, wie sie sich bey der Prüfung des ihr von den vermittelnden Mächten vorgelegten Entschädigungs-Planes zu verhalten haben könnte. Ehe sie aber noch mit sich selbst hierüber im Klaren war, nahm Preußen eigenthümlich, nahmen die größeren Reichsstände, mit Einwilligung der vermittelnden Mächte, militärisch Besitz von den ihnen versprochenen Ländern. Oesterreich war damit sehr unzufrieden. Es suchte durch seine Agenten sich den Einfluß in Deutsch-

land zu erhalten, den es durch die Waffen nicht behaupten konnte. Während Preußen das Bisthum Münster schon als sein Eigenthum ansah, ließ Oesterreich durch das dortige Dom-Capitel einen Erzherzog als Coadjutor erwählen. Eine starke Note des preußischen Ministers in Wien bewirkte, daß Graf Cobenzel eine beruhigende Antwort ertheilte.

Oesterreich und Preußen bildeten die beyden Partheyen in der Reichsdeputation.

Jenes wollte das Entschädigungs-Geschäft zu einem Gegenstande langsamer Prüfung machen, wobey genau die Verluste abgewogen werden sollten, damit Niemand mehr erhalte, als ihm nach österreichischer Meynung zukomme. Preußen sah die Sache als durch die einzelnen Verträge abgeschlossen an; nur zur Vervollständigung der Formalitäten fand er des Reichs Zustimmung noch nöthig. Oesterreich suchte die Bildung größerer Massen zu verhindern, weil es fortfahren wollte, den kleinen Staaten zu imponiren, Preußen beförderte sie, weil es damals noch nicht daran dachte mit Oesterreich die Oberherrschaft in Deutschland zu theilen, und weil es bey der ungleichen Entschädigung selbst am meisten gewann. — Mit Oesterreich stimmte der Deutschmeister, ein Erzherzog; mit Preußen stimmten Baiern, Würtemberg und Hessen-Cassel. Sachsen war neutral, denn es hatte keinen Anspruch auf Entschädigung. Chur-Mainz mußte es den vermittelnden Mächten Dank wissen, daß es allein als geistlicher Staat erhalten war. Es nahm sich, um Popularität zu gewinnen, des Schicksals der Beamten, Besoldeten und

Nutznießer in den secularisirten und mediatisirten Landen an. Bey den Abstimmungen suchte es jede Härte des Ausdrucks der andern Stimmen zu mildern.

Oesterreich übergab eine Erklärung gegen die vorläufige Besitznahme der Entschädigungsmassen. Eine solche Besetzung wäre gegen die Rechte des Kaisers und des Reichs, und gegen das Völkerrecht. Preußen antwortete: daß auch Oesterreich die ihm, durch Verträge mit Frankreich, zuerkannten Besitzungen (Venedig ꝛc.) sogleich in Besitz genommen habe; es erklärte, daß der König von Preußen, in seiner doppelten Eigenschaft als Reichsstand und als europäische Macht, verschiedene Rechte habe, und als letztere befugt sey, sich auf gleicher Linie mit Oesterreich zu stellen. Dagegen war, nach dem alten deutschen Staatsrecht, mancherley; nach der von Oesterreich befolgten Politik — nichts einzuwenden.

Die Reichsdeputation hätte, durch diese preußische Erklärung aufmerksam gemacht, das in der That einzig seltsame Verhältniß des Reichs zu denjenigen Reichsständen untersuchen sollen, welche mit solchen doppelten Eigenschaften versehen waren, die nach den Umständen die Farbe wechseln konnten. Die Deputation wäre dann vielleicht auf die Entdeckung gekommen, daß jenes Verhältniß die Unmöglichkeit constatirte, ferner das Reich als einen Staats-Körper anzusehen. Alle nur in Nebel führende Träume von deutschem Staatsrecht wären dann beseitigt worden. Deutschland hätte seinen wahren Zustand erkannt, die Anforderungen desselben erwogen, und

vielleicht schon damals begriffen, daß für das Interesse der nur mit einfacher Eigenschaft begabten Reichsstände eine engere Verbindung derselben unerläßig wäre, wobey zwar zu Zeiten eine Allianz mit Oesterreich und Preußen zu wünschen, die fortwährende Einmischung aber einer jener doppelten Eigenschaften zu vermeiden sey. Die gereifte Erfahrung vieler Jahrhunderte leitete in gerader Richtung auf eine solche Idee.

Die Reichsdeputation ließ diese höchst bedeutende Untersuchung unerörtert; sie gieng darüber hinweg, wie man noch heute darüber hinweg geht. Kinder drücken die Augen zu, und glauben, was sie nicht sehen, sey nicht gefährlich, sey nicht vorhanden. Die erste Aufgabe an Staatsmänner aber ist, daß sie sich die Verhältnisse klar machen und vor keinem Resultat der Prüfung erschrecken. — Es wäre Irrthum, wenn man glaubte, eine nähere Prüfung jenes Verhältnisses könne Oesterreich und Preußen beleidigen. Man beleidiget Niemanden, dessen wahres Interesse man an den Tag bringt. Wir hoffen in der Folge zu beweisen, daß beyde Mächte nur dabey gewinnen können, wenn Deutschlands Verhältnisse auf die Natur der Dinge, auf die vorhandenen Interessen der bestehenden Staaten, nicht aber auf ein Princip ihrer Unsicherheit gegründet werden. Zuverläßige Bundesgenossen sind nur diejenigen, die den Freund nicht mehr als den Feind zu fürchten haben; die nicht blos im Frieden gezwungen folgen, die auch im

Kriege freywillig für die gemeine Sache sich zu opfern bereit sind. — Unnatürliche Verhältnisse können nie die Basis der Staaten seyn; sie wirken zerstörend, auch wenn ihre Unnatürlichkeit verschwiegen wird, oder Vielen unbekannt seyn sollte. Wir kehren zum Gegenstande zurück.

Oesterreich suchte seinen Einfluß in Deutschland noch dadurch zu retten, daß es auf volle Entschädigung für Toskana bestand. Es verlangte für den Verlust des Großherzogs in Italien, Besitzungen in Schwaben und neunzehn Reichsstädte. Dadurch widersprach es seinem Grundsatz, daß man sich strenge an den Frieden von Lüneville halten müße. Dieser Frieden enthält kein Wort von Mediatisirung der Reichsstädte. So sah man, daß der Grundsatz des Rechts nur ein Vorwand des Vortheils war. — Wo sollte übrigens für Toskana Ersatz gefunden werden? Alles disponible Land war schon in den Verträgen mit andern deutschen Fürsten vergeben. Daher war die Mehrheit der Reichsdeputation mit dem Entschädigungsplan einverstanden; aus demselben Grunde aber protestirte Oesterreich gegen den Beschluß der Majorität, welche jenen von den vermittelnden Mächten vorgelegten Plan, mit bloßem Vorbehalt einer Berücksichtigung etwaiger Reclamationen, angenommen hatte. Oesterreich erinnerte die Reichsdeputation an ihre Würde, und berief sich auf das Urtheil des Publikums, d. i. auf die öffentliche Meynung, der es doch sonst wohl gebieten zu können geglaubt hatte. Es versuchte sogar die Beschlüsse der Deputation für bloße

Gutachten zu erklären. — Preußen dagegen wollte, daß die Deputation durch die abgehende Förmlichkeit der kaiserlichen Zustimmung sich nicht irre machen lassen, sondern in unmittelbare Communication mit den Ministern der vermittelnden Mächte treten sollte. — Chur-Mainz milderte diese Meynung, indem es sie in höflichere, wenigstens in dunklere Phrasen hüllte.

Sachsen wollte den Buchstaben des Lüneviller Friedens als das Recht geltend machen, und dadurch den zu großen Entschädigungen vorbeugen, zugleich auch die Reichsstädte gegen Mediatisirung sichern. — Die deutschen Publizisten fanden diese Meynung in hohem Grade rechtlich. Sie wäre es auch gewesen, wenn die zu große Zerstückelung des Reichs je hätte einen rechtlichen Zustand herbeyführen können. Um gegen die Zerstückelung Heilmittel zu finden, waren große Entschädigungen nothwendig. — Die Majorität der Deputation nahm auf den sächsischen Antrag keine Rücksicht. In der That war er nur ein Versuch, die faktische Auflösung des Reichs unter alten Förmlichkeiten zu verbergen.

Da der Entschädigungsplan im Allgemeinen angenommen war, so schritt die Deputation zur Prüfung der einzelnen Reclamationen.

Hier trat ihr ein Chaos entgegen, das um so weniger zu allseitiger Befriedigung gelöst werden konnte, als man sich nicht über die Grundsätze zu vereinigen wußte, die entscheiden sollten. Am Ende entschied die Protektion, die man sich in Paris oder Pe-

tersburg zu verschaffen wußte. Einige Reclamationen waren ganz seltsam. So glaubte z. B. Homburg, es müßten ihm alle Verluste, selbst Kriegsschäden ersetzt werden; — obgleich der Lüneviller Frieden nur Entschädigung für die am linken Rhein-Ufer gelegenen Reichslande zusicherte. Aber auch Preußen hatte Ersatz für Geldern erhalten, das kein Reichsland war. — Meklenburg-Strelitz meldete sich bey der Reichsdeputation und verlangte eine besondere Entschädigung wegen seiner Mitansprüche auf zwey Strasburger Dom-Herrenstellen. — Auch das gehörte zu den traurigen Eigenheiten Deutschlands, daß die Fürsten in allen Winkeln des Reichs zerstreute Besitzungen und Rechte hatten. In der unterthänigen Stadt eines Fürsten übten oft andere Fürsten besondere Hoheitsrechte aus. — Hohenzollern-Hechingen verlangte und erhielt Ersatz für eine Herrschaft, welche die Geographen nirgends aufzufinden wußten. Aber Preußen unterstützte seine Stammvettern.

Es verdient bey diesen Reclamationen bemerkt zu werden, daß unter allen Reichsständen, welche genöthigt waren, sich in die Zeit zu schicken, nur die schwäbischen und fränkischen freyen Städte auf eine wahrhaft patriotische Art dem allgemeinen Vaterlande ein Opfer zu bringen sich willig erklärten. Weit allgemeiner waren die Ansprüche, die Erbschaft aus der uralten Plünderung sich möglichst ungeschwächt zu erhalten. Noch heute hört man selten, daß ein Mediatisirter stolz darauf ist, seine Landeshoheit hingegeben zu haben, damit Deutschlands Stärke und Selbstständigkeit möglich

gemacht werde; doch könnte er nur dadurch beweisen, daß er hoch stehe in der Zeit; doch können nur solche Gesinnungen dem Stern auf der Brust mediatisirter Fürsten einen ächten Glanz geben.

Da der erste Entschädigungsplan mancherley bedeutende Reklamationen verursacht hatte, so legten die vermittelnden Minister einen zweyten umgeänderten allgemeinen Entschädigungsplan vor, bey welchem auf die eingegangenen Erinnerungen Rücksicht genommen war. Preußen, Baiern, Würtemberg, Hessen-Cassel und Mainz nahmen den neuen Plan sogleich mit Dank an. Hessen-Cassel verlangte jedoch, daß auch sein Haus vergrößert werden sollte. Oesterreich verschob seine Erklärung.

Unterdessen kam davon die Rede, den Entschädigungsländern wenigstens ihre alte ständische Verfassung zu sichern. Merkwürdig genug hatte hierauf der Deutschmeister angetragen. Dabey war wohl keine Sicherung der Volksrechte gemeynt; man hoffte nur durch Beschränkung der Gewalt der entschädigten Fürsten ihre Schale bey dem beabsichtigten Gleichgewicht etwas leichter zu machen. Sonst würde ein Erzherzog die ständische Verfassung schwerlich in Schutz genommen haben. Die Politik benutzt zu Zeiten gewisse Ideen, die sie zu andern Zeiten unterdrücken möchte. Preußen erkannte auch, worauf es abgesehen war, und fand daher für dienlich zu erklären: daß der König, als Souverän, mit der französischen Republik, und mit Einverständniß von Rußland einen eigenen Vertrag geschlossen, worin ihm seine Entschädigungslande

mit unbeschränkter Souveränität übergeben worden, daß also die preußischen Entschädigungen ihre eigenen Verhältnisse hätten, und von Beschränkung der Landeshoheit hier nicht die Rede seyn könne. Durch diese Erklärung stellte Preußen den Grundsatz auf: daß Frankreich einem deutschen Lande seine Rechte nehmen und es ohne solche Rechte einem Andern geben könne; oder auch, daß, so wie ein Land Preußisch würde, es seine constitutionellen Rechte, die es als Reichsstand besessen, sogleich verlieren müße. Mit andern Worten hieß dies: so wie ein Land Preußisch wird, hört es auf Deutsch zu seyn. Man hat dies nicht immer so unumwunden eingestanden. — Doch wollte Preußen damals noch ein Reichsstand seyn! Man möchte fragen: zu welchem Endzweck? — Die Antwort ergiebt sich von selbst.

Oesterreich verzögerte seine Zustimmung zu dem neuen Plane, und machte sie von der Entschädigung für Toskana abhängig.

Mainz gestand sehr naiv: „Was nicht mehr „zu ändern ist, das muß vollbracht wer„den".

Noch einige Anstände machten sich vor dem völligen Schluß der Deputation bemerklich. Ganz unvermuthet trat das bisher stumme Schweden auf, das, als Garant des westphälischen Friedens, ein größeres Recht als Rußland bey Abänderung der deutschen Verfaßung in Anspruch nahm. — Die Protestation blieb ohne Wirkung, und mußte es; denn das Reich hatte in der That, ohne Erlaubniß des

Garants, schon aufgehört, wenn es gleich, wie ein resignirter Souverän, noch seine Titel beybehielt.

Oesterreich erlangte zuletzt, durch einen Vergleich mit Frankreich, eine mäßige Entschädigung für Toskana. Diese war aber zum Theil auf Kosten Baierns ertheilt worden, wobey letzterer Staat abermals einen Beweis erhielt, daß Oesterreich wenig gemeynt wäre, ihm eine Consolidirung seiner Macht zu gönnen. Baiern, stets für die Ruhe Deutschlands besorgt und großmüthig gegen seinen Nachbarn gesinnt, brachte dies Opfer, das ihn eine Million an Einkünften kostete.

Der völlige Abschluß der Reichsdeputation wäre nicht so bald zu Stande gekommen, wenn die vermittelnden Mächte nicht einen peremptorischen Termin von zwey Monaten zur Beendigung des Geschäfts gesetzt hätten. Die übrigen Mächte waren längst mit Frankreich einig; aber Oesterreich suchte Zeit zu gewinnen. Noch in einer der letzten Sitzungen der Deputation beschwerte sich der kaiserliche Hof, daß für alle höheren Theilnehmer an den Entschädigungen die vermittelnden Mächte mit Freygebigkeit sorgten, nur ein einziger Theilnehmer (Toskana-Oesterreich) erfahre eine andere Behandlung. Es mußte dem Stolze viel kosten einzugestehen, daß man von der Freygebigkeit Anderer mehr erwartet habe. Es mußte überhaupt schwer seyn, sich selbst zu sagen, daß eine neue Zeit gekommen sey; aber alles, auch diese Beschwerde bewies, daß ein neues Deutschland, unabhängig von Oesterreich, sich aus den Trümmern des Reichs zu erheben anfange.

Oesterreich brachte noch in Vorschlag, dem Großherzog von Toskana und dem jedesmaligen Deutschmeister die Churwürde zu ertheilen, damit die durch den westphälischen Frieden gesicherten Religionsverhältnisse erhalten würden. Es hoffte dadurch auf zwey katholische Churfürsten rechnen zu können. — Preußen bemerkte dagegen, daß die evangelischen Stimmen bisher die Minderzahl hätten ausmachen müssen, ohne deshalb Gefahr für sich zu ahnen. Dasselbe also könnte nun im umgekehrten Falle gelten. Denn, sagte Preußen: „Dank sey es dem Geiste des Jahrhunderts, die Zeiten wären vorbey, wo Aberglaube und Fanatismus jeden politischen Welthandel zur Religionssache prägen konnten". — Der Großherzog erhielt jedoch die Churwürde.

Noch entstanden einige Bedenklichkeiten, ob dem Kaiser das Recht zustehe, die Deputations-Beschlüsse zu ratifiziren oder zu verwerfen. Man suchte bey diesen Diskussionen den Anstand zu retten; dennoch wurde die Meynung beygebracht, der Kaiser habe das Recht, aber auch die Verbindlichkeit zu ratifiziren; könne folglich nicht verwerfen. Ueber diese preußische Meynung ward kein Beschluß gefaßt.

Die vermittelnden Minister brachten eine Note bey, worin von den neuen Virilstimmen die Rede war. — Man sollte es kaum glauben: mit diesen Virilstimmen wurde ein einträglicher Handel getrieben. Angelegentlich bemühten sich die Reichsstände neue Stimmen zu kaufen, obgleich alle gegenwärtigen Verhandlungen ihnen beweisen mußten, daß sie in dem

sogenannten Reich nichts mehr würden zu sagen haben. So wenig sah man die Revolution, die in Deutschland vor aller Augen vorgegangen war.

Die fremden Minister brachten einen andern Vorschlag bey, die künftige Rangordnung betreffend. Auch hier bemühte sich mancher um einen Vorrang, obgleich die Zeit es klar gemacht hatte, daß nur die wirkliche Macht den Rang bestimmen könne, indem eine neue Republik dem ältesten Kaiserhause Gesetze vorschrieb.

In der 46sten Sitzung der Deputation kam endlich die Redaction des Hauptbeschlusses zu Stande. Die eine Hälfte war von Frankreich diktirt worden, und diese war der verständlichste Theil; die andere bezog sich auf Pensionen, Rheinschiffahrts-Octroi und dergleichen; — man ist zum Theil noch nicht über den Sinn derselben einverstanden.

Kaiser und Reich ratifizirten den Beschluß. — Die Deputation hatte sich ihres Auftrags so gut als möglich entlediget.

Dieser Reichsdeputations-Receß nahm allen geistlichen Staaten, und mit Ausnahme von Augsburg, Frankfurt, Nürnberg, Hamburg, Lübeck, und Bremen, allen Reichsstädten die Hoheitsrechte; er verband diese Länder zum Theil mit größeren Staaten, die in arrondirten Massen reichlichen Ersatz erhielten für verlorene Besitzungen, welche in allen Theilen von Deutschland zerstreut waren; er schuf endlich ein neues Interesse, indem er den österreichischen Einfluß schwächte und ihm ein starkes Gegengewicht gab.

Viele — vielleicht Millionen Menschen in Deutschland klagten über diese Veränderungen. Schmachvoll, glaubten sie, sey der Verlust des linken Rhein-Ufers, hart und ungerecht der Untergang der geistlichen Staaten und so vieler Reichsstädte. — Es liegt in der weichen Natur des Menschen zu trauern, wo Langebestandenes zerstört wird; den Todten ist er geneigt nur Gutes nachzusagen. Es ist dagegen die harte Aufgabe der Staatsmänner, welchen die Politik zu handhaben und ihre Maaßregeln zu leiten obliegt, daß sie sich über diese sentimentale Ansicht erheben, und weniger für die Vergangenheit als für die Zukunft besorgt seyn sollen. Ihnen mußten sich die Resultate des Lüneviller Friedens und des Deputations-Recesses in einem andern Lichte darstellen. Die Männer, die damals wirkten, werden gewußt haben, sich ihre Aufgabe klar zu machen. — Allerdings erhielt das geographische Deutschland engere Grenzen; aber das politische Vaterland war wiedergeboren und hatte Boden gewonnen. Der Verlust des linken Rhein-Ufers wurde reichlich ersetzt dadurch, daß an die Stelle der geistlichen Staaten, dieses unsers krankhaften Theils, ein gesundes Organ gesetzt wurde, das mit neuer Lebenskraft den ganzen Körper erfüllte. — Wer den Uebergang zum Bessern hier nicht erkennen kann, dem muß die Natur das Verständniß seiner und aller Zeiten versagt haben.

Es war freylich keinen Augenblick zweifelhaft, daß das ganze Entschädigungsgeschäft von Frankreich geordnet und geleitet wurde. Die ersten Reichsstände

aber fanden darin nichts Anstößiges. Preußen sprach sehr oft (in Aktenstücken, die auf die Nachwelt kommen werden) von der „Großmuth und Gerech„tigkeitsliebe der französischen Regie„rung“, — und es hatte gute Gründe diese Großmuth zu loben. Talleyrand sagte: „Wir haben „Preußen darum so viel gegeben, weil es „zur Grundlage des deutschen Gleichge„wichts dient.“ — Preußens Beyspiel trug am meisten bey, den Deutschen zu beweisen, daß in der Verbindung mit Frankreich viel zu gewinnen sey; — sowie es in späteren, veränderten Zeiten das erste Beyspiel gab, den unglücklichen Alliirten zu verlassen, und aus der Verbindung gegen Frankreich Gewinn zu ziehen. Den Ruhm wird die Geschichte den Preußen zugestehen, daß sie bey einer neuen Ordnung der Dinge stets vorangiengen und die Umstände zu benutzen verstanden, bis diese sich änderten und neue Klugheitsmaaßregeln an die Tagesordnung kamen.

Oesterreich hatte mit Wahrheitsliebe anerkannt, daß es bey dieser Theilung der Erbschaft des alten Reichs stiefmütterlich behandelt worden wäre. Solch Schicksal war hart, — allerdings! — aber es hätte zum Segen der Erbstaaten werden können, wenn dabey die Folgen wären erkannt worden, welche eine hartnäckige Anhänglichkeit an das Alte, wohl gar an das Veraltete, über die Reiche bringt. Tausend geistige Kräfte schlummerten in den österreichischen Völkern; wären sie geweckt und gebildet worden, so hätten sie der Macht mehr Zuwachs gegeben, als durch ein paar un-

willige Provinzen aufgeopfert wurde; sie wären eine Eroberung im Innern gewesen, aufwiegend den Verlust einer Bevormundung von Völkern, welche solcher Vormundschaft entwachsen waren, und sie sich nicht länger wollten gefallen lassen. In dem unsichtbaren, aber auch unendlichen Gebiet des Geistes der Völker liegt in Oesterreich noch viel unentdecktes Land; es fehlt ein Cook, der auf einer innern Weltumsegelung diese reichen Provinzen auffände, und zum Vortheil der Regierung in Besitz nähme. — Die geistigen Kräfte zu Hause zu pflegen, giebt mehr Macht und Ruhm, als wenn man sie in der Fremde zu unterdrücken sucht, wobey nur der Erfolg gewiß ist, daß man sich heimliche Feinde erzieht, welche die erste Gelegenheit ihrer Emancipation benutzen werden. — Ich spreche mit dem reinsten Wohlwollen für das Glück Oesterreichs, mit Begeisterung für den schönsten Ruhm seiner Regierung. Seine Feinde nur, oder Söldlinge der Fremden, können zu finstern Planen rathen.

Das übrige Deutschland war, zur Zeit der Regensburger Umwandlung, einem neugebornen Kinde gleich, das einst ein Mann werden, aber noch nicht auf eigene Kräfte sich verlassen konnte. Viel war geschehen für Wiedervereinigung der tausend Splitter, in welche das Vaterland zerfallen war: das meiste war noch zu thun übrig. Denn noch bestanden die wunderlichen kleinen Monarchien der Reichsritter und Grafen; noch hatten viele Länder die Kosten eines Hofstaates zu erhalten, während es ihren Höfen an Macht fehlte sie zu schützen; noch hinderte ein Gewimmel von Staaten die Con-

centration deutscher Kraft, und gab der Intrigue und den Fremden Anlaß, einen Verein zur Behauptung der Selbstständigkeit zu verhindern. Zugleich war das Reich dem Namen nach erhalten, und seine veralteten Formen hemmten fortwährend die freye Bewegung des Ganzen.

In solchem Zustande war es nicht möglich die National-Unabhängigkeit zu behaupten. Deutschland mußte sich an eine größere Macht anschließen. — An welche aber? — Oesterreich hatte selbst seine unglückliche Lage und damalige Schwäche anerkannt; — es hatte mehr für sich als für das Reich sorgen müßen. — Preußen war zu eng mit Frankreichs „großmüthiger Regierung" verbunden, und zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts, nicht aber zur Uebernahme des Uebergewichts bestimmt. Deutschland konnte sich daher nicht an Preußen anschließen. — Rußland war zu fern und die Verbindung mit diesem Reiche noch zu neu. — Ueberhaupt herrschte in Europa eine Ungewißheit über das, was man thun sollte und wollte; und diese Ungewißheit, deren Gegengift nur Entschlossenheit seyn kann, lähmte die Kabinette.

Die französische Regierung dagegen war aufmerksam auf jede Gelegenheit, bey dem Gange der Politik die Initiative zu ergreifen. Erkenntniß des Bedürfnisses und des Vortheils fand Entschlossenheit für jenes zu sorgen, diesen zu benutzen. Siegreiche Heere waren bereit, den Combinationen der Intelligenz Nachdruck zu geben. — Frankreich wollte den Zustand in Deutschland zu seinem Vortheil benutzen, und Deutschland fühlte

die Nothwendigkeit, bey den ersten Schritten gegen das Ziel seiner Selbstständigkeit, sich von fremder Hülfe noch unterstützen zu lassen.

Darum schloßen sich schon damals einige deutsche Höfe enger an Frankreich an, obgleich das Reich es noch nicht bis zur Förmlichkeit seiner Verabschiedung hatte bringen können.

Die klare Erkenntniß, daß durch diese Politik allein Deutschlands Wiedergeburt vorzubereiten wäre, mochte nur in wenigen Kabinetten vorherrschen. Aber es gab, in Süd-Deutschland gewiß, Staatsmänner, die von der Natur in den Quell der Zukunft getaucht waren, und die mit gestähltem Gemüth, unbekümmert um das Urtheil unreifer Zeitgenossen, auf dem Wege fortschritten, der allein zur Selbstständigkeit führen konnte. Andere wurden durch Furcht oder Noth mit Frankreich verbunden, und in einen fremden Strom hineingezogen, dessen Ausmündung sie nicht ahneten. Sie klagten über den Zwang der ihnen angethan war, fühlten die ungewöhnliche Anstrengung, die ihre Kräfte zu übersteigen schien, und halfen unfreywillig, und darum ohne wahren Ruhm, die Verjüngerung der Nation herbeyzuführen ... Darin zeigt sich die Macht der Vorsehung: in Zeiten und Umstände, die den Blicken der Sterblichen als schmachvoll und heillos erscheinen, legt sie den Keim künftiger Ehre und reicher Hülfe.

Deutschland befand sich, nach dem Deputations-Receß, in der Uebergangsperiode zum Rheinbunde, der selbst nur Uebergang war zu neuer Entwickelung. Doch statt in die Zeiten, die vorwärts lagen, zu blicken, und

für sie Institutionen zu erfinden, suchte man noch Rath bey den Ueberresten der alten Reichsformen, die ihre Bedeutung verloren hatten. Das neue Jahrhundert trat wie ein Riese ihnen entgegen, und sie hofften noch ihn zu zähmen, wenn sie ihm die Gängelbänder anlegten, welche sich im Kindesalter der Volker als gut erprobt hatten. Aber selbst die Sturmhauben der Ritter hatten aufgehört furchtbar und nützlich zu seyn, als der Donner des Geschützes die Geburt einer neuen Kriegskunst ankündigte. — Es war ein neues Pulver in der Politik erfunden worden; man mußte sich auf den Gebrauch desselben verstehen und es selbst besitzen; sonst focht man mit ungleichen Waffen.

Deutschlands Politik war in jener Uebergangsperiode gleichsam suspendirt, wenigstens ohne bestimmte Richtung. — Wo der eigene Entschluß fehlte, oder unmöglich war, da mußte die fremde Einwirkung mächtig und unwiderstehlich werden.

Drittes Kapitel.

Die Zeit nach dem Regensburger Receß bis zum öſterreichiſchen Kriege im Jahr 1805. Frieden von Preßburg. Errichtung des rheiniſchen Bundes. Mediatiſirung. Preußiſcher Krieg. Frieden von Tilſit. Continental-Syſtem. Oeſterreichiſcher Krieg im Jahr 1809. Veränderungen in den Bundesländern. Militär-Verfaſſung. Innere Adminiſtration. Politik. Handels-Verhältniſſe. Unvertilgbare Spuren des rheiniſchen Bundes.

Ruhe ſchien das erſte Bedürfniß aller deutſchen Länder. Indem aber die alten Intereſſen in der neugeſtalteten, ihnen fremden Welt fortwährend wie früher allein herrſchen wollten, traten die neuen Intereſſen in dem heimathlichen Element des verjüngten Lebens jenen entgegen und ſtellten ſich auf gleicher Linie mit den ſiechenden Ueberreſten der Vergangenheit. Das Alte wollte dem Neuen die Ebenbürtigkeit nicht zugeſtehen; im Beſitz der Gewalt wendete es ſie an, die jungen Anſprüche zu unterdrücken. So verriethen ſich Unſicherheit und Kampf. Neue Anſtrengungen wurden nothwendig. Die Ruhe war unmöglich.

Der veränderte Besitz führte Verhältnisse herbey, die zu dem vorigen Zustand nicht passen wollten. Man fühlte die Nothwendigkeit neuer durchgreifender, leitender Principien; aber man wußte sie nicht zu finden. Das Herkommen allein wurde für ehrwürdig gehalten; bey ihm allein suchte man Belehrung: es wußte keine zu geben. Die Menschen waren für die Vergangenheit erzogen worden; die Gegenwart mußte ihre Männer erst bilden. Verhältnisse, Kräfte, Interessen, hatten eine andere Gestalt gewonnen; die Sachen waren neu, die Personen noch die alten. Selbst das Glück, das Vielen zu Theil wurde, erschien ihnen beschwerlich, weil es in ungewohnter Form sich zeigte, und weil sie es nicht zu gebrauchen verstanden. Um Gewinn daraus zu ziehen, mußte man Mühe und Sorgen nicht scheuen; das alte Glück war ohne Anstrengung genossen worden. Der Vortheil zeigte sich in der Ferne, mit Unbehagen war die Nähe verbunden. Darum fand die Vergangenheit überall Anhänger. Das neue Jahrhundert dagegen, das nicht mehr das vorige Jahrhundert seyn wollte, erschien anmaßend — eine ungeheure Usurpation. Was es forderte, wie immer auf Vernunft und Recht gegründet, wurde als revolutionär dem Haß und der Verachtung Preis gegeben. Die höheren Stände waren aus dem Zusammenhang ihrer Begriffe und Verhältnisse gerissen; ihr angeerbter Besitz größerer Ehre war bedroht; sie sollten mühsam Verdienste sich erwerben. Der wahre Edelmann erkannte dieß als Pflicht, und handelte darnach. Aber es gab ein Heer hochmüthiger Kastenmänner,

welche auf ihr Recht pochten, ohne Verdienst geachtet zu werden. Das Volk hatte keine Organe als die Zeitungen; es wußte oft selbst nicht, was es wollte. Die Vornehmen sahen es für ihren Feind an, weil es Miene machte, mehr als stummer Sklave seyn zu wollen. Sie wußten jedoch nicht wie sie die neue, das Volk begünstigende Lehre widerlegen sollten. Da fanden sich charakterlose Menschen, die mit dem Talent zur Sophisterey ausgerüstet und als geübte Stylisten sich erboten, der vornehmen Unwissenheit zu Hülfe zu kommen. Skribenten, durch Guineen zu Vertheidigern der alten Sklaventugend begeistert, erklärten nun das Volk für bösartig, und seine Befreyung für Verbrechen. Denn es hatte ja in der ersten taumelnden Bewegung, nachdem die Bande gelöst waren, sich Thorheit und Uebertreibung, augenblickliche blutige Rache, für Jahrhunderte der Schmach und der Unterdrückung, zu Schulden kommen lassen. Also wären die alten Fesseln durch Religion und Moral geboten. — Nur dies verschwiegen die Advokaten der Tyranney, daß beym ersten Erwachen der Vernunft, der alte eingelernte Unverstand noch in voller Thätigkeit war, und daß die rohen Rächer der Vergangenheit die Zöglinge waren jenes Systems der Entwürdigung, welches der Betrug an die Stelle der Religion und Moral zu setzen gewußt hatte; daß folglich, um das Volk zu veredeln, ein besseres System von der heiligsten aller Pflichten, von der Sorge für das Wohl der Gesellschaft geboten sey. Für diese einfache Wahrheit waren die von allen Seiten gegeneinander gehetzten Leidenschaften nicht empfänglich.

Die Geister befanden sich mehr im Schwindel, als daß sie den Boden bisheriger Erfahrung mit Klarheit beleuchtet hätten. Leider waren diejenigen, welche die Masse hätten leiten sollen, am meisten vom Schwindel ergriffen; Träume der Vergangenheit gaukelten ihnen vor den Sinnen, während Gesichte der Zukunft Noth thaten.

Bey solcher Gährung der Gemüther sollten die Staaten in den veränderten Besitz, Ruhe, Ordnung und Zusammenhang bringen. Die Aufgabe war schwer; die Rechtlichkeit der deutschen Regierungen erschwerte sie noch mehr, denn sie wollte milde, nicht gewaltsam das neue Werk vollenden. Die Absicht war gut, aber das Mittel, das die Regierungen ergriffen, bewies nur Schwäche. Sie überließen zum Theil den Anhängern des Alten die neue Schöpfung; und unter diesen Menschen vermehrten einige absichtlich die Verwirrung, andere ließen sich Vergeudungen zu Schulden kommen, wodurch die Achtung für die Regierung compromitirt wurde.

In solchen Zeiten können Ordnung und Recht nur durch diktatorische Gewalt hergestellt werden; nicht durch Nachsicht, die mit den Feinden des Rechts und der Ordnung zu componiren vermeynt. Doch wohl verstanden, diese diktatorische Gewalt muß von der Intelligenz und der strengen Gerechtigkeit gehandhabt werden; die Diktatur des Unverstandes und ungerechter Willkühr kann überall nur ins Verderben führen.

Weil in Deutschland bey dem Beginnen der neuen Ordnung nur selten die hellsehende Energie sich derselben bemächtigte, weil kein Uebel ausgerottet, jedes geschonet wurde; so trat, auch nach den Beschlüssen von Regensburg, kein wahrer Friedensstand ein. Die Anarchie der Gemüther sah sich vielmehr nach einer Macht um, die geneigt wäre, den Krieg wieder zu beginnen, um das neue Gebäude über den Haufen zu werfen. Diese Macht war nicht weit zu suchen.

Oesterreich hatte gezwungen den Frieden geschlossen; es konnte seine Verluste nicht verschmerzen. Die Ruhe war ihm nur Bedürfniß, um sich zu neuen Kämpfen vorzubereiten.

Alle Unzufriedenen, die abgesetzten Minister, die verkürzten Domherren, eilten nach Wien, wo sie williges Gehör fanden. Ihre Klagen wurden für die öffentliche Stimme in Deutschland gehalten. Diese Leute gehörten zu den ältesten Familien und waren zum Th[illegible] mit den besten österreichischen Häusern verwandt. Wie hätte man ihnen nicht glauben sollen, da man so gerne glaubt, was man zu hören wünscht!

Oesterreich unterhielt die Unzufriedenheit in Deutschland, besonders gegen Baiern und Würtemberg. Diese beyden Staaten waren, wenn nicht mit Frankreich verbunden, doch wenig geneigt, gegen Frankreich Krieg zu führen. Man war daher mißtrauisch gegen Baiern und Würtemberg, und suchte durch Erwerbungen in Schwaben sich auf ihren Flanken zu verstärken. — Die ältesten Familien der Grafen und Ritter im Reich wissen noch zu sagen, wie sehr sie aufgemuntert wurden,

und wie willig sie mitwirkten, die österreichische Parthey in diesen Gegenden zu verstärken. Den Regierungen in Baiern und Würtemberg entgieng diese Betriebsamkeit nicht; sie erkannten zugleich das Schwierige ihrer Lage um so mehr, da sie deutsch gesinnt waren, und eine Politik nicht billigen konnten, die sie nöthigte, zur Erhaltung ihrer Existenz Schutz in Frankreich zu suchen.

Oesterreich hatte der alten Hoffnung, Baiern in Besitz zu nehmen, noch nicht entsagt, — und Würtemberg konnte, wenn das Glück gut war, als ein österreichisches Lehn eingezogen werden. Was solche sanguinische Hoffnungen nicht bewirkten, das vollendete englisches Geld. Oesterreich entschloß sich zum Kriege.

Unterdessen war Napoleon, als Kaiser der Franzosen der Erbe der hingeschiedenen Republik geworden. Das monarchische Prinzip war also nicht mehr durch republikanische Uebermacht in Europa bedroht, was für die Gründe zur Anfeindung Frankreichs eine andere Einkleidung nothwendig machte. Im Anfange der Revolution mußte Frankreich bekriegt werden, weil es sich herausnahm, sich selbst eine Regierungsart, eine Verfassung zu geben; jetzt trat Oesterreich als ungerufener Vertheidiger der neuen helvetischen, batavischen und italienischen Republiken auf, und verlangte, daß das Recht dieser Staaten, sich selbst eine Verfassung zu geben, unangetastet gelassen werde. Dieß war um so auffallender, da jene Republiken aus dem ersten ungewissen, revolutionären Zustand, durch den Einfluß Frankreichs zu einer bleibenden Ordnung geführt worden waren. Man hätte glauben sollen, Oesterreich sey ein

Freund des revolutionären Zustandes geworden, und wolle diesen, wenigstens in Italien, verewigen. Die Sorge für Freyheit der Republiken war aber nur ein politischer Vorwand. Oesterreich hätte ohne Gewissensscrupel jene Freystaaten wieder zu Feudal-Provinzen seiner Erblande gemacht. Da man sie jedoch erst erobern mußte, so nahm man sich einstweilen ihrer Freyheit an — wie wunderlich dieß auch klingen mochte, besonders da man über die Freyheit und Unabhängigkeit von Baiern und Würtemberg ganz andere Ideen hegte.

So lange Frankreich, so lange jene Republiken sich in einem revolutionären Zustande befanden, trugen sie den Keim der Schwäche und Unsicherheit in sich; sobald eine festere Ordnung Platz griff, ward es schwer, in ihnen selbst Partheyen zu finden, auf welche man im Kriege rechnen könnte. Darum war es Oesterreichs Interesse, die sogenannte Freyheit und Unabhängigkeit in Schutz zu nehmen. Die Worte klangen uneigennützig; die Gesinnungen waren eine Sache für sich. Man haßte die Freyheit nach wie vor; aber man mußte so thun, als wolle man sie beschützen. — Diese Politik war nicht die der Stärke, aber „mit„ten unter kritischen und delikaten Umstän„den", schien sie die einzig mögliche. Sie wäre auch entschuldigt worden, hätte der Erfolg ihren Berechnungen entsprochen. Gerade an diesen Erfolg konnte Süd-Deutschland nicht glauben.

Der Churfürst von Baiern beschwor den Kaiser von Oesterreich, ihm zu erlauben, neutral zu bleiben.

Das Gesuch fand kein Gehör. Der Krieg begann. Baiern wurde von der österreichischen Armee überschwemmt. Der Churfürst mußte seine Hauptstadt verlassen; aber das baierische Heer wurde nicht gefangen, wie man in Wien gehofft hatte; es zog sich gegen den Main. Die Oesterreicher verschanzten sich in Ulm. Napoleon gieng über den Rhein, schloß Verträge mit Baden und Würtemberg, nahm die österreichische Armee in Ulm gefangen, vereinte sich mit den Baiern und drang unaufhaltsam nach Wien vor.

Oesterreich war mit Rußland alliirt, rechnete jedoch so sicher auf den Sieg, daß es, ohne die Ankunft der Russen abzuwarten, den Feldzug begonnen hatte. Noch besaß es eine ungeschlagene Armee unter dem Erzherzog Karl in Italien; sie war zu fern, die Hauptstadt der Monarchie decken zu können. In Deutschland gab es keine österreichische Armee; die Trümmer derselben vereinigten sich in Mähren mit den Russen.

Die Schlacht von Austerlitz führte den Frieden von Preßburg herbey.

Dieser Friede vernichtete Oesterreichs Einfluß in Süd-Deutschland, vergrößerte Baiern, Würtemberg, und Baden durch Provinzen, auf welche Oesterreich verzichten mußte, und unterwarf die unmittelbaren Reichsritter der Souveränität der Fürsten, in deren Gebiet ihre Güter lagen.

Dieser Friede war eine Wohlthat für Deutschland; denn je mehr der alten Zerstückelung Einhalt geschah, je mehr dieser kleinen Monarchien aufgeho-

ben, je größere Massen gebildet wurden, desto näher rückte das Vaterland dem Ziele seiner Wiedergeburt und seiner Selbstständigkeit. Daß dabey bisher unmittelbare Reichsstände mediatisirt wurden, war ein heilbringender Sieg, den die Deutschen über ihre innern Leiden davon trugen. Man hat behauptet, es sey den Mediatisirten, ohne ihr Verschulden, Unrecht geschehen. — Hatten sie sich nicht in Intriguen gegen Baiern und Würtemberg versucht? — Doch abgesehen davon, war es ein Unrecht, wie jeder Bürger es leiden mußte, der im Kriege an seinem Vermögen verkürzt wurde, und größere Lasten übernehmen mußte. Gerade soviel Unrecht, aber auch nicht mehr, geschah den Reichsrittern. Daß ihnen die Souveränität genommen wurde, ist nur als die Zurücknahme eines den Kaisern, dem Staate, geraubten Gutes anzusehen. Sodann hat man nur ein Recht auf Souveränität, auf die Regierung im strengen Sinne überhaupt, so lange man sein Volk beschützen kann. Die Mediatisirten hatten kein Recht Deutschlands Schwäche zu verewigen, wohl aber eine Pflicht, die Selbstständigkeit des Vaterlandes zu befördern. Diese Pflicht beruhte nicht auf Verträge, sondern auf die ewige Nothwendigkeit der Natur der Dinge, der alle Staaten unterworfen sind. Da die Mediatisirten diese Pflicht nicht freywillig üben wollten, so mußten sie gezwungen werden. Daß man sie nicht um ihre Einwilligung fragte, wird man nicht als Unrecht angeben. Der Staat fragt Niemanden: ob er die Ordnung in demselben anerkennen, oder lieber die Unordnung unterhalten

wolle. Denn des Staates Aufgaben beruhen auf moralische Nothwendigkeiten, und sollen nicht von der Willkühr der Einzelnen abhängig gemacht werden. Doch dies ist Theorie; in den Kabinetten gilt die Praxis. Wohlan! Wer hat die Rheinländer gefragt, als man sie mit Preußen verband? Wer die Italiener?

Der Friede von Preßburg stellte zwey neue Königreiche und ein Großherzogthum zwischen Frankreich und Oesterreich.

Die Politik Süd-Deutschland's mußte ihre veränderte Richtung bald durch einen entscheidenden Schritt kund machen. Am 12. Juli 1806, schloßen dreyzehn deutsche Fürsten in Paris einen Vertrag, durch den sie sich vom deutschen Reiche los sagten, und unter dem Titel des rheinischen Bundes eine neue Vereinigung unter sich errichteten, für deren Protektor der französische Kaiser erklärt wurde. Vier Wochen darauf legte Oesterreich die deutsche Kaiserwürde nieder. Ahnend die Unvermeidlichkeit dieses Ereignisses hatte der Kaiser Franz zwey Jahre früher sich zum erblichen Kaiser von Oesterreich erhoben.

So ward das deutsche Reich endlich auch seinem Namen nach aufgelöst. Ein Ereigniß, das Viele betrauerten, nur Wenige verstanden.

Daß der Phönix aus seiner Asche wieder geboren werden müße, wollte den Deutschen nicht einleuchten, die in ihrer Zerstückelung allen Sinn für großartige Politik verloren hatten. Noch jetzt vielleicht sind es nur einzelne Denker, die es verstehen, in welcher Zeit sie gelebt haben.

Baiern ward ausersehen die Rolle zu übernehmen, die Frankreich früher den Preußen zugedacht hatte: die Hauptstüze des Gegengewichts gegen Oesterreich zu seyn. Darum ward es ansehnlich vergrößert; darum erhielt es Tyrol, welchen Verlust Oesterreich, in einer frühern Proklamation, den Herzstoß der Monarchie genannt hatte.

Wie eigennüzig Frankreich bey dieser Zutheilung gerechnet haben mochte, — sie war eine Wohlthat für das südliche Deutschland, weil sie der Natur seiner Handelsverhältnisse gemäß war. Denn eine Macht, die sich zwischen Süd-Deutschland und Italien stellt, hat die Verarmung von Süd-Deutschland und der Schweiz in seiner Gewalt. Die heutigen Verhältnisse beweisen diesen Satz. *)

*) Wie wenig Oesterreich geneigt sey, den Handel der süddeutschen Staaten zu begünstigen, wie es ihn vielmehr zu vernichten trachtet, beweisen die Bemühungen, die es anwandte, die neue Straße von Chur über den St. Bernardin nach Bellinzona zu versperren. Diese Straße wäre für Deutschland und namentlich für Baiern von großer Wichtigkeit: die unerträglichen österreichischen Mauthen würden dadurch vermieden; der Zug der Waaren über Nürnberg, Augsburg und Lindau nach Italien würde dadurch erleichtert; selbst von Frankfurt aus könnte die beschwerliche und gefährliche Straße über den Gotthard vermieden, und über Würtemberg und dem Bodensee der neue Weg, welcher zu jeder Zeit fahrbar ist, gewonnen werden. — Sardinien, von der Wichtigkeit

Baiern erkannte die reellen Vortheile seiner Verbindung mit Frankreich, und wurde Frankreichs aufrichtiger Alliirte, ohne jedoch die deutsche Gesinnung zu verläugnen, die nach der Selbstständigkeit strebt. Diese

---

dieser Straße für seinen Handel, namentlich für Genua, überzeugt, schloß deshalb mit Graubünden Verträge, und gab ansehnliche Baugelder her. — Von der Graubündner Grenze aber mußte eine kurze Strecke Weges durch den Kanton Tessin geführt werden, um die Straße von Bellinzona zu erreichen. Die Tessiner waren sogleich geneigt diesen schon in früheren Zeiten bestandenen Weg wieder herzustellen; ein Vertrag mit Graubünden wurde deshalb abgeschlossen, es fehlte nur noch die Ratification des großen Raths von Tessin. Jetzt erschienen österreichische geheime Unterhändler und boten den Tessinern einige Vortheile an, wenn sie sich verbinden wollten, das Stück der Straße, das durch ihr Gebiet führt, für ewige Zeiten in gegenwärtigen schlechten Zustand zu erhalten. Die Tessiner gaben den Schmeicheltönen der Oesterreicher Gehör und versprachen im feyerlichen Vertrage, die Straße von der Brücke über die Moesa bis Bellinzona in mög„lichst unfahrbaren Stand zu erhalten. — Durch dieses diplomatische Meisterstück soll die österreichische Straße über Chiavenna gewinnen, ob Deutschland darunter leidet, kommt nicht in Betracht, und der Bund darf es nicht untersuchen. — Es war also nicht genug, daß Oesterreich durch seine Douanenlinie dem süddeutschen Handel unberechenbaren Schaden zufügt: wenn wir so glücklich sind, einen Weg zu entdecken, der ausserhalb jener Linie liegt, so will

aber war nicht plötzlich, nicht in einem Athemzuge zu erhalten. In Baiern wußten ächte Staatsmänner, daß es ein politischer Fehler sey, wenn man die Gradationen der Zeit und der Natur überspringen will. — Aus Liebe zu Deutschland waren sie Frankreichs Freunde.

Frankreich konnte sich auf Baiern verlassen, dagegen hatte es Preußens Politik kennen gelernt. Letztere

---

Oesterreich uns solchen versperren. Und dieß thut ein Bundesglied, das verpflichtet ist die Selbstständigkeit der andern Bundes Staaten zu verbürgen?... Wer einem Nachbarn die Ausgänge seines Hauses verrammelt, und zugleich ihn versichert, er sey frey und unabhängig, spottet des Nachbars. Dem Bewohner des Hauses aber wird Niemand verargen, wenn er auf Mittel sinnt, die Ketten vor seiner Thür bey Gelegenheit zu sprengen... Die Geschichte jenes Manövers im Kanton Tessin, die in zwey Schweizer Druckschriften aufbewahrt ist, scheint wenig bekannt zu seyn; doch ist sie für uns in hohem Grade lehrreich und warnend! Man sieht was zu erwarten ist, von den Bundesgliedern mit doppelten Eigenschaften, die in der einen Freund, in der andern Feind sind. Jene feindselige Maaßregel deutet auf ein unnatürliches Verhältniß im Bunde, und weissaget keine lange Dauer desselben. — Man sieht zugleich wie freundnachbarlich Sardinien behandelt wird; wie dieses Königreich eine solche Behandlung sich gefallen lassen muß, und wie richtig oder unrichtig der Wiener Kongreß gerechnet hat, als er durch Sardinien das Gleichgewicht in Ober-Italien hergestellt zu haben sich schmeichelte.

Macht stand bereit, zu Napoleons Vernichtung herbey zu eilen. Nur die Schlacht bey Austerlitz änderte seine Meynung; man war froh mit Frankreich neue Verträge schließen zu können, und dadurch sich zugleich mit Hannover zu bereichern.

Aber Hannover war nie von England abgetreten; daher erklärte England den Krieg gegen Preußen. Das Kabinet von Berlin kam in's Gedränge, es besorgte, bey aller seiner Feinheit einen falschen Schritt gethan zu haben.

England war noch schlauer. Es stellte sich gegen Frankreich, als sey es zum Frieden bereit, als wollte es selbst Opfer bringen; nur müße Hannover dem Könige wieder gegeben werden. Frankreich, das Preußen nicht mehr fürchtete, gieng in die Falle. Es machte sich anheischig, die Herausgabe von Hannover zu bewirken. Dieß war es, was England wollte. Es meldete dem Berliner Kabinet die Untreue Frankreichs. Preußen von ritterlichem Unwillen ergriffen, rückte in's Feld. England gab Geld, das sogleich da war, Rußland eine Armee, die noch ferne stand.

Die Schlacht bey Jena löste die preußische Armee auf; die Festungen ergaben sich fast ohne Wiederstand. Der Geist Friedrichs wurde vergeblich gesucht. — Die eigenen Schriftsteller Preußens bemühten sich um die Wette, die schon frühere Erschlaffung aller Federn des Staats der Welt vor Augen zu legen.

Rußland machte bey Eilau den Sieg streitig; doch hatte man noch nicht gelernt, die Vortheile schnell zu benutzen. Die Franzosen erholten sich, und gewannen

die Schlacht bey Friedland. Preußen mußte den Frieden von Tilsit unterzeichnen.

Dieser Krieg vereinigte mit dem Rheinbunde Chur-Sachsen, das die Königswürde annahm, die Herzogthümer Sachsen, Anhalt und Meklenburg, die Fürstenthümer Reuß, Schwarzenburg, Lippe und Waldeck. Alle andern deutschen Fürsten, die nicht früher dem Bunde beytraten, waren mediatisirt worden. Ein neues Königreich, Westphalen, ward aus den abgetretenen preußischen Provinzen, und aus Hessen-Kassel und Braunschweig gebildet.

Deutschland, das noch vor wenigen Jahren über tausend Souveräne gehabt hatte, war jezt nur noch unter einigen dreyßig vertheilt. Man kann kühn behaupten, daß kein Staat in Europa größere Vortheile aus der Revolution gezogen hat. Welcher Sterbliche hätte sich getraut, dieses Riesenwerk zu Stande zu bringen? Und wer hätte geahnet, daß Frankreich, seines augenblicklichen Vortheils wegen, einer benachbarten Nation zu ihrer Wiedergeburt verhelfen, ihren kriegerischen Geist wecken, ihre Armeen organisiren, und sich für die Zukunft den furchtbarsten Nebenbuhler erziehen würde? Dennoch klagten die Menschen, daß Deutschland schmählig sich der französischen Oberherrschaft unterworfen hätte, und für französisches Interesse fechten müße. Diese Menschen wußten nichts von der Politik. Die Politik iſt Vorausſicht.

Alle Umstände, worüber die Kurzsichtigkeit jammerte, kamen den Deutschen zu Gute. Das Continental-System war von einem wahrhaft europäi-

schen Interesse diktirt. Den Kaufleuten in Hamburg und Bremen war die Aussicht auf neue Reichthümer verschlossen; aber in ganz Deutschland erwachte die Industrie. Selbst Oesterreich fühlte die wohlthätigen Wirkungen dieses Systems, und ist ihm daher, sehr weise, treu geblieben.

Aber dieses System stand mit einem andern in Verbindung, das einzig auf französisches Interesse gegründet zu seyn schien, und daher in dem Nationalstolz der Deutschen seinen Gegner fand. Frankreich hatte einsehen gelernt, daß es auf keinen Frieden in Europa rechnen könne, so lange es nicht im unbestrittenen Besitz der Uebermacht wäre. Oesterreich erneuerte alle fünf Jahre den Krieg. England warb, und fand Hülfsvölker in Europa. Auch ein weniger Kriegslustiger Regent von Frankreich hätte die Waffen nicht niederlegen können. Der Denker muß nicht nur die ältere Geschichte, er muß auch die Geschichte seiner Zeit unbefangen studiren. Abgesehen also von dem Charakter Napoleons, ist es unläugbar, daß dem mächtigen Frankreich die Ruhe nicht gegönnt wurde.

„Aber Napoleon suchte muthwillig den Krieg".

Möglich! Doch was er in Spanien gethan, scheint durch die Folge und die neueste Revolution gerechtfertiget.

Das Manöver mit Spanien ward ihm aber als Uebermuth ausgelegt, und der Glaube entscheidet in menschlichen Angelegenheiten. Deutschland litt durch den spanischen Krieg, der unsere Soldaten hinraffte. Baiern und Würtemberg sahen das Verderben voraus,

und fühlten sich stark genug, ihre Hülfe zu versagen. Die kleineren Staaten mußten gehorchen, und erfuhren auch hier das Mißliche ihrer Lage.

Der Widerstand, den Napoleon auf der Halbinsel fand, erfüllte seine Feinde mit Jubel. Die spanische Nation ward den Völkern als ein Muster angepriesen. (Man hat später in einem andern Sinn ihre geduldige Unterwerfung unter die Gebote der Inquisition ebenfalls als nachahmungswürdiges Beyspiel aufgestellt. Jetzt wird man schwerlich von ihr die guten Lehren für die Volker borgen wollen).

Oesterreich glaubte die französische Macht sey in Spanien vernichtet, und also die Stunde der Rache gekommen. Mit ungeheurer Anstrengung betrat es abermals den Kampfplatz. Es hatte die französische Sicherheit eingeschläfert; daher ward Napoleon in der That durch diesen Krieg überrascht. Oesterreich rückte ins Feld, — nicht für sich, sondern als der Befreyer Europa's. Seine Agenten durchzogen Deutschland und versprachen Ende der Noth. „Die Freyheit von Europa", hieß es in Proklamationen, „hat sich unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet." Man wollte eine, dem Zeitgeist angemessene Sprache führen. Man besoldete einen eigenen liberalen Armee-Schriftsteller. In Wien mußte ein Dichter patriotische Lieder fertigen. Tyrol ward aufgewiegelt. Unermeßliche Belohnungen wurden den Siegern versprochen. Die österreichischen Offiziere, welche die baierische Grenze betraten, nannten sich — im Scherz ver-

sieht sich — untereinander Herzoge von Baiern und Schwaben.

Es war nicht die Absicht Oesterreichs und konnte es nicht seyn, im Geiste der Revolution sich an die Spitze der Befreyung der Welt zu stellen. Aber man hatte der Revolution ihre Mittel abgesehen, und bediente sich derselben, weil man einen Fanatismus in Deutschland nöthig hatte, und dieser nur auf den süssen Ton der Freyheit horchte. Darum führte Oesterreich eine Sprache, die ihm sonst fremd zu seyn pflegt. Diese Klugheitsmaaßregel ist nachher mit größerem Glück nachgeahmt worden. — Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß wer die Welt befreyen will, wissen muß, was der Welt Noth thut.

Indessen hatte das Glück seinen bisherigen Günstling noch nicht verlassen. Napoleon erschien mit wenigen französischen Truppen, die er in der Eile zusammenraffen konnte, in Deutschland, wo er Bundesgenossen fand. An der Spitze der Baiern und Würtemberger erfocht er einen glänzenden Sieg über den erfahrensten, geschicktesten Feldherrn Oesterreichs. Man war auf diese Niederlage in Wien so wenig vorbereitet, daß man auf die erste fröhliche Nachricht, von den Fortschritten des Erzherzogs, ein Te Deum zu St. Stephan anordnete. Es hieß: Napoleon sey aufs Haupt geschlagen worden. Wirklich hatte der Erzherzog vom Schlachtfelde, unweit Regensburg, einen Courier mit dieser Nachricht nach Wien geschickt. Eine Stunde später aber, war Napoleon von Landshut aus (wo er ein Corps der österreichischen Armee abgeschnit-

ten hatte, ohne daß der Erzherzog davon Kunde erhielt), der großen Armee in die Flanke gefallen, und hatte den Erzherzog genöthiget, über Regensburg, sich nach Bohmen zu werfen. Ehe in Wien die Procession von der Hofburg nach der Domkirche sich in Bewegung gesetzt hatte, erfuhr man die traurige Botschaft von der unglücklichen Wendung der Schlacht; aber das Te Deum war angesagt, es mußte abgehalten werden. Den Bürgern wurde zwey Tage lang die wahre Lage der Dinge verschwiegen; daher feyerten sie mit unbeschreiblichem Jubel den Sieg bey Regensburg.

Eine schreckliche Nüchternheit folgte diesem schönen patriotischen Traume. Napoleon erschien vor den Thoren von Wien. Man wollte die Stadt vertheidigen; doch bey dem ersten Kanonenschuß zogen sich die österreichischen Truppen auf das linke Donau-Ufer. Die Franzosen besetzten Wien.

Bey Aspern schlug der Erzherzog die Franzosen, deren Kommunikation durch die Zerstörung der Brükken abgeschnitten war. Im eigenen Lande, wo dem Sieger alle physischen und moralischen Hülfsmittel zu Gebote standen, hätte der österreichische Feldherr die französische Armee vernichten können, wäre im Augenblick des Sieges die ganze Bedeutung desselben erkannt, wäre das Uebergewicht benuzt worden. Aber man ruhte aus — von der Freude über Wendung des Kriegsglücks. Eine verlorene Schlacht hätte kein aresser Unglück über Oesterreich bringen können, als der Fehler, daß man die Verfolgung des Sieges unter-

ließ. Dieß machte selbst die Freunde irre; sie fiengen an zu glauben, daß keine Hülfe für Oesterreich möglich wäre, weil das Glück selbst nichts half.

Es wäre so unwürdig als zwecklos, wollte man das ehemalige Unglück muthwillig verhöhnen. Was hier in Erinnerung gebracht wird, ist von keiner Leidenschaft diktirt, noch soll es Leidenschaften erwecken. Es soll nur die Vergangenheiten erklären. Es soll vorzüglich von den Mitgliedern des Rheinbundes den Vorwurf zurückweisen, als hätten sie die Befreyung Europa's, oder wenigstens Deutschlands, damals verhindert, durch unpatriotische Anhänglichkeit an Frankreich. Darum mußten die Thatsachen ins Gedächtniß gerufen werden, welche andeuteten, daß die Politik Oesterreichs kein Vertrauen erwecken konnte; daß kein günstiger Erfolg von seinen Maaßregeln zu erwarten war; vor allem aber, daß selbst der vollständigste Sieg Oesterreichs die Freyheit von Deutschland nicht herbeigeführt haben würde. Es ist hier nemlich nicht von einer republikanischen Freyheit die Rede (an sie hat Oesterreich wahrscheinlich nie gedacht), sondern nur von der Möglichkeit, die einer Nation, einem Staate gegeben wird, sich nach den Bedürfnissen des Jahrhunderts ungehindert in geistiger und physischer Kraft auszubilden, und dadurch die Unabhängigkeit zu sichern. Für diese Art von Freyheit konnten damals die Fürsten des Rheinbundes keine Garantie von Oesterreich erwarten — nicht weil übler Wille zu besorgen war, sondern weil der Wille der

Fürsten, welcher der Wille des Jahrhunderts war, wahrscheinlich nicht wäre verstanden worden.

Der Kaiser Napoleon konnte die Ankunft seiner italienischen Armee erwarten. Er vereinigte sich mit derselben, und gewann die Schlacht bey Wagram, die den Frieden von Wien herbey führte.

Oesterreich erlitt furchtbaren Verlust; aber die Provinzen, die es verlor, wurden nicht an Mitglieder des Rheinbundes vertheilt; diese erhielten nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil an der Eroberung, die Frankreich doch größtentheils ihrer Hülfe verdankte. Napoleon mochte besorgen, seine Alliirten könnten zu mächtig werden. — Dem französischen Kaiser war eine solche Politik zu verzeihen; sie war den Interessen seines Reichs angemessen. Er hätte jedoch nicht vergessen sollen, daß die deutschen Fürsten seine Alliirten, nicht seine Vasallen waren; daß sie gegen Pflicht und Besonnenheit gehandelt haben würden, hätten sie nur für Frankreichs Interesse ihre eigenen Völker bis zur ungeheuren Anstrengung anspannen wollen.... Keine Allianz ist sicher, die nicht auf gegenseitiges Interesse beruht.

Napoleons Politik störte noch nicht das äußere gute Vernehmen mit den Staaten des Rheinbundes; sie ließ aber eine Empfindlichkeit in den Gemüthern zurück, die, obgleich ganz anderer Natur, als der Haß der Feudal-Menschen, doch eine Annäherung zu diesen vorbereitete, und in der Nation die Stimmung der Unzufriedenheit mit französischer Oberherrschaft unterhielt.

Darum konnte der rheinische Bund nicht populär werden. Er hatte überdem noch keine volksthümlichen Institutionen erzeugt, ja diejenigen, welche man ehedem dafür ansah, sogar abgeschafft. Doch lag es im Geiste der Zeit, daß die Völker aus ihrer Unmündigkeit heraustreten wollten. Selbst die staunenswürdigen Thaten, welche Europa erschütterten, weckten den Geist der Menschen, öffneten ihre Augen. Sowie aber die Menschen anfangen zu denken und klar zu sehen, wollen sie nicht unthätige Zuschauer des Lebens seyn. Eine große Persönlichkeit ruft andere ins Daseyn. — Obgleich nun alles was geschah, im Geiste des Jahrhunderts zum Besten des Volk's vollbracht wurde, oder sich dahin zuletzt wenden mußte: so war doch diese Beziehung nicht überall leicht zu erkennen, — die Stufen verdeckten das Ziel. Der große Hause sieht aber nur das Nahe, und dieses zeigte Anstrengung und unabsehbaren Kampf. Sodann kam alles, — wenn auch zum Besten des Volk's, vollbracht, — doch zu Stande, ohne dasselbe um Rath zu fragen; dieß ließ eine Vormundschaft fühlen, welche die Menschen entbehren zu können glaubten. Daß in Zeiten so ungeheurer Crisen, als die Wiedergeburt Europas erforderte, nur eine diktatorische Gewalt sich zum Herrn der Ereignisse machen, und das Heil der Gesellschaft dem Spiel des Zufalls entreißen könne, — diese Wahrheit war nur Wenigen bekannt; sie gilt vielleicht noch heute für eine Ketzerey. Die liberalen Vertheidiger der repräsentativen Verfassung glauben das Schauspiel der Tribünen nicht entbehren zu können, weil letztere allein ihren Rednertalenten

günstig sind. Doch gewinnen sie damit keine Schlachten, und sind selbst der Macht der Ultra's nicht gewachsen.

Von Allem, was unmittelbar das Volk schmeichelt, war im Rheinbunde nichts zu finden; darum schien ihm ein Element zu fehlen, ohne welches in unserer Zeit keine Staatseinrichtung auf Dauer rechnen kann. Darum fühlte das Volk, wie die Vornehmen, den Druck fremder Gewalt.

Aber man würde sehr irren, wollte man glauben, es sey überall nur Feigheit gewesen, die sich in blinden Gehorsam dem glücklichen Eroberer unterwarf. — Tausende, die Edelsten und Besonnensten haben es gefühlt, daß sie einer großen Sache dienten, als sie, vereint mit den Reihen der Franzosen, unsterbliche Siege erfochten. Die französische Armee war selbst eine der größten Erscheinungen des Jahrhunderts, fähig starke Seelen bis zur erhabensten Begeisterung hinaufzuschwingen, sie auf die Höhe des Jahrhunderts zu stellen. Unsere größten Männer sind in dieser Schule gebildet worden. Es galt nicht den Glanz eines Einzelnen. Um ein Puppenspiel aufzuführen, opfern sich nicht Millionen dem Tode. Der Einzelne war nur der vom Schicksal berufene Feldherr, die Unbilden der Vergangenheit zu rächen, und die Bahn zu ebnen, die einer bessern Zukunft entgegenführt. Unter ihm fochten Heiden für die Sache der Menschheit, deren Emancipation nicht in einem Jahre nach tausendjähriger Entwürdigung erkämpft werden konnte, die vielleicht erst beginnen würde, nachdem der Feldherr vom Schauplatz

getreten. Im Frieden kann oft nur vollbracht werden, was der Krieg möglich gemacht hat. Darum haben deutsche Truppen nicht als blinde Werkzeuge in leidendem Gehorsam unter Napoleon gefochten. Sie dienten dem Geiste des Jahrhunderts. Darum waren sie stolz auf das Kreuz der Ehrenlegion. — Fragt nicht bey den Schulmeistern, die immer nur das Vergangene in ängstliche Ueberlegung nehmen, und der Zeit, die vorwärts schreitet, den Rücken kehren; fragt nicht bey den alten Reichsrittern, die, nur um ihre Faustlehne besorgt, die große Idee des Vaterland's für revolutionären Umtrieb halten. Fragt die Männer, die in zwanzig Schlachten den Flügel des Genius rauschen gehört, welcher die Wiedergeburt der Völker verbürgt. Diese werden euch antworten, ob sie die Siege für schmachvoll halten, die sie als Soldaten des Rheinbundes erfochten haben. Noch heute feyern sie die Tage des Ruhmes, der sie über die Finsterniß der Feudalzeiten in das Morgenroth eines neuen Lebens erhob. Sie hatten das Vaterland nie vergessen; sie haben dem Vaterlande Boden und Macht erkämpft, und seine Unabhängigkeit für immer gesichert. Fragt sie! Sie werden euch sagen, daß sie nicht gemeynet sind, im neunzehnten Jahrhundert für Unterdrückung und Zersplitterung der Kräfte Deutschlands zu fechten, noch solche zu dulden.

Dieß ist der Geist unserer Heere, der sich in den Tagen ausgebildet hat, welche ihr uns als Zeiten der Schande vorwerfen möchtet. Stellt uns die alte Reichs-Armee gegenüber: die Bataillone der Baiern, die Wür-

temberger werden sie allein auseinander jagen. Unsere ganze, Achtung gebietende Militär-Verfassung ist eine Folge der Veränderungen, welche der Rheinbund in Deutschland veranlaßte.

Und nicht unsere Krieger allein wurden zur Zeit des Rheinbundes gebildet; die innere Administration mußte sich auf staatswissenschaftliche Grundsätze stützen, weil die Krücken des Herkommens sie nicht mehr aufrecht erhalten konnten. Staatsmänner giengen aus dem Kampfe mit den alten Vorurtheilen hervor. Die Aufgabe, die sie zu lösen hatten, das vom Zufall und dem Unverstande Getrennte wieder zu vereinen, Ordnung in der Anarchie zu schaffen, — diese Aufgabe weckte ihre Kräfte, band sie mit Liebe an das Vaterland, zu dessen Wiedergeburt sie mitgewirkt hatten. Selbst die Schwierigkeit, mitten unter dem Einfluß fremder Gewalt, deutsche Sitten, deutsches Gemüth und deutsches Recht zu bewahren, erhob sie über ihre Zeit, und machte sie zu Depositären des Heiligsten, was eine Nation zu bewahren hat.

Der Geist der Deutschen war zur Zeit des Reichs in dem Herkommen und der Pedanterie versteinert. Die alte Form, die den Kern des Lebens umschloß, mußte gewaltsam zertrümmert werden, sonst konnte kein lebendiger Stamm empor wachsen. Hellsehenden Fürsten des Rheinbundes und ihren Dienern, welche die Gesinnungen der Herrscher verstanden, und ihnen gemäß handelten, haben wir es zu danken, daß wir endlich die alten Bande schwerfälliger, geisttödtender

Formen abgestreift haben, daß Pedanterie und Kurzsichtigkeit uns fremder geworden sind.

Man vergleiche die Verhandlungen auf den Reichstagen mit denen in unsern süddeutschen Kammern, und man sage, ob dieser männliche Geist in den letztern möglich gewesen wäre, ohne Zertrümmerung des deutschen Reichs, ohne die Uebergangsperiode des Rheinbundes.

Man schlage die Protokolle auf, über die Sitzungen unserer alten Minister, in welchen die Interessen eines Dorfes in ewige Ueberlegung genommen wurden. Man halte dagegen die Vorträge im Staatsrathe der neuen Monarchien. Und man frage, in welcher Zeit diese Umwandlung des Geistes zu Stande kam?

Man betrachte die alten administrativen Einrichtungen, die Provinzialstellen, die ein eigenes Recht, die, in der Unbestimmtheit ihres Wirkungskreises, die Hände überall im Spiele hatten, und nirgends durchgreifen konnten. Man sehe dagegen, wie einfach organisirt gegenwärtig das Ganze, wie jeder Zweig geschieden ist, und wie es möglich geworden, die Gesammtheit des Staatsorganismus zu übersehen und zu leiten.

Unsere Politik ist großartiger, offener, redlicher geworden. In der Schule des Unglücks haben wir gelernt, daß wir uns nicht isoliren dürfen. Wir haben uns angeschlossen an die unermeßliche Verbindung aller Völker der Erde. Wir beugen uns nicht kleinlaut vor jeder großen Macht; wir fühlen, daß wir Gewicht haben in der Waagschale der Staaten. Wir

haben Theil genommen an den großen Interessen, für deren Bestand gekämpft wurde. Die Meynungen der Salons sind uns nicht mehr die Meynungen der Welt. Was die Welt will, was sie bedarf, was zu fordern sie ein Recht hat, die Kenntniß davon schöpfen wir aus dem öffentlichen Geiste, aus der Natur der Dinge, nicht mehr aus einseitigen Berichten kurzsichtiger Diplomaten. Weil die Angelegenheiten der Staaten offen am Tage liegen, so suchen wir nicht Heil in finstern Intriguen; sondern wollen die Achtung der Menschen verdienen durch den bessern Geist, der unsere Regierungen leitet, durch ein gerades, redliches Betragen, das uns die Liebe der Völker sichert.

Wir haben endlich den Handel als das große Lebensprincip der neuern Völker kennen gelernt. Wir haben eingesehen, daß die Alleinherrschaft des englischen Handels unsere Verarmung herbey führen muß. Wir haben erfahren, daß ein Continental-System unsere Gewerbe belebte, und daß eine Handels-Verbindung mit Italien für Süd-Deutschland ein unerläßliches Bedürfniß geworden ist.

Durch diese neue Gestaltung der Dinge, durch diese erweiterte Kunde der wahren Staats-Interessen, hat der Rheinbund unvertilgbare Spuren unter uns zurück gelassen. Keime künftiger Entwickelung sind nicht blos der Gunst des Geschickes, sie sind auch der Einsicht und Entschlossenheit der Regierungen anvertraut.

Viertes Kapitel.

Unsicherheit der französischen Macht. Vernichtung der Armeen in Rußland. Große Coalition gegen Frankreich. Auflösung des rheinischen Bundes durch die Schlacht bey Leipzig. Volksstimmung in Deutschland. Frieden von Paris. Bedürfnisse Europa's, Erwartungen.

Der Rheinbund begünstigte, vorzüglich in Süd-Deutschland, die Vereinigung getheilter Kräfte, und hatte insofern eine tiefe Wurzel im Interesse der Nation. Dennoch lagen die Keime seiner Zerstörung in ihm schon zur Zeit seines Beginnens und entwickelten sich bald in seinem Fortgange.

Der Rheinbund war, in der Absicht des französischen Kaisers, gegen Oesterreich und später gegen Preussen gerichtet. Er sollte Napoleons Oberherrschaft sichern. Daher wurden die alliirten, rein deutschen Staaten vergrößert; ihr Interesse, glaubte er, würde sie zu treuen Bundesgenossen machen.

Dieses Interesse fand sich nun allerdings begünstigt; allein es mußte durch Abhängigkeit von

Frankreich erkauft werden. Es war vorauszusehen, daß, auf die Dauer, die Deutschen sich eine solche Abhängigkeit nicht würden gefallen lassen. Dieß war die erste Ursache, warum es der französischen Macht an Bürgschaft ihres Bestandes fehlte.

Sodann widersprach die Vernichtung oder auch nur die Schwächung Oesterreichs und Preußens dem allgemeinen europäischen Interesse. Dieses fordert große selbstständige Staaten im Südosten und Nordosten von Deutschland. Ohne diese beyden Mächte giebt es keine Bürgschaft des politischen Gleichgewichts auf dem Continente.

Eine fortwährende Vergrößerung, durchaus auf Oesterreichs oder Preußens Kosten, raubte also selbst den vergrößerten deutschen Staaten die Bürgen ihrer Selbstständigkeit; sie mußten zu Vasallen Frankreichs herabsinken. Die Gefahr schien um so drohender, als deutsche Provinzen, die Preußen verlor, an Glieder der neuen kaiserlich-französischen Familie verschenkt wurden.

Endlich erschien der Rheinbund nur als ein Vertrag mit den Fürsten, denen, unter der Bedingung von Contingenten, volle Gewalt über ihre Völker gegeben war.

Selten ist ein Volk reif genug, die Nothwendigkeit einer Diktatur unter schwierigen Umständen einzusehen. Die gewaltsame politische Reform, welche den Rheinbund einführte, erweckte nicht nur die mächtige Opposition der Vorurtheile, der Gewohnheiten und der kleinen Interessen; die deutschen Demagogen und Revolu-

tionäre selbst fühlten sich nicht weniger beengt, in Ausführung ihrer republikanischen Träume. So waren beyde, Adel und Volksmänner, Feinde der neuen Ordnung, wobey Niemand als die Fürsten zu gewinnen schien.

Die Fürsten aber, obgleich Souveräne in ihrer Heimat, mußten das Drückende ihrer von Frankreich abhängenden Lage um so mehr empfinden, als Napoleon sie nicht mit der Rücksicht eines Alliirten, sondern mit dem Stolz eines unwiderstehlichen Suzeräns behandelte. Ein Mann, der nicht am Hofe erzogen war, der seine Bildung in den Feldlagern erhalten hatte, verstand wenig von den gefälligen Formen der Etikette. Mit Ideen einer großen Politik beschäftigt, vergaß er die Regeln der Klugheit, die auch durch freundliche Worte, und achtungsvolles Betragen sich die Freunde zu verbinden anräth.

Aus allem diesem folgt, daß der Rheinbund in seiner Feindseligkeit gegen Oesterreich und Preußen nur bis zu einem gewissen Grade sich entwickeln konnte. Ueber diesen Punkt hinaus trat er dem europäischen Interesse entgegen, das früh oder spät bey günstiger Gelegenheit seine Rechte geltend machen würde. Es folgt, daß der Bund mit der, durch Adel und Volk gebildeten, öffentlichen Meynung im Widerspruch stand, indem die Gefahr, die dem Adel drohte, nah und offenbar, der Vortheil, den das Volk aus dem Umsturz der Dinge erhalten könnte, fern und ungewiß war. Es folgt endlich, daß der Rheinbund in der indivi-

dunklen Neigung der zum Theil persönlich beleidigten Fürsten keine Stütze fand.

Die französische Macht konnte sich also nur durch das Uebergewicht der militärischen Gewalt erhalten. Wenn auch die deutschen Völker gebildeter, kräftiger und aufgeklärter aus dem Kampf der neuen Zeit mit der alten hervorgiengen: sie folgten meistens nur gezwungen dem fremden Anstoß und glaubten für auswärtiges Interesse sich anstrengen zu müßen. Jeder, er mochte Anhänger der Feudalzeiten, oder, mit mehr oder minder Bewußtseyn, ein Freund revolutionärer Ideen seyn, fühlte sich unbehaglich, und gedrückt von einer Macht, die unwiderstehlich und dabey blos für eine einzige Persönlichkeit verwendet zu seyn schien.

Eine allgemeine Spannung der Gemüther verkündete die moralische Unsicherheit der französischen Herrschaft. Der physische Unfall, der sie in Rußland traf, erschien daher als das Signal der allgemeinen Bewaffnung.

Die französischen Armeen wurden an der Beresina vernichtet. Im erzwungenen Bunde mit Oesterreich und Preußen, löste sich der Bund auf, sobald der Zwang nicht mehr gefühlt wurde. Ein gewöhnliches Resultat erzwungener Verbindungen.

Der Adel und die Demagogen jubelten vor Allen über den Fall Napoleons und boten jedem, der sie anhören wollte, ihre Hülfe zur Verfolgung des unverhofften Sieges.

Unter allen europäischen Staaten war keiner durch das Uebergewicht der französischen Armeen furchtbarer

gedemüthiget worden, als Preußen. Seine Festungen waren noch im feindlichen Besitz, und die Stärke der eigenen Armee war vorgeschrieben worden. Die noch übrigen militärischen Hülfsquellen konnten sonach öffentlich nicht benutzt werden; denn der Sieger stand mitten im Lande, und bewachte die Dauer der Ohnmacht. Da schien man ein System heimlicher Vorbereitung als das einzig hülfreiche zu entdecken. Heimlich übte man Landwehr und Soldaten. Heimlich bearbeitete man das Volk. Patrioten stifteten heimliche Gesellschaften, und diese wurden, wenn nicht in ihren revolutionären Bewegungen aufgemuntert, doch wenigstens als brauchbare Alliirte geduldet. Offiziere giengen zu tausenden in Dienst der Mächte, die gegen Frankreich Krieg führten; andere durchzogen die deutschen Universitäten, verbanden sich mit Professoren und Studenten, predigten den Aufstand gegen Napoleon als die Pflicht des Christen und des Deutschen. So war man der Jugend und ihrer Lehrer gewiß, so bald der Tag der Rache erscheinen würde. Zugleich hatte man es dulden müssen, daß der Glaube unter dem Volke verbreitet wurde, als sey die Regierung nicht frey, als dürfe man also bey den Vorbereitungen für die heilige Sache, nicht erst ihre Zustimmung abwarten, als sey selbst eine That gegen ihren Willen unternommen, kein Ungehorsam, weil sie solche That belohnen würde, falls sie frey wäre. — Dieser Glaube fand auch bey der Armee Eingang, welche sich berechtigt hielt, einen Unterschied zu machen, zwischen dem offenbaren und geheimen Willen der Regierung. Die Offiziere such-

ten diesen zu errathen und darnach zu handeln, wenn jener mit ihren patriotischen Gesinnungen nicht übereinzustimmen schien. *)

Diese Politik, welche jedes Mittel des Widerstandes für rechtmäßig erklärte, und die ganze Volksmasse in schwärmende Bewegung setzte, wird von der unpartheyischen Nachwelt gewürdiget werden. Wir erinnern hier nur an dieselbe, weil ein späterer Nachhall jenes volksthümlichen Fanatismus, der sich unter veränderten Umständen bemerklich machte, nach dem Gesandtenmorde bey Rastadt noch einmal die Schande des Meuchelmords auf den deutschen Namen brachte, und jetzt für rechtsgültigen Anlaß gehalten wurde, den Geist der Deutschen möglichst in Fesseln zu schlagen.

Die Niederlage der französischen Armee in Rußland gab den europäischen Mächten Hoffnung, ihre verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen. Es bildete sich eine große Coalition gegen Frankreich, die mit

*) Es verdient für die Geschichte aufbewahrt zu werden, daß, nachdem der preußische General York für den freywilligen Uebertritt belohnt wurde, die Gesetze der Subordination nicht überall in Deutschland verkannt wurden. Der König Friedrich I. von Würtemberg, ein Fürst von hohem Geiste, erwog die Folgen der Nachsicht, wenn man der Armee erlauben wollte, sich in die Politik zu mischen. Einer seiner Generale hatte bey Leipzig eine Brigade übergeführt. Der General mußte fliehen, alle Offiziere wurden degradirt, und ihrer Orden beraubt; die ganze Brigade wurde aufgelöst.

jedem Siege über Napoleon sich vergrößerte. Preußen hatte durch die populären Mittel alle waffenfähigen Jünglinge in ein großes National-Heer vereinigt, und wie durch Zauberey eine formidable militärische Macht sich geschaffen. Professoren stellten sich an die Spitze der Studenten und führten sie, als geordnete Bataillone, auf den Sammelplatz der preußischen Helden. Wer nur irgend eine Idee von Vaterland aufgefaßt hatte, eilte ins Hauptquartier, — die meisten um zu fechten, einige dienstfertige Geister jedoch nur um als Agenten im Rücken der französischen Armee zum Aufstande aufzurufen. Im Krieg ist keine Hülfe zu verschmähen; wie wäre es in jener Zeit des Enthusiasmus gewesen, der sich wie ein Lauffeuer durch Deutschlands Gauen verbreitete.

Man folgte also dem Beyspiel, das in Preußen gegeben wurde, und ließ sich herab die Völker als Bundesgenossen bey dem großen Kampfe aufzurufen. *) Wohlberechnete Proklamationen verkündeten

*) Der österreichische Beobachter 1813, Nr. 231, enthält die Bekanntmachung des am 19. Aug. erfolgten Beytritts des Wiener Hof's zur allgemeinen Allianz, wo es heißt: „jeder Beherrscher alter und neuer Monarchien, jedes unabhängige Volk ist der Bundesgenosse der bewaffneten Mächten. Die Völker „werden diesen Ruf hören, und vereint mit ihren erhabenen Beherrschern den Zustand erringen, welcher „sie vor der Rückkehr der Uebel bewahren wird, ꝛc.“ Es ist sonach diplomatische Sprache, was oben von den Völkern, als Bundesgenossen gesagt wird. Man

die Freyheit Deutschlands, ermunterten Fürsten, Edle und Bürger sich für die heilige Sache zu erklären, und drohten diejenigen zu strafen, die der Stimme der Alliirten nicht Gehör geben würden. *)

Die Schlacht bey Leipzig entschied über den Rheinbund und löste ihn auf. Verträge mit den deutschen Fürsten sicherten ihnen die politische Existenz unter der Bedingung, ihre Contingente mit den Verbündeten zu vereinen.

Der Vertrag von Ried verband die baierische Armee mit der Streitmasse der Alliirten; er war von

---

sollte glauben, daß Bundesgenossen ihre Rechte haben, und daß sie nicht, nachdem sie den verlangten Dienst geleistet, als nicht existirend behandelt, oder als demokratisches Princip geächtet werden dürften!

*) In der Proklamation von Kalisch heißt es: „Möge „jeder Deutsche rasch und kräftig sich anschließen; „möge jeder, er sey Fürst, er sey Edler, oder stehe „in den Reihen der Männer des Volkes, den Be„freyungsplänen beytreten.“ — Ferner: „Sie (die „verbündeten Mächte) wollen gerne voraussetzen, daß „kein deutscher Fürst sich reif zeige der verdienten „Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Mey„nung und durch die Macht gerechter Waffen“ ... So sprach man damals! — Es ist aber gefährlich der öffentlichen Meynung ein solches Recht einzuräumen. Es ist nicht minder ein gefährlicher Grundsatz, daß kriegführende Mächte ein Recht hätten, denjenigen zu vernichten, der nicht ihrer Meynung ist. Welche Folgen würde die Reciprocität haben!!!

offenbarer Entscheidung in der allgemeinen Sache, denn er führte Süd-Deutschland den Alliirten zu, und lähmte Italien, das nun der französischen Armee nicht zu Hülfe kommen konnte. Der Vertrag von Ried hätte also verdient in allen seinen Bestimmungen gewissenhaft erfüllt zu werden.

Ganz Deutschland war ein Lager, aus welchem die alten geübten Krieger, und unzählbare begeisterte Jünglinge gegen Frankreich zogen, Rache zu üben und die Freyheit des Vaterlandes zu erkämpfen. Wer nicht mit zog, suchte wenigstens in Zeitungen und Flugschriften den Kriegslärm zu vermehren. Viel Unfug wurde dabey geduldet, wohl gar aufgemuntert. Der berüchtigte rheinische Merkur durfte sich entblöden, die achtungswürdigsten Namen in seinem politisch-mystischen Guckkasten zu beschimpfen.

Das Sturmlaufen der Völker öffnete den Alliirten die Barrieren von Paris. Sie zogen in die stolze Hauptstadt, die fünfzehen Jahre lang dem übrigen Europa Gesetze vorgeschrieben hatte.

Napoleon mußte dem Thron von Frankreich entsagen, das unter der Aegide seiner Könige Schutz suchte. Alle Eroberungen in Italien, in Deutschland und Holland, die Frucht fünf und zwanzig jähriger Siege, mußten heraus gegeben werden. Das alte Frankreich war wieder hergestellt, durch den Frieden von Paris.

Europa aber fühlte noch die Folgen früherer Erschütterung. Die alten Verhältnisse waren aufgelost, neue mußten geschaffen werden. Nicht alle Staaten

konnten so leicht wie Frankreich in die vorigen Grenzen zurück gewiesen werden. Von dem politischen Gebäude, das Napoleon aufgeführt hatte, sollte so wenig als möglich beybehalten werden. Doch hätte die Erfahrung aller Jahrhunderte daran erinnern können, daß ein welthistorisches Wirken im Geiste der Zeit, noch nicht vertilgt wird, wenn man sich mit Träumen der Vergangenheit beschäftigt, und die Bedürfnisse der Gegenwart mißdeutet oder für Empörungen erklärt. Europa war der Zeit entwachsen, die vor der Revolution als die glückliche gepriesen wurde. Der Gesichtskreis der Fürsten und der Völker hatte sich erweitert; früher unbekannte Kräfte waren auf den politischen Schauplatz getreten, und hatten ihren gültigen Anspruch auf Dauer und Einfluß durch bewunderungswürdige Thaten, durch Erstarkung der Staaten beurkundet. Die Alliirten selbst hatten die Völker aufgerufen als Richter in dem Streit der Könige; sie hatten ihre Hülfe verlangt, und Lohn verheißen für diese Hülfe. Wie viel mußte geleistet werden, um den aufgeregten Sturm wieder zu besänftigen, eine des Zeitalters würdige Ordnung herzustellen?!

Die Forderung der Einzelnen und die Rechte der Allgemeinheit zeigten sich in einem schwer zu beseitigenden Conflikt. Der Faden, aus welchem die neue europäische Politik gesponnen werden sollte, glich einem verworrenen Knäuel; diesen mit dem Schwerdte zu zerhauen, war der Augenblick nicht günstig wo die militärische Gewalt Napoleons gestürzt und der Welt die Freyheit verkündet war.

Das Chaos aller europäischen Verhältnisse war jedoch nur den Kabinetten der hohen Mächte bekannt. Das Publikum glaubte an vorherrschende Klarheit und Ordnung.

Fünftes Kapitel.

Kongreß von Wien. Offenbarung eines Mangels übereinſtimmender Politik. Entſchloſſenheit des ruſſiſchen Kabinets. Abſichten Oeſterreichs in Bezug auf Italien, Deutſchland und Polen. Preußen begehrt Sachſen und ſeinen alten Antheil von Polen. Frankreichs falſche Politik. England verlangt Hannover und erhält es; vereinigt ſich mit Oeſterreich gegen Rußland. Quadrupelallians. Das übrige Deutſchland. Die größeren Staaten. Die kleinen Höfe. Allgemeine Tendenz die Souveränität zu erhalten. Deutſchlands Einigkeit und Selbſtändigkeit wird dabey vergeſſen. Deutſchland wird von den übrigen Mächten aufgeopfert. — Die Mediatiſirten. Die Stimme der Völker. Verſchiedene Verſuche Popularität zu gewinnen. Napoleons Erſcheinung nöthigt zum Frieden, zur Einigkeit und zur übereilten Abfaſſung der deutſchen Bundesakte.

In keiner Periode der Geſchichte hatten die Fürſten Europas in ihrer Vereinigung einen höhern Grad von Popularität genoſſen, als in dem Augenblick, da ſie ſich in Wien verſammelten, um über die künftigen Verhältniſſe der Staaten gegen einander, über eine neue feſt begründete Ordnung, mit einem Wort über das Schickſal der Welt in einem aufgeregten, hellerleuchteten

Zeitalter zu entscheiden. Europa glaubte ihnen die Befreyung aus einem schmählichen Zustande schuldig zu seyn; die Völker hatten keine Opfer gescheut, sie in solchen erhabenen Absichten zu unterstützen. Unbekannt oder stumm war die Furcht, daß die Herrscher, als sie sich entschlossen, das Reich Napoleons zu zerstören, nicht deutlich sich sollten bewußt gewesen seyn, welches Reich der Ordnung und Gerechtigkeit, in Uebereinstimmung mit dem Geiste des Jahrhunderts, sie an dessen Stelle zu setzen Willen und Kraft hätten. Die Völker hofften von der Weisheit und Macht der Fürsten die Vollendung des großen Werkes, dessen Fundament durch die Besiegung Napoleons gelegt zu seyn schien. Sie konnten und wollten nicht glauben, daß man blos beschäftigt gewesen wäre, das bisherige Gebäude der Politik zu zertrümmern, ohne zu wissen, ob und wie es möglich wäre, ein besseres aufzuführen. Wer möchte den Leuten das Haus über dem Kopf abbrennen, weil es etwa nicht bequem oder durch Zwangsarbeit aufgeführt war; und wer möchte nach dem Brande ein Bekenntniß ablegen, daß er nichts von der Baukunst verstünde? In der Ankündigung der Befreyung der Welt, lasen die Völker zugleich die Verkündigung einer bessern Ordnung; denn was wäre diese Freyheit, wenn Anarchie an die Stelle der alten Fesseln treten sollte? Jene große Anklage gegen Napoleon, daß er die Macht in Händen gehabt, das Heil der Welt zu gründen, und sie nicht für diesen erhabenen Zweck angewendet, — konnten und wollten die Völker nicht gegen die Fürsten erneuern, die als seine Richter aufgetreten waren, und

nun in ihrer Vereinigung, und im Beſitz der Liebe ihrer Völker, mächtiger waren, als er, gegen den ſich der Haß der Ruſſen, Engländer, Deutſchen und Italiener vereint hatte. Die Fürſten nährten den Willen, das Heil der Welt zu gründen, ſie hatten die Macht dazu; und treue Völker bewieſen ihnen, daß ſie, der hochherzigen Abſicht der Fürſten gehorſam, mit Gut und Blut zu dienen entſchloſſen wären.

Wie war in ſolcher Lage von Fürſten, welche ſämmtlich in der Schule des Unglücks gebildet waren, nicht Einigkeit zu erwarten, über die Mittel, wodurch die Ruhe Europas, das Glück der Fürſten und Völker für das Jahrhundert geſichert werden ſollte? Ein geheimer Artikel des Pariſer Friedens ſagte überdem, daß die verbündeten Mächte die Grundlagen unter ſich feſtgeſetzt hätten, welche ein wirkliches und dauerhaftes Syſtem des Gleichgewichts für Europa begründen ſollten. Wie alſo die eroberten Provinzen unter den Theilnehmern des Kriegs zu vertheilen wären, darüber wenigſtens erwartete Niemand Uneinigkeit unter den Fürſten, welche die Grundlagen des europäiſchen Gleichgewichts unter ſich feſtgeſetzt hatten. Man war vielmehr überzeugt, der Kongreß würde ſchon gefaßten Beſchlüſſen nur die Förmlichkeit der Zuſtimmung zu ertheilen, nicht aber unreife Vorſchläge in weitläufige Berathungen zu nehmen haben.

Am 1. October ſollte der Kongreß eröffnet werden. Hoffeſte und Beluſtigungen erfüllten die erſte Zeit, welche dem ernſteſten Geſchäft der Welt gewid-

met seyn sollte. Unter dem 8. October erklärten die Unterzeichner des Pariser Friedens, daß eine allgemeine Zusammenberufung nicht eher statt finden könne, bis die vom Kongreß zu entscheidenden Fragen „den Grad von Reife gewonnen haben würden, „ohne welchen ein mit den Grundsätzen des Völker„rechtes, den Stipulationen des Pariser Friedens und „den gerechten Erwartungen der Zeitgenos„sen möglichst übereinstimmendes Resultat nicht zu er„reichen seyn würde."

So ward ein großes Geheimniß offenbar: die Grundlagen des europäischen Gleichgewichts, welche man unter sich festgesetzt hatte, mußten sehr locker seyn, weil die Fragen noch nicht reif waren, die man dem Kongreß vorlegen wollte. Die Erklärung vom 8. October glich dem Bekenntniß: Wir sind noch nicht einig; wir wissen noch nicht, wie wir das Völkerrecht, den Pariser Frieden, und die Erwartungen des Jahrhunderts in Uebereinstimmung bringen sollen; wir wissen noch nicht, was wir von den festgesetzten Grundlagen des Gleichgewichts, d. i. der neuen europäischen Politik euch sagen sollen. Wir haben zwar das Napoleon'sche System gestürzt; doch wie wir die Lücke ausfüllen sollen, darüber sind unsere Untersuchungen und Beschlüsse noch nicht reif. . . .

Die Unterzeichner des Pariser Friedens bewiesen durch diese Erklärung, daß die öffentliche Meynung zu viel von ihnen gehofft hatte. Sie bekannten, daß die europäische Ordnung, deren Einführung man von ihnen erwartete, ihnen selbst noch ein Geheimniß sey;

Univ. Bibl. München

daß diese Ordnung also noch nicht existire, und erst geschaffen werden solle. Wo aber Ordnung fehlt, da ist Kampf der Partheyen, da ist Ungewißheit über den Ausgang, mit einem Worte — Anarchie....

Wie sollte die Ordnung geschaffen werden? — Jede menschliche Schöpfung ist nur dadurch möglich, daß ein Bild dessen, was werden soll, klar in der Seele lebt, und daß eine geübte Hand die innere Anschauung auf einen äußern Stoff der Wirklichkeit überträgt. Wo es an solchem Bilde fehlt, mögen die Leute am Stoffe meisseln, soviel sie wollen, ein Kunstwerk ist nicht zu erwarten, wenn gleich der Zufall bisweilen auf solche Art Zerrbilder erzeugt.... Sollte die Ordnung aus den Diskussionen der allgemeinen Conferenz hervorgehen? Noch nie hat sich eine große Gesellschaft versammelt, um ein Etwas, das sie selbst nicht kennt, zu Stande zu bringen. Dort existirt noch keine Gesellschaft, wo weder Leitung noch Centralkraft. Der Natur der Dinge nach, muß die leitende Kraft das zu Schaffende im Bilde hinstellen, damit die Mitglieder der Gesellschaft es verwirklichen. Je nach ihrer Geschicklichkeit wird es dann mehr oder minder vollkommen ausfallen. So nur bedingen sich Leitung und Mitwirkung gegenseitig. Es ist übrigens nicht nothwendig, es ist sogar nur selten der Fall, daß die größte physische Stärke diese Leitung übernimmt. Die moralische Kraft des Genies, welches die Natur verleiht, entscheidet hier — von Rechts wegen.

Die Erklärung vom 8. October offenbarte, daß es dem Kongreß an einer leitenden moralischen Kraft

der Einsicht fehle. Er glich einer repräsentativen Kammer ohne Regierung, welche die Initiative der Gesetzesvorschläge üben soll.

Die Hauptmächte waren in ihrer Politik uneinig. Niemand konnte sagen, wohin der Kampf ihrer verschiedenen Ansichten führen werde.

Ueber einzelne Ansprüche der Mächte, nicht über das allgemeine System der europäischen Politik, sollte zunächst entschieden werden. Man glaubte, daß nach Befriedigung jener Ansprüche, dieses System dann geordnet werden könne; da doch nur auf dem entgegengesetzten Wege ein erwünschtes Resultat zu finden war. Das Bedürfniß Europa's mußte zuerst klar erkannt, man mußte im Besitz der Mittel seiner Befriedigung seyn, — dann erst konnten die einzelnen Ansprüche gewürdiget werden.

Der Kongreß befand sich unter der Gewalt der Umstände, statt daß er Herr über dieselben hätte seyn sollen. In solcher Lage bestimmt der Entschlossenste die Richtung einer noch schwankenden Bewegung.

Rußland zeigte diese Entschlossenheit. Der Kaiser hatte, gleich nachdem die französische Armee das Herzogthum Warschau räumen mußte, den Polen die Zusicherung gegeben, daß sie unter russischem Schutz einen verbundenen Staat bilden sollten.

Oesterreich und Preußen strebten dagegen, sich von Neuem in Besitz der polnischen Provinzen zu setzen, welche sie bey der letzten Theilung von Polen genommen, in den Kriegen mit Frankreich aber wieder verloren hatten.

Da Rußland ſich beſtimmt und nachdrücklich gegen dieſe Erneuerung der Theilung erklärt hatte, ſo ſuchte Preußen für dieſen Verluſt ſich durch das Königreich Sachſen zu entſchädigen, deſſen Beſitz ihm auch Rußland zuſicherte.

Oeſterreich, Frankreich und England wollten die Vernichtung des Königreichs Sachſen nicht zugeben; daher Preußen in Beſorgniß gerieth, es könne in ſeinen Anſprüchen auf eine dem Beſitzſtand vom Jahr 1806 gleiche Entſchädigung verkürzt werden.

Polen und Sachſen wurden nun die beyden Hauptgegenſtände, um welche ſich die ganze Thätigkeit der größeren Mächte in ſchwankender Bewegung drehte. Die deutſchen Angelegenheiten hatte man dabey als ſecundär zurückgeſetzt.

Um den Zuſtand der Dinge, in welchen der Kongreß gerathen war, genauer zu würdigen, iſt es nöthig die Politik der verſchiedenen Höfe in Erinnerung zu bringen.

Rußland war offenbar die vorherrſchende Macht. Von Rußland war die Wendung der Dinge ausgegangen. Es wollte ſich ferner ſeinen Einfluß auf dem europäiſchen Continent erhalten, es wollte jedoch die unmittelbare Einwirkung nicht weiter als auf Polen ausdehnen. Durch den Beſitz dieſes Landes ſollte Rußlands Macht geſichert ſeyn; indem es aber daſſelbe als einen eigenen Staat anerkannte, und als ſolchen mit dem ruſſiſchen Reiche zwar verband, doch nicht vereinigte, indem es zugleich den Polen eine liberale Verfaſſung zuſicherte, hoffte Rußland die Nation zu ge-

winnen, und den Geiß des Jahrhunderts zu versöhnen. — Diese Politik war dem russischen Interesse gemäß; sie entsprach zugleich dem Edelmuthe des Kaisers und einem aufgeklärten Geiste, der den Sieg nicht benutzen wollte, um die alte Finsterniß wieder über Europa zu bringen. — Indessen ließ das Petersburger Kabinet, durch Schwierigkeiten, die es bey Ausführung seiner Plane fand, sich verleiten, die allgemeine europäische Politik aus den Augen zu verlieren. Es schien zu vergessen, daß der Zustand, in welchen Italien, jener in welchen vorzüglich Deutschland gerathen könnte, von der höchsten Wichtigkeit für das Gleichgewicht, für die Ruhe von Europa sey, und daß hierbey höhere Rücksichten, als blos die Convenienz von Oesterreich und Preußen, beachtet werden müßten. — Rußland erbot sich alles zu genehmigen, was Oesterreich in Italien belieben würde, wenn nur der König von Sardinien mit angemessener Vergrößerung eingesetzt würde. Es erbot sich sogar die Herstellung der deutschen Kaiserkrone zum Besten Oesterreichs anzuerkennen, wenn nur der Bestimmung Polens kein Hinderniß gelegt würde. — Dadurch isolirte Rußland seine Politik und trennte sie von dem allgemeinen europäischen Interesse, welches eine selbstständige Macht in Italien und eine solche in Deutschland fordert. Italien und Deutschland sahen sich aufgeopfert, verlassen von dem Fürsten, den sie als den schützenden Genius der neuen Ordnung verehrten.

Oesterreich mochte sich an den alten Spruch erinnern: „Oesterreich über Alles, wenn es

nur will.“ Es schien die erste Macht auf dem Continente werden zu wollen. Daher die Plane auf Italien, wo es sich so weit auszudehnen suchte, daß es keinen Nebenbuhler zu fürchten hätte; daher das Verlangen wieder in Besitz der abgetretenen polnischen Provinzen zu kommen; daher endlich der Versuch in Deutschland, wenn nicht neue Provinzen sich anzueignen, doch wenigstens einen Grad von Suzeränetät auszuüben, der im Kriege alle Vortheile einer wirklichen Souveränität sichern konnte. — Diesen Absichten trat Rußland durch Ansprüche auf Polen zum Theil entgegen. Hätte Oesterreich auf Wiederherstellung eines unabhängigen Staates in Polen gedrungen, so würde es wenigstens Besorgniß für das europäische Gleichgewicht gezeigt haben. Allein es sorgte nur für sich, und wollte die letzte Theilung wiederholen, wodurch doch zuerst das Gleichgewicht in Europa gewaltsam gestört wurde. Oesterreich glaubte den russischen Forderungen sich widersetzen zu müssen, weil es sonst Gallizien und Ungarn ohne Schutz gegen einen feindlichen Angriff sah. Eine russische Armee könnte in wenigen Wochen bis nach Wien, eine andere bis ins Herz von Ungarn dringen. Rußland, durch die Vormauer von Polen unangreifbar, würde die erste Macht auf dem Continente, — zu welcher Rolle sich Oesterreich berufen fühlte. . . . Das Wiener Kabinet bemühte sich daher eifrigst, eine coalisirte Opposition gegen Rußland zu Stande zu bringen. Frankreich suchte sich irgendwo anzulehnen. Oesterreich öffnete ihm die Arme, das Pariser Kabinet war dankbar und billigte die öster-

reichische Politik.... Selbst England mußte auf dem Continente eine große Stütze suchen, — und Herr von Castlereagh war nicht fein genug dem Zauber zu entgehen, den Fürst Metternich um ihn gesponnen hatte. So standen also zwey Hauptmächte zur Disposition von Oesterreich bey dem Widerspruch gegen Rußland.... Die Vernichtung des Königreichs Sachsen war eine andere Forderung, die Oesterreich nicht anerkennen wollte. Preußen wäre dadurch in Besitz der Länder gekommen, welche Böhmen im Norden umgränzen. Erinnerungen an die schlesischen Kriege erwachten, und erzeugten Widerwillen gegen eine dieseitige Vergrößerung Preußens. Indessen nahm man Anstand, dem Berliner Kabinet sich geradezu zu widersetzen; man zeigte Wohlwollen und Theilnahme; man bot andere Entschädigungen an, namentlich in Polen... Gegen Deutschland beobachtete Oesterreich eine Politik, welche die Möglichkeit einer Vormundschaft offen erhielt, ohne Preußens Eifersucht zu reizen, und ohne den andern Staaten zu früh die Gefahr zu verrathen, die ihrer Selbstständigkeit drohte. Mit Baiern war man durch den Vertrag von Ried verbunden. Der Wiener-Hof hatte diesem Staate eine volle Entschädigung für Tyrol zugesichert, und war daher Baierns Schuldner. Diese Schuld aber, für deren Bezahlung Oesterreich nicht sehr besorgt war, lähmte die Politik des Münchner Kabinets: man konnte sich nicht gegen Oesterreich erklären, weil man sodann den Bürgen der Forderung verloren hätte. Bey diesem Verhältniß war Oesterreichs Politik für den Augenblick sehr fein und schlau

berechnet; doch scheint übersehen zu seyn, daß gewisse Dinge nicht vergessen werden, sondern einen Stachel in der Seele zurück lassen, der zu seiner Zeit wieder hervortritt.... Die andern deutschen Staaten suchte Oesterreich vor jeder entschlossenen Thätigkeit möglichst zurück zu halten, bald durch Versprechungen, bald durch die Ungewißheit über den Ausgang der großen Angelegenheiten; zum Theil auch durch den Schutz, den es den Mediatisirten angedeihen ließ. Dieser kranke Theil der neuen deutschen Staaten konnte mancherley Unruhen erregen. Die Souveräne mußten daher mit großer Vorsicht zu Werke gehen; sie mußten sich Oesterreichs Gunst zu erhalten suchen, damit nicht, wie im Jahr 1809 in Tyrol, die neuen Unterthanen zum Abfall aufgemuntert würden.... Das Wiener Kabinet verschmähte sogar nicht, einigen heimlichen Abgeordneten der Völker, oder besser der Stände mitleidiges Gehör zu gönnen. So war der Buchhändler Cotta, der geheime Botschafter der würtembergischen Stände, täglich in den Vorzimmern des Fürsten Metternich zu sehen. Daß er hier blos mit Bedienten gesprochen oder mit Hunden gespielt haben sollte, wie einige Leute behaupten, ist nicht wahrscheinlich.... Oesterreich hörte alle Parthenen an, war herablassend gegen Jeden: — man suchte überall einen Anhang, welcher nützlich seyn könnte in günstigen Augenblicken, da man die deutschen Angelegenheiten diktatorisch würde ordnen können.

Preußen, das sich für diejenige Macht ansah, welcher Deutschland die Befreyung vom französischen

Joch zu verdanken hatte, nahm einen dieser erhabenen Stellung würdigen Ton an, und glaubte unbestrittenes Recht auf einen vollständigen Ersatz seiner ehemaligen Verluste, ja, auf eine dem Dienste, den es Europa geleistet, angemessene Vergrößerung Anspruch zu haben. Verträge sicherten ihm überdem eine Wiederherstellung nach dem Werthe seines Territorialbestandes von 1806. ... Preußen verlangte das ganze Königreich Sachsen als erobertes Land; für diese Forderung konnte es auf den Schutz von Rußland rechnen. Das Berliner Kabinet begehrte aber auch, wünschte und hoffte wenigstens, die ehemals preußisch-polnischen Provinzen wieder in Besitz zu nehmen, — worin ihm Rußland schlechterdings nicht zu willfahren gedachte. Mit gewohnter Feinheit bewarb es sich deshalb um Oesterreichs Freundschaft. Es gestand dieser Macht ein, daß Rußlands Vergrößerung durch Polen zwar allgemein gefährlich sey, daß jedoch die Klugheit anzurathen scheine, einstweilen nachzugeben. *) Es würde sich bald Gelegenheit finden, dem russischen Kabinet durch feste Einigkeit der andern Mächte zu imponiren; nur müßten diese vorher sich consolidirt haben. Ein Krieg würde gegenwärtig die Völker zur Verzweiflung bringen. Ruhe sey zur Erholung und Sammlung der Kräfte nothwendig. Dann könne man mit mehr Gewicht gegen Rußland auftreten, — um so sicherer als

*) Ein bekannter Mann sagte damals in Wien: Preußen hätte mit Rußland einen Baseler Frieden geschlossen.

die Polen bald unzufrieden seyn würden.... Diese Sprache mochte dem Wiener Kabinet etwas gekünstelt scheinen. Es ließ den Russen ahnen, welche Gesinnung ihre Allirten hegten. Preußen sah sich compromittirt. Um sich gegen Rußland zu rechtfertigen, theilte der Fürst Hardenberg die Correspondenz mit, die er wegen Polen mit dem Fürsten Metternich geführt hatte. Einige Ausdrücke des letzteren waren nur auf vertrauliche Eröffnung berechnet; wie sie weiter bekannt wurden, mußten sie die Spannung zwischen Rußland und Oesterreich vermehren.... Preußen fühlte jedoch, daß es ziemlich isolirt stünde. Die Kabinette wollten kein Herz zu ihm fassen. Die russische Allianz war für den Augenblick gut und nützlich; doch rieth die Vorsicht bey Zeiten auf mehr als eine Hülfe zu sinnen. Die öffentliche Meynung schien damals noch keine verächtliche Macht; Preußen suchte sie zu erobern. Die Pläne auf Sachsen waren zwar nicht geeignet, die Billigung der Denker zu erhalten; aber es giebt eine Popularität, die unabhängig von den Denkern ist, — und man muß sich zu helfen wissen. Durch preußische Schriftsteller wurde der Welt bekannt gemacht: der König von Sachsen habe für seine Anhänglichkeit an Napoleon Strafe verdient. Diese Sprache war damals im höchsten Grade volksthümlich. Wo Haß gegen Napoleon sich aussprach, da horchte das politisirende Volk auf, und hielt jede Rede für hohe Weisheit.... Die Preußen thaten noch mehr, aus Achtung für die öffentliche Meynung: sie suchten durch Rede und Schrift als Vertreter der

deutschen Völker sich bemerklich zu machen. In den Ministerial-Noten sprach man „von den gerechten „Ansprüchen der deutschen Nation, von einer „nationalen Verbindung, von den Rechten, die „jeder Deutsche als solcher genießen müße; nämlich „von der Freyheit und Sicherheit der Per„sonen und des Eigenthums, von dem Rechte „Beschwerden über Beeinträchtigungen bey dem Bunde „führen zu können, — ja, sogar von dem Rechte „der Preßfreyheit.“ Diese populären Aeußerungen sind in den Protokollen gedruckt, und können nicht abgeläugnet werden.... In den höheren Zirkeln in Wien stellten preußische Diplomaten Behauptungen auf, die ziemlich aus den Schranken eines vorsichtigen Rückhalts heraus traten, und bisweilen sogar, nur im beßeren Styl, denen fast ähnlich waren, welche später als Beweise demagogischer Umtriebe in Umlauf gebracht wurden. Genug, das Buhlen um Popularität gehörte damals zur preußischen Politik als ein bestimmter Charakterzug derselben.... Uebrigens bewies auch das Berliner Kabinet mehr Sorge für eigene Vergrößerung, als für dauerhafte Begründung der europäischen Politik. Es überließ das Gleichgewicht dem guten Geschick. Ob die Herstellung Polens nothwendig sey, kümmerte wenig, so wenig als eine etwaige Bürgschaft für ein selbstständiges unvermischtes Deutschland, — oder ein politischer Zustand in Italien, der diesem interessanten Lande wieder ein Gewicht in der Waagschale der Staaten geben, und die Bewohner dahin bringen könnte, nie die französische Herrschaft zurück zu wünschen.

Frankreich, obgleich für den Augenblick zu einer furchtbaren Ohnmacht herabgedrückt, hätte gleichwohl, bey der Verworrenheit und Anarchie der politischen Ansichten, auf dem Kongresse sich zu einer achtbaren Rolle erheben können, wenn es die wahren Bedürfnisse Europa's klar erkannt, und uneigennützig nur das Uebergewicht einer höhern Intelligenz zum allgemeinen Besten geltend zu machen versucht hätte. Daß dem Pariser Kabinet eine solche Möglichkeit vorgeschwebt, daß es sich wenigstens das Ansehen davon geben wollte, erhellet aus einigen Artikeln, die damals im Moniteur erschienen. Aber die französischen Minister wußten selbst nicht, was die allgemeine Wohlfahrt erheischte; sie fühlten sich nur unbehaglich in ihrem isolirten Zustande, suchten daher durch Nachgiebigkeit gegen Oesterreich eine Stütze zu erwerben, verfolgten untergeordnete Rücksichten und übersahen die höheren. So verirrten sie sich unter der Leitung des alten Schlaukopfs Talleyrand, in die Labyrinthe kleinlicher Politik, in denen die Achtung der Welt nicht gefunden werden kann. — Frankreich nahm mit Oesterreich Parthey gegen Rußland wegen Polen, und erklärte sich gegen die Vernichtung Sachsens, weil es dem Könige, als treuesten Alliirten, Achtung beweisen wollte. — Da Oesterreich jedoch die Wiederherstellung Polens nicht beabsichtete, so hätte Frankreich, das für dieselbe zu kämpfen hatte, bemerken sollen, wie es nur insofern mit Oesterreich übereinstimmen könne, als Polen nicht mit Rußland zu vereinigen wäre. Oesterreichische Ansprüche auf Polen aber, wenn auch nur zum Schein

begünstigen, war für einen französischen Minister, der für Begründung dauerhafter Politik thätig seyn wollte, ein falscher Schritt, welcher auf jeden Fall Rückschritte nothwendig machen mußte.... Die Erklärungen zu Gunsten des Königs von Sachsen mochten aufrichtig, und aus Wohlwollen entsprungen seyn. Indessen konnte der französische Minister wissen, daß im glücklichsten Fall der König von Sachsen mit Preußen sein Reich würde theilen müssen. Diese Theilung des sächsischen Volksstammes war schlimmer, als wenn derselbe unzersplittert mit Preußen verbunden würde. Dem Könige von Sachsen wurde eine Entschädigung am Rhein angeboten; daß er sie annähme, dafür hatte Frankreich thätig sich verwenden müssen. Denn — das linke Rheinufer unter einem befreundeten Fürsten soviel als möglich ungetheilt, — was konnte für Frankreich erwünschter seyn? Die höhere Politik fordert, daß sowohl zwischen Oesterreich und Frankreich, als zwischen Preußen und Frankreich neutrale Staaten gestellt werden. Jede unmittelbare Berührung ist zu vermeiden. Das unvermischte Deutschland erhält dann seine europäische Bestimmung, welche die Natur der Dinge ihm anweist; — es wird zugleich stärker, wenn nicht Preußen den Arm um seinen Nacken schlingt. Und Preußen selbst würde mehr dabey gewinnen, als durch Aufnahme widerstrebender Elemente.... Es wäre die einzige Entschuldigung für die französische Politik, wenn man behauptete, Talleyrand hätte darauf gerechnet, Preußen durch unnatürliche Entschädigungen zu schwächen.... Dabey aber wurde das Interesse Deutschlands aufgeopfert

(Wenn wir von Deutschland reden, so verstehen wir darunter alle deutschen Staaten mit Ausnahme derjenigen, welche europäischen Mächten gehören, die als solche ein abgesondertes Interesse haben). Der künftige möglichst unabhängige Zustand Deutschlands mußte für Frankreich von hoher Bedeutung seyn. Deutschland ist, sobald dem Pariser Kabinet einmal ein Schutz gegen Oesterreich und Preußen nöthig seyn kann, Frankreichs natürlicher Alliirter. Dieses Verhältniß war das Naturgemäße des rheinischen Bundes, der keineswegs einzig und allein durch Uebermacht erzwungen war, sondern seine Wurzel in dem Interesse Deutschlands hatte, obgleich dieß häufig von beyden Seiten verkannt wurde... Für Frankreich war es auf dem Kongresse dringender, die Unabhängigkeit der deutschen Staaten zu sichern, als sich den russischen Ansprüchen auf Polen zu widersetzen. Dieses mußte fruchtlos seyn; jenes hätte zu einem Resultat führen können. Dadurch hätte Frankreich eine Parthey für sich bilden und eine selbstständige Rolle spielen können. Statt aber eine großartige Politik zu befolgen, überließ es sich der Sorge für untergeordnete Rücksichten: der Bewerbung um Oesterreichs Gunst, der Achtungsbezeigung für den König von Sachsen, und dem Versuche, die Rechte der Bourbons auf Neapel zu reclamiren.

England war, wenn man das Verhältniß der Staaten des Continents zu der Alleinherrschaft dieser über alle Meere gebietenden Macht mit Sinn und Nachdenken erwägt, das feindselige Element auf einem Kongresse, der berufen war, das europäische Gleichgewicht

auf dauerhafte Grundlagen herzustellen. Denn dies Gleichgewicht ist ein Traum, so lange es keine neutrale Flagge geben kann; so lange England zur See einzig das Recht des Stärkeren d. i. sein eigenes anerkennt. Dieses furchtbare Verhältniß stand, hohnsprechend allen europäischen Anstrengungen, über dem Kongreß. Es hatte sich seines Feindes mit Hülfe von Europa entlediget; es konnte jetzt der Welt trotzen. Die Menschen giengen an ihm vorüber, demüthig mit niedergeschlagenen Augen, als sähen sie nichts, — und sie sahen nichts. Berauscht vom Haß gegen Napoleon und von den Siegen, wozu England das Geld hergegeben hatte, ahneten die Diplomaten nicht, daß die unvermeidliche Stockung des Handels bald eine entgegengesetzte Lehre predigen, und den Sieg als Niederlage unserer Industrie, sowie aller geistigen Interessen, darstellen würde. Sie nannten das Continental-System ein abenteuerliches, — weil sie es nicht verstanden.... Ist es nicht abenteuerlicher, auf gut Glück ausgehen und am Ende nicht wissen, was mit dem Glück anzufangen?... Es war ein allgemeiner Fehler auf dem Kongreß, daß von Bestimmungen des Völker-Seerechts nie die Rede kam, daß Niemand dachte an das Eine, was Allen Noth thut: an Bürgschaft gegen Englands See-Despotismus. Dieses Vergessen des wahrhaft allgemeinen Interesse war für England ein wohlfeil erkaufter, ein rein geschenkter Sieg. Was noch zu wünschen übrig, mußte leicht zu erhalten seyn; dafür genügten die Talente des Herrn Castlereagh.... England verlangte Hannover, und — was dem kom-

menden Zeitalter unglaublich seyn wird — es wurde ihm von keiner Seite streitig gemacht.... Der frühere Besitz von Hannover war rechtmäßig, folglich mußte der Verlust unrechtmäßig seyn. Schien doch Herstellung des alten Zustandes, Zweck und Recht der Coalition. So urtheilten Viele.

Anders war es in der Natur der Dinge. Die unabweisliche Aufgabe hieß nicht: Wiederherstellung des Alten; sie hieß: „*Wie* verbürgen wir die Civilisation von Europa, *wie* das allgemeine Interesse aller civilisirten Völker? Wie bringen wir die besondern Interessen in solche Stellung, daß *ihre* Verbürgung zugleich eine *allgemeine* wird?“.... Nur dann ist das Gleichgewicht begründet, wenn jeder, indem er für den eigenen Vortheil sorgt, zugleich den allgemeinen befördert. Dieß ist das Grundgesetz aller politischen Rechte.... Der *alte* Zustand konnte dieses Gleichgewicht nicht sichern; denn, hatte nicht gerade dieser Zustand es *einem* Manne möglich gemacht, ganz Europa zu erschüttern? Die Geschichte sprach das Urtheil über das Alte. Auch waren die Kabinette weit entfernt, die Herstellung desselben als allgemein geltendes Gesetz anzuerkennen. Warum hatte man die Theilung von Polen früher beliebt? Warum fanden jezt Preußen und Oesterreich Veränderungen in Deutschland und Italien nothwendig? Wer dachte daran, Venedig wieder herzustellen? Verschenkte man nicht Genua? Also durfte der alte Anspruch auf Hannover nicht allein entscheiden. Welche höhere Rücksichten aber bestimmten die Kabinette so unbedingt in England's Forderung zu willigen?

Dachten sie nicht, daß damit das Todesurtheil des deutschen Handels und Gewerbfleißes unterzeichnet wurde? daß sie dem Feinde des allgemeinen Interesse Besitz in einem Lande gaben, wo allein noch ein Gewicht für die Gegenschale zu finden war? ... Die Furcht vor England entschied. Die Politik der Furcht aber gilt immer nur für den Augenblick; die nächste Zukunft zeigt ihre Blöße. Wie mußte England lachen, als ihm vollends durch Wiederherstellung der alten Hansestädte bequeme Kolonien gegeben wurden, und Deutschland seine wichtigsten Häfen dem Einfluß jeder deutschen Macht entzog. ... Sobald England sah, daß keine Opposition gegen seine Alleinherrschaft zur See versucht, daß dieser vielmehr aller Vorschub geleistet, und Hannover eingeräumt wurde, so war die Aufgabe seines Ministers auf dem Kongreß gelöst. ... Was ihm das Gleichgewicht von Europa war: die Möglichkeit den Frieden durch Geld und Intriguen, so oft es nöthig zu stören, — dieses Gleichgewicht schien sich auf dem Kongreß von selbst zu machen. ... Unterdessen hatte sich das Parlament für Beybehaltung von Sachsen und Wiederherstellung von Polen erklärt. Mehr um den Schein einer Gefälligkeit gegen die öffentliche Meynung anzunehmen, und um Gelegenheit zu einer glänzenden Parlamentsrede zu haben, als aus Gründen der höheren Politik, erklärte sich Lord Castlereagh gegen Rußlands Absichten auf Polen, und sprach zu Gunsten des Königs von Sachsen. Diese Rolle hatte ihm Oesterreich eingelernt. ... Ein anderer englischer Minister, Graf Münster, stimmte, als Bevollmächtig-

ter von Hannover, in den liberalen Ton, den Preußen zu Gunsten der deutschen Völker erhoben hatte. „Hannover," sagte er, „konne nicht anerkennen, daß den Fürsten rein despotische Rechte über ihre Unterthanen zustünden." Niemand hatte solche Rechte gefordert; aber das Wort klang so erhaben, und fand soviel Beyfall, daß selbst Fürst Metternich es nachsprach, indem er daran erinnerte, „daß in neuern Zeiten despotische Rechte nicht begehrt werden konnten." — Beyläufig sey hier bemerkt, daß man in Karlsbad diese und ähnliche schöne Stellen in den Akten des Wiener Kongresses nicht nachgelesen zu haben scheint.... Hannover sprach nachdrücklich dafür, „daß die Fürsten durch den Rheinbund keine Rechte „erhalten haben konnten, welche sie vorher nicht legaliter besessen gehabt hätten;" — was ungefähr soviel sagen würde, als wenn jemand behauptete: Oesterreich habe keine vollen Souveränitätsrechte auf Venedig, weil Frankreich ihm diese Republik abgetreten hatte.... Graf Münster forderte Stände, Sicherung der Volksrechte, und gab zugleich seine Vorliebe für Wiederherstellung des deutschen Reichs und der Kaiserkrone zu erkennen. Da nun wahre constitutionelle Grundsätze oder eine repräsentative Verfassung mit dem deutschen Reiche schlechterdings unverträglich sind: so mußte man glauben, der volksthümliche Graf Münster wisse entweder nicht, was er wolle; oder es sey ihm nur um die sehr unvolksthümlichen Feudal-Stände zu thun, was sich auch nachher in der hannöver'schen Verfassung und durch sein Erb-Land-Marschall-Amt be-

stätiget hat. — Uebrigens konnte die Kaiserwürde nur zu Gunsten Oesterreichs in Anregung kommen, und Niemand erwartet von Oesterreich die Ertheilung repräsentativer Verfassungen.

Die Thätigkeit der größeren Mächte hatte sich vorzugsweise auf Polen und Sachsen beschränkt; aber bey allem Eifer wollten die Unterhandlungen nicht aus der Stelle rücken. Die Sache schien zuletzt eine sehr ernsthafte Wendung zu nehmen. Die preußische Besitznahme von Sachsen, die russischen Proklamationen von Dresden und Warschau brachten die Spannung auf den höchsten Grad. Rußland und Preußen standen schlagfertig. Auf der andern Seite bildete sich eine Quadrupleallianz zwischen Oesterreich, England, Frankreich und Baiern. Die Kriegsrüstung ward allgemein.

Während diese Differenzen langsam bis zum Grenzpunkte des offenen Bruchs getrieben wurden, behandelten die größeren Mächte alle deutschen Angelegenheiten nur als Gegenstände eines untergeordneten Interesse, ohne sie jedoch gänzlich zu vernachlässigen. Vorzüglich war von ihnen die Rede, wenn man auf Kosten Deutschlands die österreichische Zustimmung zu erhalten hoffte.

Die deutschen Staaten mußten sehen, daß ihr Schicksal von dem Ausgang des Kampfes um Polen und Sachsen als abhängend angesehen wurde. Baiern und Würtemberg, die einzigen wahren Stützen des National-Interesse, versuchten durch Zusammentritt mit Oesterreich, Preußen und Hannover einen staatsrechtlichen Zustand für Deutschland vorzubereiten. Ein

königliches Collegium zur Leitung der Angelegenheiten in den Kreisen hätte die getheilten Kräfte concentriren können. Allein Oesterreich und Preußen mochten besorgen, daß die Macht der Kreis-Obersten zu groß werde, wodann weniger leicht alle kleinen Höfe nach österreichischen oder preußischen Plänen gelenkt werden könnten. ... Die kleinen Höfe selbst mißdeuteten die Absicht der süddeutschen Könige. Nicht das Bedürfniß des Vaterlandes entschied über die Politik der kleinen Höfe; ihre absolute Tendenz war die Erhaltung einer, wenn immer zweydeutigen Souveränität. Keiner, nicht einmal ein Senator von Bremen, wollte für die Sicherheit eines selbstständigen Vaterlandes den Schein der Unabhängigkeit gefährdet sehen. Alle sprachen von deutscher Freyheit im Sinn des seligen deutschen Reiches. Dem aufgeklärten Patrioten mußte das Herz bluten, wenn er sah, wie selbst die erschütternden Weltbegebenheiten der neuen Zeit den Sinn der Deutschen nicht berührt und geweckt hatten. In ihr kleinstädtisches Wesen verschrumpft, sträubten sie sich gegen jede Möglichkeit dem Vaterlande Größe, der Nation Ruhm und Selbstständigkeit zu sichern. Sie wollten lieber unter vornehmen Titeln die Diener der Fremden seyn, als sich in großartiger Politik mit eigenen Fürsten verbinden zum Schutz der allgemeinen Unabhängigkeit.

Indessen lag das Bedürfniß vor Augen, die getrennten Glieder durch einen Bund zu vereinen. Der Pariser Friede enthielt diese Bestimmung, und die deutschen Bevollmächtigten waren berufen, sie zu vollziehen.

Es fehlte nicht an Plänen, nach altdeutscher Art und Kunst dem Vaterlande eine möglichst verworrene buntscheckige Verfassung zu geben. Allerley Entwürfe wurden zu Tage gefordert. Unter den schöpferischen Geistern galt der Freyherr v. Gagern für das größte Genie, ohne daß man wußte, ob er in seiner anfänglichen Beförderung und nachherigen Anfeindung des Rheinbundes, oder in seiner Aufwiegelung des Tyrols, oder sonst wo solchen Ruhm verdient hatte. Auf dem Wiener Kongresse wußte Herr v. Gagern nichts besseres zu ersinnen, als eine Karrikatur des entseelten deutschen Reiches. Dieses Genie, wie die andern, konnte es nicht bis zur Schöpfung bringen. Allgemein hoffte man, die Umstände würden das Beste dabey thun, und Mühe und Nachdenken überflüßig machen.

Oesterreich jedoch überließ sich nicht so hingebend dem Strom der Ereignisse. Es hätte vielleicht am zweckmäßigsten gefunden, Deutschland wie Italien zu behandeln. Aber Baiern war zu stark, der Vertrag von Ried war zu neu, um ihn sogleich zu brechen; und der König von Würtemberg offenbarte einen zu entschlossenen Charakter um eine demuthsvolle Nachgiebigkeit von ihm zu erwarten. Ueberdem hatte man, bey den Unterhandlungen wegen Sachsen, sich der Rechte eines deutschen Fürsten angenommen; man konnte die andern Fürsten nicht mediatisiren. Auch war Preußens Eifersucht zu schonen. Oesterreich also glaubte, unter den vorliegenden Umständen, seine Interesse dadurch zu befördern, daß es den Verein der deutschen Kräfte nur in soweit zuließ, als es selbst den größten Vortheil da-

von ziehen konnte. Die Zerstückelung sollte bleiben, und wo möglich noch vermehrt werden. Zugleich gab man dem preußischen Kabinet die Idee an die Hand, im Verein mit ihm die Leitung des getheilten Wesens zu übernehmen. Um aber die Macht der größeren deutschen Staaten möglichst zu schwächen, brachte man beschränkende Constitutionen in Vorschlag.... Diese Politik beruhte auf nicht ganz sichere Berechnung; denn die Folge hat gelehrt, daß einige deutsche Staaten, und gerade die größeren, durch liberale Verfassungen, sobald die Fürsten es ehrlich damit meinten, nur mächtiger geworden sind. Ein solches Resultat aber bezweifelte man damals; man glaubt vielleicht noch heute nicht daran.... Oesterreich hoffte durch Constitutionen die Fürsten zu binden, und durch den Vorschlag zugleich Popularität für sich zu gewinnen, welche, faute de mieux, auch zu benutzen war. Ueberdem stand Preußen gerade dadurch, daß es sich der Volksrechte annahm, damals sehr hoch in der öffentlichen Meynung; es hätte sich zum Protektor der Nation, eines National-Bundes aufwerfen können, ... und noch standen die Völker bewaffnet. Oesterreich mußte also beweisen, daß es eben so bereitwillig sey, die Volksrechte zu schützen.... Die Mediatisirten wurden dabey nicht vergessen; sie erhielten manche Aufmunterung. Fürst Metternich war selbst ein Mediatisirter; aber er dachte nicht an sich. Als österreichischer Minister sah er in seinen Mitbrüdern Instrumente die Macht der im Rheinbunde großgewornen Fürsten zu beschränken. Je schwächer diese letz-

ren wurden, desto mehr war die österreichische Suprematie gesichert. Wir wollen eine solche Politik nicht tadeln: sie war vielleicht dem österreichischen augenblicklichen Interesse gemäß; doch darf bemerkt werden, daß sie nicht geeignet war, das Vertrauen der deutschen Fürsten zu erwerben.

Wo sollte Deutschland Schutz und Hülfe finden? Es war von Rußland für Polen, von England und Frankreich für die Gunst Oesterreichs aufgeopfert worden. Letztere Macht gab Anlaß zu gerechtem Mißtrauen. Daher die Fürsten sich die Constitutionen, die von dieser Seite angeboten wurden, verbitten mußten. Sie wagten dabey augenblicklich von ihren Völkern verkannt zu werden; aber selbst für die Rechte ihrer Unterthanen war es nothwendig, die fremde Einmischung in innere Angelegenheiten zurück zu weisen. Als daher Baiern und Würtemberg gegen jede Einschränkung ihrer Regierungsgewalt, die von Oesterreich und Preußen vorgeschlagen wurde, sich verwahrten, thaten sie mehr für die Sache der Freyheit und Unabhängigkeit der Deutschen, als alle schönen Worte auf dem Kongreß bewirken, als selbst die Karlsbader Beschlüsse vernichten konnten. Ihre Völker sind da, Gewähr für diese Behauptung zu leisten.

Sollte endlich Deutschland sich Preußen in die Arme werfen? Konnte die Besitznahme von Sachsen zu dieser Politik reizen? Konnte man vergessen, wie Preußen seit dem Baseler Frieden, stets dem eigenen Vortheil die allgemeine Sache geopfert hatte? Wußte man nicht, wie es noch jetzt nach dem Interesse des

Augenblicks sich bald zu Rußland, bald zu Oesterreich hinneigte? Wollte es nicht mit letzter Macht die Supremacie theilen, — und wo war ein legitimer Grund sowohl für die Supremacie, als für solche Theilung? ... Wer möchte noch fragen, ob die deutschen Fürsten Ursache hatten, mit Vorsicht die preußische Politik zu beobachten?

Dieses flüchtige, aber in allen seinen Umrissen treue Bild des Wiener Kongresses zeigt, wie groß die Täuschung war, als man übereinstimmende Beschlüsse schon vor seiner Zusammenkunft erwartete. Auch nach fünf Monaten der Unterhandlung konnte man nicht einig werden. Die europäische Politik war der Anarchie Preis gegeben. ... Deutschland, von jeher ein Europa im Kleinen, befand sich im gleichen Zustand wie sein großes Muster. Die Uneinigkeit blieb keinem Beobachter verborgen, — und wie es in der Anarchie zu gehen pflegt, jeder suchte den eigenen, eingeschränkten Vortheil dabey zu verfolgen. Die Mediatisirten und der Adel versprachen demjenigen Treue und Anhänglichkeit, der ihre Ansprüche in Schutz nehmen wollte. Die geheimen Volksvertreter waren nicht weniger freygebig an Verheißungen; sie behaupteten, Deutschland gehöre demjenigen, der sich am entschiedensten zu den liberalen Grundsätzen bekennen würde. Die größeren deutschen Mächte benutzten diese guten Leute, wie ein Feldherr die Frey-Corps benutzt: man ließ sie gewähren, weil ihre Umtriebe einstweilen dem Gegner schaden konnten. Man ließ sich sogar herab

zur Sprache der Volksbühmler, wie man denn im Kriege oft anders spricht als im Frieden. Am Ende hat man es in seiner Gewalt die Frey-Corps wieder zu entlassen.

Unterdessen solchergestalt der Kongreß nur mit seiner Verwirrung beschäftiget war, traf die Nachricht ein, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe. Es litt keinen Zweifel, daß er in Frankreich landen würde.

Dieser politische Blitz schlug in die Thurmspitze der europäischen Diplomatie ein. Die allgemeine Gefahr bewirkte, was die Unterhandlungen nicht gekonnt hatten. Es schien als sollte Europa ohne seinen Feind nichts zu Stande bringen können. Seine Erscheinung stimmte alle Partheyen zur Nachgiebigkeit. Rußlands Ansprüche auf Polen wurden anerkannt, doch erhielt Oesterreich diejenigen Theile von Ost-Gallizien zurück, welche es durch den Wiener Frieden 1809 verloren hatte. An Preußen wurde das Großherzogthum Posen zurück gegeben. Mehr als die Hälfte von Sachsen wurde mit Preußen vereinigt. Der König von Sachsen wurde mit möglichstem Anstand zur Einwilligung gezwungen. Preußen übernahm noch das schwere Geschäft, die kecken Bewohner des Niederrheins in civilisirte Preußen umzuschaffen. — Alle andere Gegenstände konnten nun schnell vom Kongreß erledigt werden; er schien nach langem Schlummer zur raschen Thätigkeit geweckt zu seyn. Das neue Kö-

nigreich der Niederlande wurde als ein starkes Bollwerk gegen Frankreich aus widerstrebenden Elementen zusammen gesetzt. Oesterreich erhielt die Oberherrschaft über Italien und blieb im Besitz fast aller alten Erbstaaten. Genua fiel dem Könige von Sardinien anheim. Auch der heilige Vater und die Schiffahrt auf den Strömen wurde nicht ganz vergessen.

Endlich kam die Reihe an Deutschland. Es war keine Zeit zu verlieren, man mußte eine Bundesakte unterzeichnen, die selbst von Oesterreich als ein Werk der Eile anerkannt wurde. Durch den 13. Artikel suchte man die Völker, durch den 14. die Mediatisirten einstweilen zur Ruhe zu bringen.

Die Geschichte des Kongresses und sein erzwungenes übereiltes Ende müssen es erklären und entschuldigen, wenn seine Resultate keinen dauernden Zustand in Europa überhaupt, und in Deutschland insbesondere begründen konnten. Vielleicht war dies ein Glück für Europa. Die Grundsätze einiger Diplomaten würden fürchterlich wirken, käme ihnen der Erfindungsgeist zu Hülfe durch Aufstellung wohlberechneter Maaßregeln. Die Ungeschicklichkeit schützt bisweilen die Menschheit vor dauernder Entwürdigung. Die Welt ist überdem, wie von Alters her, unausgesetzt im Werden. Eine allwaltende Nothwendigkeit ist über uns Alle, deren Entwickelung die Vorsehung der Natur der Dinge anvertraut hat. Diese Natur der Din-

ge möglichst zu erforschen, ist unsere Aufgabe; denn sie ist günstig dem, der ihre Winke versteht und nicht mit der Macht des Augenblicks gegen die ewige Ordnung ankreht. An ihrer Hand wollen wir den deutschen Bund und seine Entwickelung zu beobachten suchen.

Sechstes Kapitel.

Vorsichtsmaaßregeln vor Eröffnung des Feldzugs. Schlacht bey Waterloo. Die französischen Kammern. Capitulation. Zweyter Pariser Frieden; Ausschließung der deutschen Bundesstaaten von Einwilligung in denselben. Erwartungen vom Bunde. Die Bundes-Akte. Oesterreichische und preußische Politik.

Der 11. Artikel der Bundesakte sagt: „bey einmal „erklärtem Bundeskriege darf kein Mitglied einseitige „Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch ein„seitig Waffenstillstand oder Frieden schließen.“— Bey den Anstalten zum neuen Kriege gegen Napoleon wurden überdem, schon vor Unterzeichnung der Bundesakte, zwischen den vier großen Mächten und den deutschen Fürsten noch besondere Verträge geschlossen, in welchen sich alle Theile verbindlich machten, nie ohne Uebereinstimmung Frieden zu schließen. Es wird sich zeigen, ob diesen Bestimmungen Genüge geschehen.

Napoleon verlor die Schlacht bey Waterloo. Der Feldherr hatte die hundert Augen seines Genies ge-

braucht, sich den Sieg zu sichern; aber das Glück, welches ein alter Volksglaube für blind erklärt, entschied gegen ihn.

Frankreich hatte während der Revolution, in bedenklicheren Lagen den Muth nicht verloren, und seine Unabhängigkeit zu behaupten gewußt. Es war, auch nach der Schlacht bey Waterloo, noch reich an Hülfsquellen. Allein die französische Kammer war von dem allgemeinen europäischen Freyheitsschwindel befallen. Aus Besorgnissen für die Zukunft vergaßen die liberalen Deputirten die Gegenwart. Indem sie für die Freyheit zu arbeiten meynten, untergruben sie ihre eigene Sicherheit, und bahnten der Feudal-Parthey von Neuem die Wege. Man sagt, sie hätten ihren Irrthum nachher eingesehen.

Es wurde eine Capitulation geschlossen, der es an Garantie fehlte. Die Franzosen klagten über Verletzung; sie mußten jedoch gehorchen.

Der zweyte Pariser Frieden wurde von den vier großen Mächten diktirt und unterzeichnet, ohne die Einwilligung der deutschen Bundesglieder zuzulassen Es schien, als handelten Oesterreich und Preußen in ihrem Namen; die Vollmacht dazu fand sich aber weder in der Bundesakte, noch in andern Verträgen. Die öffentlichen Blätter übersahen die Wichtigkeit dieses Umstandes oder verschwiegen ihn. Eine Erwägung desselben hätte indeß auf die Verhältnisse aufmerksam machen können, in welche die mittleren und kleineren Bundesglieder von den größern faktisch gesetzt wurden, ohne daß sich die Nothwendigkeit oder das Recht einer solchen

Behandlung nachweisen ließe. Jene Ausschließung der deutschen Bundesstaaten bey dem Friedensgeschäft war das erste Zeichen einer Präponderanz oder einer Vormundschaft von Seiten Oesterreichs und Preußens.

Auf die Erwartungen der Fürsten vom Bunde mußte dieser Umstand Einfluß haben; er mußte Licht über ihre Stellung verbreiten, und zugleich die Richtung ihrer Politik bestimmen.

Die Prüfung der Bundesakte mußte sich nun als nothwendig darstellen: denn sie sollte ja „die Unabhängigkeit der einzelnen deutschen Staaten sichern". (Art. 2.)

Man mußte fragen, wo Bürgschaft für diese ausgesprochene Zwecke zu finden wäre? Der dritte Artikel sagt, „daß die Bundesglieder als solche gleiche Rechte hätten, und sich alle gleichmäßig verpflichteten die Bundesakte unverbrüchlich zu halten". Allein es waren europäische Mächte in den Bund aufgenommen, welche zum unverbrüchlichen Nachkommen dieser Verpflichtung zu nöthigen, die mittleren Staaten um so weniger Macht hatten, als die Erfahrung lehrte, wie schwer von jeher die kleineren Höfe zu vereinigen waren, sobald politische Maaßregeln gegen Uebermacht europäischer Mitstände nothwendig wurden. ... Eine gegenseitige Verpflichtung, ohne Macht gegen den verletzenden Theil, ist ein bloßes einfaches Versprechen, dessen Haltung vom guten Willen abhängt.

Die Basis, auf welche der deutsche Bund sich stützt, wäre also nichts weiter als ein gutmüthiges Versprechen friedliebender Fürsten? Doch wird der Bund für

beständig im ersten Artikel erklärt. Nun hat aber in staatsrechtlichen Verhältnissen nichts Bestand, das nicht seine Bürgschaft in der Macht der Gesammtheit gegen den Einzelnen findet. Wo die Gesammtheit schwächer als einer oder der andere Theil, da ist Unterwürfigkeit unter dessen Gebot unvermeidlich, da ist keine Garantie für die Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten.

Dieser Ausspruch geht unmittelbar aus der Natur der Dinge hervor, die durch keinen noch so bündigen Satz geschriebener Verträge vernichtet werden kann. Eben so wenig ist es möglich die Erkenntniß dieser Natur der Dinge zu verhindern. Sie schafft zu ihrer Offenbarung sich tausendfältige Organe, und oft ist sie da am mächtigsten, wo man sie verstummt oder gelähmt glaubt.

Ein Staatsgrundgesetz kann nicht in Dunkelheit gehalten und der Prüfung der Geister entzogen werden. Ein solches Gesetz, worauf sich die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit stützen soll, muß gerade von den in der Gesellschaft vorhandenen moralischen und intellektuellen Kräften seine Würde und Beständigkeit empfangen.

Darum ist es nicht Feindseligkeit, es ist Erfüllung der ersten aller gesellschaftlichen Pflichten, wenn hier auf den Mangel an Bürgschaft für die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, und für alle Bestimmungen des Bundes überhaupt, aufmerksam gemacht wird. Ein solcher Mangel ist ein großes Unglück, das

gehoben werden muß, aber dadurch nicht entfernt wird, daß man es verschweigt oder verschweigen muß.

Der Bund soll beständig seyn; er ist sonach nicht blos für die Friedenszeit, er ist auch für den Krieg, seinem ganzen Wesen nach, berechnet.

Es ist keine Garantie im Bunde daß nicht Oesterreich oder Preußen einmal gegen einen deutschen Staat unternehmen, was Friedrich II. mit Schlesien zu Stande brachte.

Es ist keine Garantie im Bunde dafür, daß nicht Oesterreich oder Preußen einmal, auch nach erklärtem Bundeskriege, einseitigen Frieden schließen dürfen. Sie können durch Umstände dazu genöthiget werden.

Es ist keine Garantie im Bunde dafür, daß die deutschen Staaten nicht genöthiget werden können, an einem Kriege Theil zu nehmen, der blos für österreichisches oder preußisches Interesse oder zur Behauptung einer politischen Doktrin unternommen würde, dabey aber den deutschen Staaten durchaus fremde, ja, seiner Natur nach, ihrem Interesse gerade entgegen gesetzt seyn könnte.

Nach der deutschen Reichsverfassung konnte kein Reichsstand gegen Kaiser und Reich Krieg führen; doch bewahrt die Geschichte das Andenken an den dreyßigjährigen Krieg und an die Eroberung von Schlesien auf.

Nach der deutschen Reichsverfassung konnte der Kaiser keinen Frieden ohne Zustimmung der Reichs-

stände schließen; doch haben wir den Frieden von Lüneville erlebt.

Was früher geschehen, zeigt uns im Spiegel, was für die Zukunft zu erwarten ist.

Wir sind also, nach dreyßigjähriger Anstrengung, wieder zu den Verhältnissen von Regensburg zurück gekehrt!

Daß hier nicht blos aus der Theorie geschöpfte Besorgnisse angeregt werden, beweisen Thatsachen und Verträge, die seit dem Abschluß der Bundesakte datiren, und auf welche wir im folgenden Kapitel zurück kommen werden.

Der ganze Streit um die badische Territorial-Angelegenheit setzt es ausser Zweifel, daß dem Bunde die nöthige Garantie, die in einem Gleichgewicht der Kräfte besteht, fehle.

Der Friede von Paris wurde ohne Zustimmung der Bundesglieder geschlossen. Wäre der Krieg unglücklich ausgefallen, so hätten diejenigen Bundesglieder, die nicht mit doppelten Eigenschaften versehen sind, leicht die Kosten desselben tragen mögen.

Ein Bund, der beständig seyn soll, muß in dem übereinstimmenden, allgemeinen Interesse seine Bürgschaft finden. Nun ist unmöglich, daß Oesterreich und Preußen, als europäische Mächte, stets einerley Interesse mit den übrigen Bundesstaaten haben; es ist daher nicht zu erwarten, daß sie stets eine mit der unserigen übereinstimmenden Politik befolgen werden.

Aus diesen Betrachtungen folgt unwiderleglich, daß die deutschen Staaten keine Garantie gegen Oe-

sterreich und Preußen haben; daß aber Oesterreich und Preußen, vermöge ihrer Macht und Stellung, die deutschen Staaten zwingen können, an ihren europäischen Kriegen Theil zu nehmen.

Hieraus erklärt sich, daß der eigentliche in der Natur der Dinge liegende Zweck des deutschen Bundes kein anderer war, als den Einfluß von Oesterreich und Preußen auf Deutschland zu sichern.

Mit diesem Zweck aber ist die Sicherheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der deutschen Staaten unverträglich. Die gegenwärtige Gesinnung der europäischen Monarchen kann ein solches Verhältniß für den Augenblick wenig drückend machen. Diese Gesinnung ist aber nur ein glücklicher Zufall, auf welche nie ein dauernder staatsrechtlicher Zustand gebaut werden kann. Die Sicherheit hängt vom guten Willen ab. Alle Staatseinrichtungen aber müßen darauf abgesehen seyn, den bösen Willen unmöglich zu machen, oder Kräfte zu schaffen, die ihm Widerstand leisten können.

Giebt es nun, wie nicht zu läugnen ist, deutsche Fürsten und Völker, giebt es eine deutsche Nation, die nicht dem Kaiser von Oesterreich, nicht dem Könige von Preußen unterworfen sind; und sind die Fürsten durch die Umstände genöthiget worden, einen Bund zu schließen, der nur zum Vortheil für Oesterreich und Preußen berechnet ist: so folgt daraus daß die äussere Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und Völker durch diesen Bund nicht gesichert seyn könne.

Finden wir aber vielleicht Institutionen im Bunde welche die innere Entwickelung der Nation, die Herrschaft der unpartheyischen Gerechtigkeit, die Handhabung einer weisen Administration in den deutschen Staaten verbürgen?

Befragen wir die Bundesakte. Sie besteht größtentheils aus dem Entwurf oder den Grundzügen einer Geschäftsordnung für den Bundestag. Sodann verspricht sie Grundgesetze und organische Einrichtungen, welche das erste Geschäft der Bundesversammlung seyn sollen, aber bis jetzt noch nicht haben zu Stande kommen können. Niemand wird sich darüber wundern; denn es war der Begriff, der mit diesen allgemeinen Ausdrücken verbunden werden soll, durchaus unbestimmt gelassen, ja es war die Möglichkeit organischer Einrichtungen sogar officiell bestritten, indem Oesterreich den Bund für einen Staatenbund erklärte, und behauptete, daß ein Bundesstaat dem Laufe der Zeit widersprechen würde. Die Natur der Sache aber zeigt, daß organische Einrichtungen nur in einem Bundesstaate möglich sind... Sodann fordert die Bundesakte für alle Grundgesetze und organische Einrichtungen vollkommene Stimmeneinheit, was so gut oder so böse ist, als die Bestimmung seyn würde, daß Grundgesetze und organische Einrichtungen, die doch allein dem Bunde Leben geben konnten, nie zu Stande kommen sollen.

Die Bundesakte enthält andere Bestimmungen in allgemeinen Ausdrücken, die eine durchaus willkührliche

Auslegung zulaſſen, und daher nie zu Grundgeſetzen für die innere Sicherheit der Nation führen können.

So hat leider die Erfahrung bewieſen, daß der 13. Artikel: „in allen Bundesſtaaten wird eine landſtändiſche Verfaſſung ſtatt finden“ — nach Belieben bald für die Zuſicherung einer repräſentativen Regierung, bald für das eitle Verſprechen einiger nur zur Staatsdekoration aufgeſtellten Feudalſtände ausgelegt werden können. Und doch war dieß der einzige Artikel der zu Gunſten der Völker in der Bundesakte aufgenommen wurde. Selbſt in Friedensſchlüſſen mit Feinden iſt es gewöhnlich, daß die Zweydeutigkeiten eines Artikels zu Gunſten des leidenden Theils ausgelegt werden. Der 13. Artikel war ein Vertrag mit den Völkern, die man nicht als Feinde anſehen durfte, die man als Bundesgenoſſen eingeladen und aufgenommen hatte, und die zur Erkämpfung des Sieges redlich geholfen hatten, — bey Vertheilung der Beute aber vergeſſen wurden. Der 13. Artikel darf nur eine Auslegung haben, wenn ihn nicht der Vorwurf abſichtlicher Täuſchung treffen ſoll. Es giebt keine innere Sicherheit im Bunde, ehe dieſe Wahrheit nicht in ihrer ganzen Stärke anerkannt wird.

Väterlicher als für die Nation iſt für die Privilegirten im 14. Artikel geſorgt worden. So ſehr das Unglück zu ſchonen iſt, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß die Begünſtigung der Mediatiſirten mehr geeignet iſt, die innere Stärke der deutſchen Staaten zu ſchwächen, als durch eine feſte Ordnung das allgemeine Intereſſe zu beſchützen.

Alle schönen Verheißungen, alle von den Ministern selbst anerkannten Rechte und Ansprüche der Völker, Sicherheit gegen despotische Gewalt, Gedankenfreyheit und Entfesselung des Handels, — alles dieß sollte von der Bundesversammlung bey ihrer ersten Zusammenkunft bestimmt werden. Der Bundestag hat viele Sitzungen gehalten; wir haben seitdem einen Kongreß in Karlsbad und einen zweyten in Wien erlebt; doch muß man noch fragen, wie die Unabhängigkeit der deutschen Staaten, wie die Rechte und Ansprüche der Nation, wie die Erledigung der Artikel 13., 18. und 19. durch den Bund, als solchen, bisher gesichert worden sind?

Dahin hat uns die Bundesakte geführt, dieß hat sie geleistet.

So wenig Trost gewährt die leiseste Prüfung der Bundesakte. Sie war ein Testament der Uebereilung oder der Furcht vor Napoleon. Die Erbschaft, die sie unter den deutschen Staaten vertheilte, war Schwäche, welche die unausbleibliche Folge unnatürlicher Verbindungen ist. Oesterreich und Preußen können wünschenswerthe Bundesgenossen seyn, als Bundesglieder sind sie gefährlich. Es können Zeiten kommen, wo gleiches Interesse Deutschland mit Oesterreich oder Preußen verbindet; dann wird die Allianz aufrichtig und nützlich seyn. In gewöhnlichen Zeiten aber muß Deutschland für die eigene Erstarkung sorgen, um nöthigenfalls ein Gewicht gegen Oesterreich oder Preußen zu bilden. Dieß wird unmöglich, so lange Deutschland unter der Vormundschaft von Wien und Berlin steht,

oder alle seine Kräfte zur Abwendung einer solchen Vormundschaft verbrauchen muß. Bey einer zeitgemäßen Allianz könnten Deutschland und Preußen, oder Deutschland und Oesterreich im Kriege sich gegenseitige Dienste leisten. Bey dem gegenwärtigen Verhältniß hat Deutschland gerade im Frieden die größte Gefahr von Oesterreich und Preußen zu besorgen. Die frühere Politik dieser Höfe konnte und sollte nicht vergessen seyn.

Das folgende Kapitel ist bestimmt zu zeigen, in wiefern die Erwartungen oder Besorgnisse der deutschen Staaten bey der Entwickelung des Bundes getäuscht oder bestätiget wurden.

Siebentes Kapitel.

Entwicklung des Bundes. Badische Territorial-Angelegenheit. Aachner Kongreß. Verhandlungen über die Bundesmacht. Unabhängig vom Bunde wird die repräsentative Verfassung in Süd-Deutschland eingeführt. Stimmung in Deutschland. Einige Ausbrüche des Fanatismus. Kongreß in Karlsbad. Kongreß in Wien. Die Palliativen und das Grundübel in Deutschland. Bedürfnisse des Vaterlandes.

Der Bundestag wurde, im Verhältniß zu den Erwartungen Deutschlands, spät am 5. Nov. 1816 eröffnet. Er begann mit Versicherungen der zutrauensvollen, auf Einigkeit und Festhaltung des wiedergeknüpften Nationalbandes gerichteten Gesinnungen der Fürsten. Die Völker hofften, daß diese Gesinnungen Früchte bringen würden. Der Deutschen politische Erziehung war noch nicht so weit gediehen, daß sie hätten einsehen sollen, wie bey den edelsten Gesinnungen der Höfe, der Grundfehler des Bundes, d. i., Mangel an Garantien, und die der Natur der Dinge widersprechende Zusammensetzung, nicht gehoben werden konnte.

Als der Bundestag mehrere Monate hindurch fleißige Sitzungen gehalten, und seine Protokolle hatte drucken lassen, und als der Inhalt derselben so wenig, als die wunderliche, der Zeit fremde Sprache Theilnahme gewinnen wollte: da wunderten sich die Deutschen, daß die Blüthe ihrer Staatsmänner, daß die hellsten Köpfe Deutschlands sich, wie Herr v. Gagern schon befürchtete, so lange mit lana caprina beschäftigen möchte. Andere hatten keinen Augenblick ein anderes Resultat erwartet, und wunderten sich nur über die Geduld, mit der man die aus Dunst gesponnene Politik dieses deutschen Redners anhören mochte. Hatten die von ihm revolutionirten Tyroler doch erfahren, daß bey Befolgung seines Rathes keine Seide zu spinnen war!

Der Bundestag war über seine Competenz noch nicht im Klaren; es war schlimmer, denn es war unentschieden, ob er überhaupt eine Competenz erhalten würde. Er beschloß Instruktionen einzuholen, ob und wie er sich mit der Untersuchung über die mögliche Competenz beschäftigen könne, — was denn ein Eingeständniß war, daß die Gesandten nicht wußten, zu welchem Zweck sie eigentlich berufen wären. Bey dem Gefühl ihrer Ohnmacht und der Unbestimmtheit ihres Berufs, wollten sie jedoch die Zeit und die Protokolle ausfüllen. Da sprach man denn, ohne jedoch etwas Verfängliches d. i. etwas Entscheidendes zu sagen, über die transrhenanische Sustentations-Angelegenheit, über die Frankfurter Juden, über die Mediatisirten, über den Kupferschmidmeister Schwappen-

häußer, über die adeliche uralte Gesellschaft Frauenstein und ähnliche Dinge, welche mehr geeignet schienen, den Geist trefflicher Staatsmänner durch Ermüdung zu tödten, als sie zur Thätigkeit für die Sache des Vaterlandes anzueifern. Sie mußten sich sogar eine derbe Zurechtweisung von Seiten des Churfürsten von Hessen gefallen lassen, weil sie, von dem Schicksal der westphälischen Domänenkäufer gerührt, Theilnahme für dieselbe verrathen hatten. Der Freyherr v. Gagern, der den Boden für das zu schaffende Nationalgebäude nicht finden konnte, schlug vor das Wort: Bund, in Reich zu verwandeln, und die Acht für untreue Bundesglieder einzuführen. „Das Wort: Reich, sagte er, bezeichnet Größe und Macht, die das Wort: Bund nicht enthält.“ Auch er erkannte, daß es dem Bunde an Garantien fehle, — was denn so gewiß war, als daß ein Wort für das andere gesetzt, dem Uebel nicht abhelfen würde. Nur nebelgeborene Seelen mögen sich einbilden, daß Sylbenstecherey der deutschen Nation zur Selbstständigkeit verhelfen könne.

Die geduldigen Deutschen fengen endlich an, über Leerheit der Frankfurter Protokolle zu klagen. Die Schriftsteller äußerten sich mit mehr oder minder Bescheidenheit, mit mehr oder minder Verstand über die Täuschung aller patriotischen Erwartungen der nicht eingeweihten Politiker. Niemand wollte begreifen, wie es zugehe, daß im siegreichen Deutschland, bey der unbezweifelt großmüthigen Gesinnung der Fürsten, die Verhandlungen über vaterländische Angelegenheiten

überall die Spuren einer gefeſſelten Politik zeigten, während in dem von fremden Armeen beſetzten Frankreich ſich der Geiſt des Jahrhunderts in freyen Formen bewegen konnte.

Schaam und Unwillen verriethen ſich in den öffentlichen Aeuſſerungen über den Bundestag; in den Unterhaltungen der Geſellſchaften ſpotteten Männer aus den erſten Ständen über dieß deutſche Parlament. Sehr frühe ſchon ſprach ſich, beſonders in Baiern, der Glaube aus, daß von dem Bunde keine Hülfe für die Erſtarkung des Vaterlandes zu erwarten ſey, und daß eine Conſolidirung der deutſchen Volksſtämme nothwendig ſcheine. *) Die norddeutſche Intelligenz nannte dieß: „böſliche Rathſchläge in vaterländiſchen Angelegenheiten.“ Alle Klagen, Spöttereyen und Vorſchläge aber brachten keine Veränderung in den Gang der Frankfurter Unterhandlungen. Die deutſche Kraft glich dem am Felſen geſchmiedeten Prometheus, und dieſer Felſen ſollte das Palladium der deutſchen Selbſtſtändigkeit ſeyn. Der Bund hatte ſich für eine europäiſche Macht erklärt, aber er war nicht mächtig genug ſeinem Protokollführer das Studium der gebildeten deutſchen Sprache anzuempfehlen. Er ſollte Deutſchlands Würde und Sicherheit beſchützen, aber er mußte erſt Inſtruktion einholen, wo es den Schutz der Gerechtigkeit gegen eine despotiſche Maaßregel in Kaſſel galt.

Eine wichtige Angelegenheit kam doch zur Sprache. Es wurde die Garantie des Bundes für die Weimar-

*) M. ſ. Neue Allemannia, I. Bandes III. Heft.

sche Constitution gefordert. Ohne die Bedeutung dieser Garantie genau zu erwägen, ward sie fast einstimmig bewilliget. Die Folge hat bewiesen, daß diese Garantie ohne alle Garantie war. Vom Bürgen selbst ist die Verletzung der Verfassung ausgegangen. Die Beschuldigung ist stark, aber unwidersprechlich wahr. Die Weimar'sche Verfassung erkennt das Recht der freyen Presse, und daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden könne. Gleichwohl wurde vom Bundestage, in Folge der Karlsbader Beschlüsse, der Großherzog genöthiget, die in seinem Lande alte Preßfreyheit aufzuheben, und die Mainzer Inquisition anzuerkennen. Hätte sich glücklicherweise ein Verschwörer im Weimar'schen gefunden, wie man solche Leute fleißig suchte: so wäre auch dort der constitutionelle Rechtszug unterbrochen worden. — Dieß war die Garantie des Bundestages.

Die Frankfurter Verhandlungen waren nicht der einzige Beweis der Schwäche, ja der Leblosigkeit dieser neugeschaffenen europäischen Macht.

Die badischen Territorial-Angelegenheiten mußten wohl jedem die Augen öffnen, der bisher geglaubt, die geschriebene Bundesakte sey mehr, als eben ein beschriebenes Pergament. Aber so wenig hell sahen die deutschen Schriftsteller über das Wesen dieser Sache, daß sie alle, mit weniger Ausnahme, gegen Baierns Vergrößerungssucht laut aufschrien, und so den einzig richtigen Gesichtspunkt, aus welchem der Streit beurtheilt werden mußte, durchaus verrückten. Die Sache ist mit wenigen Worten diese:

Im Vertrage von Ried, geschlossen den 8. October 1813, hatte Oesterreich dem Könige von Baiern, die „von allem fremden Einfluß freye Selbstständigkeit, „und, für Abtretungen an Oesterreich, eine voll„ständige Entschädigung solcher Länder zu„gesichert, welche mit Baiern eine ununterbrochene Masse bilden würden.“ In dem Vertrag zwischen Oesterreich und Baiern, geschlossen zu Paris am 3. Juni 1814, wurde der Vertrag von Ried dahin erklärt, daß Baiern an Oesterreich abtreten würde: Tyrol, Vorarlberg, Salzburg, das Inn-Viertel und das Hausruck-Viertel, wofür Oesterreich dem Könige von Baiern den vollständigen Ersatz für diese Länder garantirt, und zwar namentlich verspricht: daß der König von Baiern Stadt und Platz Mainz, die Rhein-Pfalz durch Austausch und diejenigen Theile von Würtemberg, Baden, Darmstadt und Nassau erhalten solle, die zur direkten Verbindung seiner Staaten nothwendig seyn könnten. Zugleich wurde die Möglichkeit anerkannt, daß kleine zwischenliegende Fürstenthümer mediatisirt werden dürften. Am 23. April 1815 unterzeichneten die Minister von Oesterreich, Rußland, Preußen und Baiern, unter Mitwirkung des großbrittannischen Ministers, eine Convention, worin die baierischen Abtretungen von Tyrol u. s. w. anerkannt; dagegen dem Könige von Baiern namentlich angegebene Theile von Chur-Hessen, Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Baden zugesichert, und der Besitz aller dieser, und der früher mit Baiern vereinten Ländern von Oesterreich, Rußland und Preus-

sen garantirt wurde. Genannte drey Mächte verbürgten zugleich dem Könige von Baiern das Heimfalls-Recht der Pfalz. In dem Protokoll der Bevollmächtigten von Oesterreich, Rußland, England und Preussen, datirt Paris den 3. Nov. 1815, wird, im Fall die direkte Linie des damals regierenden Großherzogs von Baden aussterben sollte, der Heimfall der Pfalz an Baiern und das Breisgau an Oesterreich anerkannt. In dem zwischen Oesterreich und Baiern zu München am 14. April 1816 abgeschlossenen Vertrage, werden von Oesterreich an Baiern ausser der Erbfolge in die Pfalz noch Theile des badischen Neckarkreises und der ganze Main- und Tauberkreis versprochen. Der Kaiser von Oesterreich erkennt darin das, auf den Vertrag von Ried gestützte Recht des Königs von Baiern auf eine zusammenhängende Entschädigung an. Der Kaiser von Oesterreich garantirt dem Könige von Baiern seine früheren und alle diejenige Staaten, die ihm Kraft dieses Vertrags zufallen sollen.

Diese verschiedenen Verträge und Conventionen beweisen zweyerley. Erstens, daß Baiern von Oesterreich eine vollständige zusammenhängende Entschädigung zu fordern, ein vollgültiges Recht hatte. Zweytens, daß Oesterreich, Preußen und England, obgleich Mitglieder des deutschen Bundes über deutsche Länder, die ihnen nicht gehörten, glaubten verfügen zu können, ohne weder die Zustimmung der Betheiligten, noch die des Bundestages nachzusuchen. *)

*) Rußland war kein Mitglied des Bundes: seine Politik ist also nach anderen Prinzipien zu beurtheilen.

Baiern mußte auf seine Forderung an Oesterreich immer wieder zurück kommen; es suchte durch oft erneuerte feyerliche Verträge die österreichische Anerkennung der Gültigkeit dieser Forderung über allen Zweifel zu erheben. Es erkannte übrigens den wahren Zustand Deutschlands.

Vom Bunde, obgleich er sich für eine europäische Macht erklärt hatte, war keine Hülfe zu erwarten. Der König überließ also den vier Mächten die Entscheidung in dieser Angelegenheit, und entschloß sich „in der Stille die Regulirung der Interessen abzuwarten, von welcher der Abschluß der Akte abhängt, die die Schicksale von Europa bestimmen wird.“

Wäre der deutsche Bund wirklich eine Macht, wäre er eine das allgemeine Interesse des Vaterlandes und die Selbstständigkeit der deutschen Staaten schützende Anstalt gewesen: so hätte er Oesterreich zur Erfüllung seiner oft übernommenen Verbindlichkeit nöthigen, Baierns Ansprüche unterstützen, und sich mit Würde gegen die Anmaßung der mächtigen Bundesglieder, über deutsche Länder zu verfügen, erklären sollen. Dieß geschah nicht. Die innere Krankheit des Bundes wurde bey dieser Gelegenheit vollkommen offenbar.

Von einem anderen Beweise, daß der Bund seine Selbstständigkeit gegen die Ansprüche der europäischen

---

Ueberdem ist bekannt, daß Baden nur bey Rußland Schutz fand, während die Bundesglieder Oesterreich und Preußen solchen von sich ablehnten.

Mitglieder, die ihn unter Vormundschaft genommen hatten, zu schützen nicht im Stande war, haben wir bereits im vorigen Kapitel gesprochen. Dieser Beweis bestand in der Thatsache, daß im Widerspruch mit dem 11. Artikel der Bundesakte und mit den Bestimmungen feyerlicher Verträge, der zweyte Pariser Friede ohne Mitwirkung der deutschen Fürsten geschlossen wurde.

Es kam der Aachener Kongreß zu Stande. Er sollte untersuchen, ob die Occupations-Armee Frankreich räumen könne. Ueber diese, das deutsche Interesse nahe berührende Angelegenheit wurde entschieden, ohne daß die Meynung der deutschen Fürsten gehört wurde; sie durften nicht einmal Gesandte nach Aachen schicken. Noch eines andern Umstandes wegen war der Aachener Kongreß belehrend. Nach Aeußerungen des österreichischen Beobachters ist nicht unwahrscheinlich, daß einige Bestimmungen des besondern Vertrages zwischen Oesterreich, Großbritannien, Preußen und Rußland, geschlossen zu Paris am 20. November 1815, in Absicht auf mögliche Unruhen in Frankreich, — in Aachen in einem neuen Vertrage bestätiget wurden. Nach diesen würde, in dem angenommenen Fall, sich Deutschland in einen neuen Krieg verwickelt sehen, ohne daß es Theil an Verabredungen genommen, die zu einem solchen Kriege verpflichteten. *)

*) Man erwartet vielleicht, daß hier, wo von Aachen die Rede ist, auch der Schrift des Herrn von Stourtza Erwähnung geschehe, weil sie Einfluß auf Deutsch-

Alle diese Thatsachen mußten in Erinnerung gebracht werden, zu beweisen, daß der im 2. Artikel der Bundesakte ausgesprochene Zweck des Bundes („Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands,

---

lands Schicksal gehabt, und deutsche Gelehrte sie für ein Resultat des Aachner Kongresses, und zugleich für einen Eingriff in die deutsche Freyheit hielten. Die Herren irrten und ihr Irrthum kam ihnen theuer zu stehen. Hr. v. Stourza hat blos eine Privat-Meynung ausgesprochen, die überdem nur durch Indiscretion eines ehemaligen Buchhändlers und nachmaligen preußischen Diplomaten ins große Publikum kam.... Uebrigens hat, im vorbeygehen gesagt, Hr. v. Stourza darin vollkommen recht, daß der deutschen Universitäten Verfassung veraltet sey, daß sie den gegenwärtigen Bedürfnissen der Gesellschaft nicht zusage, daß sie sonach nichts tauge und einer großen, durchgreifenden Reform bedürfe... Allerdings taugen die Verbesserungsvorschläge des Hr. v. St. eben so wenig; sie würden ein Uebel an die Stelle des andern setzen. Statt aber den Verfasser mit Wuth und Haß zu verfolgen, wäre es patriotischer gewesen, die wahren Bedürfnisse im Universitätswesen unverholen aufzudecken. Die bisherige Methode des Unterrichts in den Collegien mag bequem für die Professoren seyn, für die Studierenden ist sie von geringem Nutzen, da sie alle jungen Leute, welche durch Talent und Bildungsstufe vielfältig von einander verschieden sind, auf gleiche Weise in den öffentlichen Vorlesungen behandelt und das Selbststudium ohne Leitung dem Zufall und der Unerfahrenheit überläßt. Es ist nothwendig,

und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten.“) durch den Bund selbst nicht erreicht werden konnte. Rußlands Hülfe mußte aufgerufen werden, um die Unverletzlichkeit Badens zu schützen. Baiern blieb in seinen Ansprüchen an Oesterreich verletzt, ohne daß der Bund sie zu unterstützen Anstalt machte. Ein Frankreich, das hätte helfen können, gab es nicht.

---

daß der wissenschaftlichen Bildung durch ein lebendigeres Mittel, als jene langweiligen Vorlesungen sind, aufgeholfen werde. Der Lehrer ordne das Studium jedes Lehrlings, und vereine diejenigen, welche auf gleicher Stufe stehen, in einen geschlossenen Kreis, um durch Gespräch, Prüfung, Einwürfe u. s. w. das Nachdenken, die Selbstthätigkeit des Geistes zu wecken. So wird der Vortrag frey seyn, und nicht mehr maschinenartig alle Jahre und für alle Generationen dasselbe Collegium ableiern. Jede der kleinen Gesellschaften, die sich um den Lehrer versammeln, wird eine eigene Methode nothwendig machen, je nach dem Geiste der Zöglinge... Es ist hier nicht der Ort, diese Andeutungen weiter auszuführen. — Wie in der Methode, so ist nicht weniger in der Disciplin eine durchgreifende Reform wünschenswerth. Den Professoren muß die Jurisdiktion genommen werden. Die Studenten sollen keinen privilegirten Gerichtsstand haben. Die sogenannte akademische Freyheit muß in ihrer gegenwärtigen widerlichen Gestalt verbannt werden. Die Erlaubniß ungezogen zu seyn, im schmutzigen Kittel und langen Bart das Mittelalter zurück zu rufen, in Biergelagen unter Tabaksdampf Händel anzufan-

Diese Thatsachen mußten ferner in Erinnerung gebracht werden, zu beweisen, daß der 3. Artikel der Bundesakte („Alle Bundesglieder haben, als solche, gleiche Rechte. Sie verpflichten sich alle gleichmäßig die Bundesakte unverbrüchlich zu halten)“ — eine politische Unmöglichkeit in sich schließt. Oesterreich und Preußen hatten, gegen den 11. Artikel der Bundesakte, einseitig Frieden geschlossen; sie hatten am 3. Nov. 1815, also nachdem der Bund zu Stande gekommen, über deutsche Länder ohne Zuziehung des Bundes verfügt; Oesterreich hatte noch am 14. April 1816 eine solche Verfügung erneuert. Es lag sonach am Tage, daß sie größere Rechte ausgeübt, und den 2. und 3. Artikel der Bundesakte verletzt hatten.

Daher wurde es der deutschen Fürsten Pflicht, sich vorzusehen, daß eine, wenigstens mögliche Absicht, Deutschland unter Vormundschaft zu setzen, nicht in Erfüllung gehe. Diese Pflicht haben sie erkannt, und somit von Eröffnung des Bundestages an, demselben die möglichst geringe Macht eingeräumt. Sie wollten lieber ihre Absicht verkannt sehen, und die Klagen über Leerheit der Frankfurter Verhandlungen dulden,

---

gen, und dergl., — ist keine Freyheit. — Endlich sollten die Professoren Männer von Welt, keine bloßen Stubengelehrten, keine deutschen Pedanten seyn. — Viel Nachtheil der gegenwärtigen Einrichtungen würde schon vermieden werden, wenn die Universitäten aus kleinen Städten in größere verlegt würden. — Man verzeihe diese abschweifende Anmerkung.

als daß sie durch eine zu große Wirksamkeit des Bundestages, sich und ihre Völker der Gefahr aussetzen wollten, den letzten Rest der Selbstständigkeit zu verlieren. Denn vermöge der Zusammensetzung des Bundes, und vermöge der Natur der Dinge war es unvermeidlich, daß nicht Oesterreich und Preußen nach und nach die völlige Diktatur in Frankfurt gewönnen, sobald man die einzig schützende Unbestimmtheit der Competenz des Bundestages aufgäbe.

Daß Oesterreich und Preußen nach der vormundschaftlichen Leitung der deutschen Angelegenheiten strebten, bewiesen endlich auf das deutlichste die Unterhandlungen über die Militär-Verfassung des Bundes.

Es ist um so nothwendiger an einige Hauptmomente dieser Unterhandlungen zu erinnern, als die Militär-Verfassung die erste organische Einrichtung desselben seyn sollte.

Gleich in dem ersten Vortrage des Präsidial-Gesandten über diesen Gegenstand wurde den Bundes-Fürsten bekannt gemacht, daß in besondern Verträgen mit den alliirten Mächten, Luxemburg, Mainz und Landau als Bundes-Festungen anerkannt worden, auch 20 Millionen Franken von der französischen Contribution zur Erbauung einer süddeutschen Festung am Oberrhein bestimmt wären.

Der Bundestag mußte innerlich erstaunen, daß fremde Mächte vorschreiben wollten, welche Plätze als Bundes-Festungen anzusehen seyen; noch mehr, daß Oesterreich und Preußen, denen die Bundesakte nur gleiche Rechte zugesteht, ohne Auftrag Verfügungen

treffen konnten, welche mit der Sicherheit des gesammten Bundes in wesentlichem Zusammenhange standen.

Später wurde der Bundesversammlung eine österreichisch-preußische Note vorgelesen, worin sie benachrichtigt wurde, daß in Folge des 3. Artikels des ersten Pariser Friedens und des 2. Artikels des zweyten Vertrags von Paris, die verbündeten Mächte zur Verfügung über die von Frankreich abgetretenen Länder berechtiget wären.

Hierbey offenbarte sich ein ganz seltsames Staatsrecht. Jene Verträge waren mit Frankreich geschlossen. Frankreich konnte versprechen, sich nicht in die Vertheilung der abgetretenen Länder zu mischen; es hatte aber kein Recht, die Bestimmungen der zwischen den deutschen Staaten und den alliirten Mächten bestehenden Verträge für ungültig zu erklären, und die deutschen Staaten hatten keine Verbindlichkeit, wegen einer Uebereinkunft mit Frankreich, auf Theilnahme an Friedensschlüsse und Anordnungen, die ihr höchstes Interesse, die allgemeine Sicherheit, betrafen, Verzicht zu leisten.

Der Bundestag erfuhr ferner durch die gedachte Note, daß ohne sein Mitwirken zu Stande gekommene Verträge für ihn als Gesetz gelten sollen; nämlich das Pariser Conferenz-Protokoll vom 3. und 20. November 1815, die Verträge zwischen Oesterreich, Preußen und Hessen-Darmstadt vom 30. Juni 1816, — zwischen Oesterreich und Baiern vom 14. April 1816, — zwischen Oesterreich, Preußen, den Niederlanden, Eng-

land und Rußland, abgeschlossen zu Frankfurt am 12. März 1817, — und zwischen Oesterreich und Preußen, datirt Karlsbad am 10. Aug. 1817. Diese einseitigen Verträge hatten Bestimmungen über die Besatzung und militärische Verwaltung von Landau, Mainz und Luxemburg angeordnet, ohne daß der Bund zur Ratifikation dieser Verträge aufgefordert war. Sie wurden ihm zur Nachachtung mitgetheilt...

Zugleich erbot man sich, dem Bunde die Festung Mainz unter den in obigen Verträgen vorgeschriebenen Bedingungen zu übergeben, wobey nur die Kosten der Unterhaltung und Instandsetzung der Festung, die Anschaffung des Artillerie-Materials, und der Ersatz der von Oesterreich und Preußen gemachten Vorschüsse dem Bunde zur Last fallen würden. Herr von Gagern meynte alles Ernstes: „daß diese Anmuthung nicht „dahin ziele, die Gleichheit der Rechte zu verletzen, „sondern sie herzustellen; die Gleichheit der Rechte der „Unterthanen nämlich, aus deren Seckel am Ende „diese Bedürfnisse genommen werden.“ Die Verletzung der Gleichheit lag nicht in Vertheilung der Kosten, sondern darin, daß dem Bunde Anordnungen als Gesetze diktirt wurden, die ohne seine Beystimmung keine Gültigkeit haben sollten. Dieß verschwieg der freymüthige Herr v. Gagern.

Bey der Karlsbader Convention hatten Oesterreich und Preußen unter sich verabredet, daß die Besatzung von Mainz aus einer gleichen Anzahl ihrer beyderseitigen Truppen, und nur aus einem Bataillon Hessen bestehen, und daß sie beyde — nach hoher Machtvoll-

kommenheit — den Gouverneur und den Kommandanten der Bundesfestung alternirend von fünf zu fünf Jahren erneuern würden. Zugleich bestimmten sie, wie stark in Friedens- und Kriegszeiten die Besatzung seyn solle; daß Oesterreich die Direktion der Artillerie, Preußen die des Genieweſens übernehme, u. dergl. ... Wenn diese ohne Wissen und Willen des Bundes getroffenen Verordnungen nicht die Gleichheit der Rechte beweisen, so offenbarten sie desto sichtbarer das Recht des Stärkeren.

Das Pariser Conferenz-Protokoll, nicht der Bund, bestimmte Landau, Mainz und Luxemburg zu Bundesfestungen, verfügte, wem das Recht oder die Last der Besatzung gebühre, und vertheilte 60 Millionen Franken der französischen Contribution zur Befestigung der deutschen westlichen Grenze.

Dieses Protokoll giebt ferner den vier großen Mächten das Recht der obern Leitung bey Verwendung der Contributionsgelder für den Festungsbau, und überträgt, so viel es Deutschland angeht, diese obere Leitung an Oesterreich und Preußen.

Der Bund mußte für diese Fürsorge dankbar seyn und gehorchen. Er konnte sich unterdessen mit Betrachtungen über die geschriebene Gleichheit der Rechte trösten.

Dazu gab es noch andern Anlaß. In dem ersten österreichisch-preußischen Entwurf der Militär-Verfassung war, wie vieles andere, auch unbestimmt gelassen, welche österreichische und preußische Provinzen zum Bunde gehören sollten. Auf vielfältiges An-

fragen erklärten endlich Oesterreich und Preußen, welche ihrer Provinzen sie zum deutschen Bunde zu rechnen gesonnen wären. Warum stand es nicht auch andern deutschen Staaten frey, Theile ihres Gebiets vom Bunde auszunehmen? Die meisten hatten kein Interesse dieß zu wünschen. Dem Bunde aber konnte das Verhältniß nicht gleichgültig seyn, Glieder in seiner Mitte zu sehen, welche ausserhalb den Verpflichtungen des Bundes liegende Provinzen besitzen. Verwickelungen fremdartiger Interessen, Zweydeutigkeiten der Ansprüche und Leistungen mußten in Fülle daraus hervorgehen. Wird nicht jeder Krieg, der Ungarn oder Italien oder Posen bedroht, auch den österreichschen und preußischen Bundesländern Gefahr bringen? Wird Deutschland nicht dadurch in Kriege verwickelt werden, die seinem Interesse fremde sind? Doch sollte Deutschland, seiner europäischen Bestimmung zu Folge, die Neutralität behaupten und dadurch den Ausbruch grosser Kriege verhindern können. Was die Schlußakte der neuesten Wiener Conferenzen hierüber wohlmeynend bestimmt hat, ist wenig geeignet alle Besorgnisse zu beseitigen, daß Deutschland der österreichisch-preußischen Bewegung fortwährend werde folgen müßen.

Die obervormundschaftliche Fürsorge der beyden großen Bundesglieder offenbarte sich auch bey den Unterhandlungen über Eintheilung des Bundesheeres. Gleich Anfangs kam von dieser Seite über Truppengattung der Contingente eine Vertheilung in Vorschlag, wobey der größte Theil der Bundes-Kavallerie aus Truppen beyder Mächte, und die Artillerie meist aus Oe-

sterreichern bestehen sollte. Dabey hätte sich fast kein vollständiges Corps ohne Oesterreicher und Preußen zusammensetzen konnen. Sodann sollte bey der Bildung der verschiedenen Armeecorps nicht die geographische Lage und die Verwandtschaft der einzelnen Bundesstaaten, sondern die Convenienz der beyden größeren Mächte entscheiden.

Der König von Würtemberg ließ in Vorschlag bringen: daß Oesterreich, Preußen und Baiern jedes ein Armeecorps für sich bilden, die Contingente aller andern Bundesstaaten aber in zwey Armeecorps jedes etwa zu 40 Mann vereint werden möchten. Die Bundesarmee würde demnach aus fünf Corps bestehen. Dieser, allen Rücksichten entsprechenden Eintheilung ward aber sowohl von Oesterreich, als ganz besonders von Preußen lebhaft widersprochen. Ein merkwürdiger Grund wurde hiebey geltend gemacht: es würden sich, hieß es, Heere im Heer bilden. Man gebe wohl acht! Wenn Oesterreich und Preußen, wie sie nie anders gemeynt, ihre Truppen ungetheilt beysammen halten, so giebt dies keine Heere im Heer. Solche Gefahr tritt aber ein, sobald die andern Bundesstaaten sich nicht willkührlich nach der Convenienz der großen Mächte vertheilen lassen. Der Vorwand: Heere im Heer hat einen tiefen Sinn, der, wollte man ihn an den hellen Tag ziehen, die ganze Unbeständigkeit des Bundes offenbar machen würde. ... Ein anderer Vorschlag, aus den Contingenten der mittleren und kleinen Bundesstaaten drey Armeecorps im ganzen also sechs zu bilden, wurde ebenfalls von Oe-

sterreich und Preußen widersprochen. Dabey wären mit Würtemberg und Baden beyde Hessen verbunden gewesen. Preußen aber rechnete Chur-Hessen zu Nord-Deutschland d. i. zum Gebiet seiner Vormundschaft ... Warum sollte Hessen-Kassel von Hessen-Darmstadt getrennt werden, obgleich beyde Häuser sich ausdrücklich gegen eine solche Trennung erklärten?... Oesterreich und Preußen legten einen andern Plan vor, nach welchem, statt der vorgeschlagenen sechs Armeecorps, sieben gebildet, mit Ausnahme der Oesterreicher, Preussen und Baiern also die Contingente der andern Staaten in vier Armeecorps getheilt werden sollten. Die lestern mußten dadurch begreiflich sehr schwach werden, konnten also keine Heere im Heer bilden. Wenn man an Absicht bey diesem Vorschlag glauben darf, so konnte dieselbe nicht zweifelhaft seyn. Der Vorschlag wurde nicht angenommen. Unter Mitwirkung des Fürsten Metternich, dem auf seiner Reise nach Aachen die Uneinigkeit der Ansichten vorgetragen wurde, verfertigte der Bundes-Ausschuß ein neues Projekt, nach welchem aber die Contingente des Königreichs Sachsen von denen der andern sächsischen Häuser getrennt werden sollten. Dieses Projekt ward bald wieder aufgegeben, weil man die Verbindung Sachsens mit Süd-Deutschland unnatürlich fand. Endlich vereinigte man sich für die Bildung von neuen Armeecorps, wobey beyde Hessen sich die Trennung gefallen lassen mußten.

Die versuchte Vormundschaft, welche durch diese Discussionen offenbar wurde, verrieth sich auch durch den

österreichischen, von Preußen unterstützten Vorschlag, die Wahl des Bundes-Feldherrn einem durch Stimmenmehrheit dazu beauftragten Bundesstaate zu übertragen. Die größeren Mächte schmeichelten sich, daß sie durch Stimmenmehrheit einen solchen Auftrag erhalten würden. Der Vorschlag fand gerechten Widerspruch. Es wurde die unmittelbare Wahl durch den Bund festgesetzt.

Endlich mußte bey den Verhandlungen über die zu erbauende neue Festung auffallen: daß Oesterreich auf die Befestigung von Ulm bestand, während doch selbst die europäischen Verträge ausdrücklich von einer Festung am Ober-Rhein sprechen. Ulm ist eine Vormauer für Oesterreich, nicht für Deutschland. Warum soll der gesammte Bund die Unterhaltungskosten eines Platzes tragen, der Baden und Würtemberg ohne Schutz läßt, und letzterem Staate, Falls, dem Vorschlage gemäs, Oesterreich das Besatzungsrecht von Ulm behauptete, alle Selbstständigkeit rauben würde? Dabey hätte Baiern die Aussicht: im Kriege die österreichische Armee, und, nach einer doch möglichen Einnahme von Ulm, die französische Armee aufnehmen zu müssen... Die Sache ist noch nicht entschieden. Sie konnte selbst auf dem zweyten Wiener Kongreß nicht erledigt werden. Oesterreich beharrte auf Ulm, dagegen Baiern, Würtemberg und Baden sich auf das Pariser Conferenz-Protokoll vom 3. November beriefen, welches 20 Millionen Franken in bestimmten Ausdrücken für eine am

Ober-Rhein in erſter Linie zu erbauende Feſtung auswirft.

So verrieth ſich das innere Weſen des Bundes bey dieſen Unterhandlungen über die erſte organiſche Einrichtungen deſſelben. Oeſterreich und Preußen wollten, bald mehr bald minder offenbar, Vorrechte geltend machen; die rein deutſchen Staaten fanden dagegen nur in der Energie von Baiern und Würtemberg Schutz gegen die verſuchte Vormundſchaft. Aber dieſer Schutz mußte, der Ungleichheit der Kräfte wegen, vielmehr negativ wirken, und ſich darauf beſchränken, die Diktatur zu entfernen, als daß die wahre Selbſtſtändigkeit des unvermiſchten Deutſchlands direkt und poſſitiv hätte befeſtigt werden können.

Die Natur der Verhältniſſe zeigt überall ein getheiltes Intereſſe im Bunde; Oeſterreich und Preußen verfolgen abgeſonderte Zwecke. Die Aufgabe der andern Staaten muß alſo ſeyn: ſich unabhängig von dieſen Zwecken zu erhalten, und dadurch Deutſchlands Selbſtſtändigkeit zu ſichern.

Dieſe Aufgabe iſt nicht ohne Vereinigung zu löſen; doch die alte Sünde, daß jeder deutſche Staat für ſich handeln will, ſcheint noch nicht abgelegt. Eine großartige Politik fand nur in wenigen deutſchen Kabinetten Gehör.

Gleichwohl mußte die getheilte Kraft irgendwo Hülfe ſuchen, um die Sache des Vaterlandes nicht gänzlich dem zufälligen Spiel der Ereigniſſe zu überlaſſen. Eine ſolche Hülfe bot ſich in den Geſinnungen der Völker dar.

Der Großherzog von Baden erklärte: daß er zu seinem Beystande an die öffentliche Meynung appellire; er nannte sie einen mächtigen Alliirten. In der That konnte sie allein, bey der Lage der Dinge, und bey dem Aufschwung des Geistes der Völker, denjenigen Beystand leisten, dessen Deutschland zur Erreichung seiner Selbstständigkeit bedurfte, ohne daß es nöthig hätte, sich deshalb den Fremden in die Arme zu werfen.

Was die öffentliche Meynung am dringendsten forderte, war die Einführung der repräsentativen Verfassung, d. i. die Erfüllung des 13. Artikels der Bundesakte in ihrem offenbaren, redlichen Sinn. Keine Mode-Theorie erzeugte dieses Verlangen. Die in den Völkern erwachten Kräfte sollten zum Vortheil der Staaten mit den Anstalten ihrer Erhaltung organisch verbunden werden. Süd-Deutschland war reif für diese Idee, deren Verwirklichung um so größeren Vortheil brachte, als sie ohne den Bundestag zu Stande kam.

König Maximilian gab seinen Baiern eine liberale Verfassung, und gewann dadurch das Zutrauen aller deutschen Völker, die in ihm den Verfechter der allgemeinen Nationalsache erkannten.

Baden suchte der Theilung des Landes vorzubeugen und bedurfte hiezu die Stütze und den Beystand der Popularität; sich diese zu sichern, verkündete es die Constitution, wofür es Dank und Liebe der eigenen Unterthanen, nicht minder als Ruhm in Deutschland erndete. Beyde sind auch nur auf diesem Wege zu erhalten.

Würtemberg mußte den langen Streit mit den Ständen endigen. Nur im aufrichtigen Frieden mit seinem Volke konnte der König, als entschlossener Vertheidiger der deutschen Unabhängigkeit, diejenige Energie entwickeln, die im Kampf mit so manchen Vorurtheilen und gefährlichen Ansprüchen sich bewährte. Der König gab das große unsterbliche Beyspiel, die Verfassung auf dem Wege des Vertrages zu vollenden. Dem Könige von Würtemberg verdankt Deutschland ausserdem die Sicherheit, daß in Zukunft nicht die Landes-Verfassungen durch fremde Ministerialbeschlüße unwirksam gemacht werden können.

Die Repräsentanten deutscher Völker versammelten sich zum erstenmal, das Wohl des Staates unter dem Schutz der Oeffentlichkeit zu berathen. Es war ein neues erhebendes Schauspiel — der erste verdiente Lohn so vieler Anstrengungen, die erste ruhmvolle Bürgschaft deutscher Treue in Erfüllung feyerlicher Versprechungen.

„Den schönsten Tag seines Lebens„ nannte der König von Baiern denjenigen, an welchem er sich zum erstenmal in der Mitte seiner treuen Stände sahe.

Baierns Kredit erhob sich wie durch Zauberey. Mißbräuche wurden aufgedeckt, ihre Wiederkehr wurde erschwert. Die politische Erziehung des Volkes auf dem Wege der Ordnung war gesichert, der Geist der Zeit versöhnt, die schönste Einigkeit aller Stände kaum durch einigen Widerspruch der ersten Kammer gestört. Selbstgefühl hob die Brust jedes Baiern, und Deutsch-

land ſehnte ſich, das öffentliche Leben, das hier an die Stelle unſerer Willkuhr trat, überall in ſeinen Gauen erwachen zu ſehen.

In den Kammern von Baden entwickelten ſich Talente, die vergeſſen ließen, daß unſere politiſche Bildung erſt im Beginnen war. Redner, die mit den Zöglingen der engliſchen und franzöſiſchen Parlamente wetteifern konnten, ſchufen eine deutſche Tribüne. Je mehr Reife der Einſicht ſich hier entfaltete, um ſo bedauernswürdiger war es, daß die Unbekanntſchaft der Miniſter und des Adels mit dem Gange des conſtitutionellen Lebens, über eine Erſcheinung erſchrecken konnte, die dem Ruhme der Deutſchen ein neues Feld öffnete. Vorurtheile, Unwiſſenheit und Kaſtengeiſt verſuchten mit ungleichen Waffen Talente zu bekämpfen, welche die repräſentative Verfaſſung auf den öffentlichen Schauplatz rief.... Die Intrigue ſelbſt ſchien den Sieg der Feudalanſprüche noch nicht zu ſichern. Die Stände mußten entlaſſen werden.

In Würtemberg kam der heilige Vertrag zwiſchen Regenten und Volk zu einer Zeit zu Stande wo die Willkühr ihre Herrſchaft durch ein Schreckensſyſtem neu zu begründen ſuchte. Die Geſchichte bewahrt in ihrem unpartheyiſchen Buche die That des Königs auf, der in jenen Tagen unerſchütterlich das Aſyl deutſcher Freyheit und Selbſtſtändigkeit beſchützte... Die erſte öffentliche Verſammlung der würtembergiſchen Stände, vom Geiſte der Ruhe, Würde und Beſonnenheit beſeelt, legte in ſchwierigen Momenten, wo ſie eiferſüchtig von Feinden der repräſentativen Verfaſſung bewacht wurde,

den unverkennbaren Beweis ab, daß diese Verfassung den aufgeklärten, gerechten und aufrichtigen Regierungen nicht gefährlich, daß sie vielmehr ihre festeste Stütze sey. Nie wurde die Einigkeit zwischen König und Volk gestört. Gab es irgend eine Opposition, so kam sie nur vom Adel oder von denen, die zum Adel gezählt seyn wollten.

Alle drey Kammern in Süd-Deutschland offenbarten, daß der Geist des Unfriedens nur die Ueberreste des Feudalwesens als seine Organe benutzen konnte.

Während daß in Süd-Deutschland die Rechte der Völker gesetzmäßig anerkannt, und ihre Kräfte in die öffentliche Ordnung verflochten wurden, verriethen sich Spannung, Unzufriedenheit und Ungeduld in den andern deutschen Staaten.

Doch kaum läßt sich ein Beyspiel wirklichen Aufstandes nachweisen. Die Anfeindungen gegen die Juden standen in keinem Zusammenhange mit der Politik. Der deutsche Charakter widerstrebt den revolutionären Bewegungen.

Auf den Universitäten war das Feuer noch nicht gelöscht, das zuerst von preußischen Volksthümlern angefacht wurde. Die jungen Leute begiengen Thorheiten, Unschicklichkeiten sie wechselten Briefe, die mit Träumereyen angefüllt waren. Kein besonnener Mann ließ sich dadurch schrecken. Es gab aber Menschen, denen Schreckbilder zum Bedürfnisse geworden, und welche, was sie in der öffentlichen Meynung verloren hatten, mit Gewalt wieder zu erobern dachten.

Eine schaudervolle That, von einem einzelnen Fanatiker geübt, gab Anlaß das Geschrey einer allgemeinen Verschwörung durch Deutschland zu verbreiten. Ein Affe jenes Fanatikers trat auf, und sein Mordversuch wurde als mathematischer Beweis eines in Deutschland verbreiteten Asasinen-Ordens geltend gemacht.

Wenn ein Paar verruchte Mordbrenner in der Nacht ein Dorf anzünden und mehrere Menschen dabey ihr Leben einbüßen; so wird keine Regierung sich so weit vergessen, die Herrschaft der Gesetze für aufgelöst zu erklären und eine große, gebildete, ruhige Nation in Fesseln des Geistes zu schlagen.

Der Kongreß von Karlsbad kam gleichwohl zu Stande.

Eine Prüfung seiner Resultate scheint überflüßig. Das hellsehende Deutschland hat über sie geurtheilt.

Nur möge vergönnt seyn, an einige allgemeine Wahrheiten zu erinnern:

Die Freyheit zeigt sich bisweilen unter rauhen Formen, besonders dort, wo die Unterdrückung ihr die Möglichkeit gesellschaftlicher Bildung raubt. Aber diese Rauheit beweist nichts gegen die Freyheit. Wird sie doch wohl auch unter Männern von Stande bemerkt! In Oesterreich giebt es vornehme Leute, welche die Delikatesse des feinen Umgangs unter ihrer Würde halten; ihre Formen sind nicht die gefälligsten, doch gehören sie selbst oft zu den gutmüthigsten Wesen von der Welt.

Wenn Studenten ungezogen und Professoren grob sind, so wollen sie deswegen noch nicht die Throne stürzen. Und wollten sie, sie können nicht.

Es giebt Edelleute unter uns, welche der Meynung ſind, daß ein Menſch, der weiter nichts als Verſtand, Talente und Bildung beſitzt, weit weniger ausgezeichnet ſey, als diejenigen, denen dieſe Eigenſchaften zwar fehlen, deren Stammbaum aber von den Domherren in Bamberg und Würzburg als untadelhaft anerkannt wird.

Die neuen Ideen ſind vielen Menſchen zuwider; werden ſie dadurch vernichtet? Was ſind am Ende dieſe Ideen? Die ausgeſprochenen Intereſſen deſſen, was unſer Jahrhundert von den frühern Zeitaltern unterſcheidet. Läßt ſich mit allem Verdruß und vornehmen Aerger das Zeitalter Montesquieus in die Tage der goldenen Bulle verwandeln? Und wer würde am Ende das meiſte dabey verlieren, wenn wir uns wieder nach dem Muſter der deutſchen Vorzeit einrichten müßten? Der Bauer wäre ein armer geduldiger Sklave; aber die Einkünfte des Edelmanns würden kaum hinreichen, die Lebensart eines heutigen behaglichen Bürgers zu beſtreiten. Die alten Ritter waren nicht weich gebettet; ſie hatten keine vergoldeten Säle, in denen ſie in thatenloſer Ruhe die Zeitungen leſen konnten. Es wurde ihnen ſauer das bischen Leben und Freyheit.

Wie man ſich auch ſträuben mag, man muß der ſüßen Gewohnheit der Willkuhr entſagen. Und iſt es am Ende ſo ſchwer zu begreifen, daß man nun einmal in Geſellſchaft mit den Nationen leben müße, und daß in jeder guten Geſellſchaft nicht blos Einer ſpricht, ſondern auch die Andern Gehör finden ſollen?

Die Diplomaten meynen, ihren Höfen zu dienen, wenn sie die Völker als Aufwiegler darstellen. Sie würden nützlicher seyn, wenn sie Aufklärung zu geben suchten über das wahre Interesse der Länder. Dieses Interesse allein kann Licht geben in den sonst dunkeln Gängen der Politik. Was helfen alle Berichte, in denen nur die Vorurtheile der Ultra's wiedertönen?

Will man sich die Augen verbinden, um nicht zu sehen, in welcher Zeit wir leben? Ist es möglich den Zustand der Welt bis zu dem Grade zu verkennen, daß man sich einbildet, die Verabredungen von ein halb Dutzend betitelter und mit Bändern überladener Diplomaten könnten den Aufschwung des Jahrhunderts hemmen, könnten die Menschheit in das Chaos der Feudalzeiten zurückschleudern?

Wie wird man heut zu Tage auf die Dauer ein vornehmer, angesehener Herr? Wenn man sich an die Spitze der allgemeinen d. i. der stärkern Interessen stellt. So thaten unsere Vorfahren. Zu ihrer Zeit gab es keine Nation, keine freye Gemeinheit; der Adel war das freye Volk, und darum war des Adels Interesse das Volks-Interesse. Ein wahrer Edelmann muß sich auch heut zu Tage nicht vom Volke lossagen.

Täuschung, mauvaise foi und vornehmer Leichtsinn haben den Kredit und das alte Ansehen verloren. Nur mit Wahrheit, Redlichkeit und Ernst kann die Welt heute regiert werden. Wehe denen, welche darauf nicht eingerichtet sind.

Die Bedürfnisse der Zeit müßen anerkannt werden; wer gegen sie ankämpft, bahnt den Jakobinern die Wege.

Ihr glaubt, wenn ihr die Diplomaten beruhigt habt, so sey alles ruhig? Ihr vergeßt, daß hinter den Diplomaten Völker stehen, die ihre Interessen, ihre Bedürfnisse, sogar ihren eigenen Verstand haben. Ihr möget das demokratische Princip aus allen geschriebenen Constitutionen ausstreichen; Gott hat es in die Natur der Dinge geschrieben, die länger dauren und mächtiger seyn wird, als alle Bannformeln, die den Geist mit fünfjährigem Interdikt belegen.

Nichts ist gefährlicher für den selbstständigen Geist als die Atmosphäre der Höfe. Hier heißt Gehorsam das erste Gesetz. Der Geist aber kennt keinen Gehorsam als gegen das Gesetz Gottes und der Natur. Wo er dieses Gesetz jenem opfert, da tritt er aus der offenen Welt der Vernunft in die geschlossenen Schranken fremder Willkühr. Nur da ist Heil für ihn und für die Menschheit, wo der Fürst selbst, ein erleuchteter Geist, auf der Höhe des Jahrhunderts stehend, seine Macht zu Vollziehung der Gesetze der Natur gebraucht... Bey Gott! unsere Fürsten sind es nicht, welche die Finsterniß wollen.

Die einfachen Wahrheiten, welche in allen Kämpfen gegen die alte Zeit als ewig wiederkehrende unvertilgbare Streiter erscheinen, haben unter den Menschen nach gerade so viel Autorität gefunden, daß alle Kongresse der Welt, durch die kunstreichste Redaktion ihrer Beschlüsse, nicht mehr eine andere Ueberzeugung

in den Männern des Zeitalters hervorrufen werden. Da dieſe Wahrheiten ſo einfach ſind, ſo ſcheint es ökonomiſcher, ſie anzuerkennen, als durch koſtſpielige Geſandtſchaften zu verſuchen, wie man ändern könne, was nicht zu ändern iſt: den Zuſtand der Welt und den Geiſt einer aufgeklärten Zeit.

Der Karlsbader-Kongreß fand in den ſichtbaren Kräften keinen Widerſtand; darum mochte er glauben, es ſey kein Fehler in ſeiner Rechnung. Es giebt eine unſichtbare Gewalt der Dinge, die langſam aber unfehlbar ihre Reſultate bringt.

Auch die Gedanken unerſchrockener Geiſter ſind eine unſichtbare Macht, die ſogar ſchon anerkannt wird. Die Furcht vor dem Rauſchen eines liberalen Blattes iſt eine Huldigung jener Macht. . . . Die Wälle der Cenſur, welche die Ausſicht ins Freye verdecken, können doch nicht verhindern, daß die Sonne über die Umzäumung tritt, und das Leben erleuchtet.

Die Wirkung, welche die Karlsbader Beſchlüſſe hervorbrachten, konnte den aufgeklärten Kabinetten nicht lange verborgen bleiben.

Ein neuer Kongreß wurde in Wien verſammelt. Der Geiſt der Milde und die Kunde der Zeit fanden hier an Baiern und Würtemberg Beſchützer. Die Reſultate dieſes Kongreſſes liegen der Welt vor Augen. Die Zweydeutigkeiten des 13. Artikels der Bundesakte konnte nicht gehoben werden, ſie iſt vielmehr nur augenſcheinlicher gemacht. Daher kann die Nation keinen Antheil nehmen an Verabredungen, die ihr inneres Leben zu befördern, ſo gar nicht geeignet ſind. Die

Freyheit des Bundes in den Beschlüssen über Krieg und Frieden ist anerkannt worden; doch fehlt es dieser Anerkennung an Bürgschaft ihrer Dauer. Das Einmischen fremder Regierungen in die Angelegenheiten rein deutscher Staaten wird künftig nur mit mehr Vorsicht versucht werden können. Ueber die Ansprüche des Geistes der Zeit ist man stillschweigend hinweg gegangen. Daß die bisherigen Verfassungen unangetastet bleiben, verdankt Deutschland den Königen von Baiern und Würtemberg.

So hat dieser Kongreß nur Palliativ-Mittel erfinden können. Eine Stütze für die innere Entwickelung der Staaten und der Nation hat er uns nicht gegeben. Für die Dauer seiner Sitzungen scheint das Resultat sehr unbedeutend. Man sollte glauben, daß ein Mann mit einiger Gewandtheit in Aufstellung staatsrechtlicher Definitionen, in wenigen Tagen eine Arbeit, wie die Schlußakte der Conferenzen, hätte zu Stande bringen können.

Die Zeit steht nicht stille, und das unterdrückte Bedürfniß wird nur fühlbarer. Was Deutschland bedarf ist das Fortschreiten landständischer Verfassungen im Geiste der Nation und der Zeit.

Unser Grundübel ist die Theilung der Kräfte, und der Versuch durch Formeln, der Stärke und Schwäche gleiche Rechte zu sichern. Die Stärke bleibe für sich und gedeihe im Besitz des eigenen Lebens; sie gönne aber dem Nachbar gleichen Genuß. Die Schwäche sammle die getheilten Kräfte, damit auch sie sich Unabhängigkeit erringe. Die innern Schranken, welche

die Glieder der Nation isoliren, müßen möglichst aufgehoben werden. So nur kann sie ihre Bestimmung in der Reihe der Mächte erfüllen; so nur kann sie Mündigkeit unter den Gliedern der Familie, so nur Würde und Selbständigkeit gegen das Ausland behaupten.

Achtes Kapitel.

Deutschlands Grenzen.

Wir haben das Gebiet der vaterländischen Vergangenheit und Gegenwart in schneller Uebersicht, doch aufmerksam und unbefangen durchwandert. Wir haben wenig Trost, dagegen die volle Ueberzeugung gefunden, daß, auf dem bisherigen Wege der Zersplitterung unserer Kräfte, und der nach Hofgränzen getheilten, oder vormundschaftlich vorgeschriebenen Politik, die Wiedergeburt des Vaterlandes nur verzögert werden könne; daß es anders mit uns werden müße, sollen wir nicht zu Grunde gehen.

Von fremdem Zwange in die Bewegung des Jahrhunderts gewaltsam hineingezogen, nahmen wir einen Aufschwung, der uns von den Fesseln der Theilung unter tausend kleinen Monarchen befreyte. Die Nation gelangte unter ausländischem Drucke zum Bewußtseyn der Einheit, und konnte, also gestärkt, die fremde Gewalt überwinden. Uns selbst zurück gegeben, schmieg-

ten wir uns bald wieder in die Bande alter Vorurtheile und isolirender Gewohnheiten. Einheimisches den Geist belastendes Gewicht drängte uns abermal hinab in den stockenden Sumpf der Reichspolitik, welche unsere Kräfte auseinander hielt, und uns dem Auslande dienstbar oder zum Gespötte machte. Wohlwollende, doch mehr mit ihrem Interesse als mit unsern Bedürfnissen vertraute Freunde wollten unsere Leitung übernehmen, ohne unser Ziel zu kennen.

Dadurch geriethen wir in einen Zustand, für welchen es in der Staatswissenschaft keinen Namen und keinen Begriff giebt.

Dieser Zustand ist so bedenklich, daß er die höchste Aufmerksamkeit jedes Patrioten unter den Fürsten, wie unter den Volkern in Anspruch nimmt. Es wird unerläßlich, die Nation, die sich im Gewühl der Staaten verloren zu haben scheint, wieder aufzusuchen, und den Boden zu begrenzen, der ihr als das gegenwärtige Vaterland geblieben ist.

Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Menschen: sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht; andere halten bisweilen den Hain für einen großen Wald.

Deutschland besteht aus so vielen Staaten, ist unter so viele Herren getheilt, daß man fragen möchte: Wo ist Deutschland? Wo sind seine Grenzen?

Die Bestimmungen der Bundesversammlung über diesen Punkt können nur willkührliche Grenzen anzeigen. In unserem Vaterlande ist aber so viel Unwillkührliches, daß seine wahren Grenzen vielleicht ausserhalb der politischen Willkühr gesucht werden müs-

sen: wenigstens dürfte so viel gewiß seyn, daß die wahren politischen Grenzen von den scheinbaren unterschieden werden müßen.

Einst gehörten Elsaß und Lothringen, die Niederlande, die Schweiz, ja das alte Heermeisterthum Preußen und Livland zu dem deutschen Reiche. Diese jetzt auswärtigen Provinzen sind also deutsche Länder. Gleichwohl rechnet man sie nicht zu Deutschland. In den ältesten Zeiten, und neuerlich unter Napoleon, bildete der Rhein unsere westliche Grenze; das linke Rhein-Ufer wurde zu Gallien oder Frankreich, nicht zu Deutschland gerechnet. Warum will man das Elsaß, die Niederlande, Livland u. s. w. nicht mehr als Theile von Deutschland anerkennen? — Weil diese deutschen Länder Theile selbstständiger europäischen Monarchien geworden sind... Der Grund ist vollgültig. Warum aber will man die deutschen Besitzungen des Königs von Ungarn, der Lombardie und von Gallizien, warum die Staaten des Königs von Preußen und Großherzogs von Posen, die doch auch Provinzen selbstständiger europäischen Monarchien bilden, noch immer zu Deutschland zählen? Etwa weil die rein deutschen Fürsten Alliirte von Oesterreich und Preussen sind? Waren zur Zeit des Rheinbundes diese Fürsten nicht Alliirte Frankreichs? Doch unterschied man sehr genau die deutsche und die französische Grenze... Der Rheinbund war nicht weniger als der deutsche Bund ein völkerrechtlicher Verein; durch einen solchen können die Grenzen nicht aufgehoben werden.

Jedem das Seine! — Oesterreich ist so gut wie Frankreich ein selbstständiger Staat. Liegen die deutschen Besitzungen des Königs von Frankreich nicht mehr in dem heutigen Deutschland, so laßt uns für Oesterreich ein gleiches Recht anerkennen. Sonst hätte der niederländische Gesandte, als er in Frankfurt vorschlug, Frankreich wegen Elsaß in den deutschen Bund aufzunehmen, vollkommen consequent nach der Bundes-Logik geschlossen... Da Preußen sich selbst als europäische Macht anerkennt, und in öffentlichen Akten deutlich erklärt hat, daß seine Provinzen in politischen Rechten preußisch, nicht deutsch behandelt werden sollen: so ist auch Preußen, eben wie Frankreich und Oesterreich, eine selbstständige Monarchie und gehört so wenig als Elsaß zu Deutschland. Die Sprache entscheidet hier nicht. Die Livländer sprechen das reinste Deutsch, doch sind sie jetzt Russen durch Verfassung und Gesinnung... Auch die Könige von England, der Niederlande, und von Dänemark besitzen ehemals deutsche Länder. Wir haben auf dieselben kein größeres Recht als auf Elsaß, Böhmen, Preußen u.s.w. Ob wir einmal eine erobernde Nation werden, und das Reich der Väter wieder herstellen, ist ungewiß, — so wünschenswerth auch wäre, uns wenigstens mit England über Hannover abzufinden.

Vors Erste scheint, daß wir zufrieden seyn könnten, wenn wir das unbestrittene Eigenthum gesichert sähen.

Lassen wir den europäischen Mächten, was ihnen gehört, und was wir ihnen nicht nehmen können. Begnügen wir uns mit dem was unser ist.

Vergessen wir sonach, daß es einen deutschen Bund giebt, erinnern wir uns aber um so deutlicher, daß Oesterreich, Preußen, England, die Niederlande und Dänemark uns so wenig zu gehorchen haben, als wir ihnen gehorchen wollen. Sehen wir nun, was, nach Ausscheidung des fremden Eigenthums, für uns als reines Deutschland übrig bleibt.

In öffentlichen Blättern werden alle Bundesstaaten mit einem Areal angesetzt

von	11,131	□Meilen u.	29,476,800	Einw.
Hiervon gehen ab				
für Oesterreich	3,680	— —	9,340,000	—
— Preußen	2,811	— —	7,650,000	—
— Hannover	683	— —	1,293,000	—
— Holstein	473	— —	365,000	—
— Luxemburg	98	— —	204,000	—
In Summa	7,444	□Meilen u.	18,852,000	Einw.

Es bleiben also für das reine

Deutschland	3,687	□Meilen u.	10,624,800	Einw.

Diese Berechnung ist nicht glänzend. Sie zeigt, daß die europäischen Mächte mehr als zwey Drittel des Vaterlandes uns entzogen haben. Man möchte glauben, es sey eine polnische Theilung mit uns vorgenommen worden, ohne daß wir es gemerkt hätten. In der That war dieß unser Schicksal. Nur wird

vielleicht noch ein Jahrhundert vergehen, bis wir die Bedeutung desselben verstehen lernen.

Soll Deutschland nicht endlich aus Europa verschwinden und sich in Oesterreich, Preußen, England, Dänemark, die Niederlande und Frankreich auflösen: so müßen wir, so lange es noch Zeit iſt, Rechnung halten mit uns selbst. Wir müßen das Gerettete zusammen halten, unsere Splitter-Politik verlaßen und mit Besonnenheit und Kraft an Sicherheit für die letzte Zuflucht derjenigen Nation arbeiten, die allen europäischen Reichen Könige gegeben hat, und zum Dank dafür an ihrem väterlichen Erbe furchtbar verkurzt wurde.

Neuntes Kapitel.

Nord-Deutschland. Süd-Deutschland.

Die Ländermasse, die wir als den geretteten Ueberrest des Vaterlandes ansehen dürfen, ist noch zur Zeit in 36 sogenannte souveräne Staaten abgetheilt. Der Bundestag rechnet zwar mit Einschluß von Oesterreich, Preußen, Hannover, Holstein und Luxemburg nur 38 Bundesglieder; hievon ist aber Homburg nicht, und werden für Reuß nur 2 Staaten gerechnet, da doch in der That 4 souveräne Fürsten sich in die reußischen Länder theilen. Es giebt sonach 41 Bundesglieder, unter denen sich 5 europäische, für ihr eigenes Interesse sorgende Mächte befinden. Die 36 rein deutschen Staaten bilden ein buntes Gemisch von mittlern und kleinen, theils constitutionellen, theils absoluten Monarchien, und einigen Republiken, welche theils von Oligarchen regiert werden, theils eine Art democratische Verfassung erhalten haben.

Wir wollen uns über dieses buntscheckige Land in Gedanken zu einer Höhe erheben, wo das zerrissene Wesen vor unseren Augen verschwindet.

Wir wollen die Grenzen der Natur aufsuchen, und werden hiebey vielleicht eine Andeutung finden, wie Ordnung in das Chaos kommen könnte.

Ungefähr in der Mitte Deutschlands erhebt sich der Thüringer Wald, dessen südöstliche Abdachung sich gegen das Fichtelgebirge hinzieht. Von hier laufen östlich die Ketten des Erzgebirges und der Lausitzer Gebirge, bis zum Riesengebirge. Westlich vom Thüringer Wald dagegen, bilden das Rhöngebirge, der Vogelberg und die Hohe eine andere Linie, bis gegen den Rhein. Durch diese Gebirgsketten wird Deutschland in zwey Hälften getheilt, in Süd- und Nord-Deutschland.

Alle Ströme im Norden der angegebenen Linie, fließen, ohne durch fremde Staaten zu gehen, bis ans Meer. Dadurch erhält Nord-Deutschland die Möglichkeit eines eigenthümlichen Handels. Es erscheint als ein Küstenland, und der Handel als seine Bestimmung.

Alle Ströme im Süden der Linie fließen in die Donau oder in den Rhein. Sie durchziehen fremde Staaten; über ihre Mündungen übt Deutschland keine Herrschaft. Süd-Deutschland ist also ein Binnen-Land, das durch diese Lage, noch mehr durch die Fruchtbarkeit seines, von vielen Hohen durchschnittenen Bodens zum Ackerbau und zum Gewerbfleiß eingeladen wird. Ackerbau und Industrie sind seine Bestimmung: sie müssen seinen Wohlstand sichern. Der Handel kann hier nur, auf diese Basis gestützt, als Nebenzweck erscheinen; dabey nimmt er seinen Zug theils nördlich gegen

den Rhein, theils östlich gegen die Donau, im vorzüglichen Grade aber südlich gegen Italien, weil er auf letzterer Seite am wenigsten die Concurrenz mit fremden Zwischen-Staaten zu besorgen hat, und zugleich die Verbindung zwischen dem ganzen Norden und Italien durch treffliche Straßen unterhält.

Durch die angegebene Gebirgslinie waren die Grenzen zwischen Süd- und Nord-Deutschland leicht zu bestimmen.

Fast eben so natürlich ergeben sich die östlichen und westlichen Grenzen für Süd-Deutschland. Da wir Oesterreich davon unterscheiden, so setzen wir Süd-Deutschland zwischen dem Böhmer-Walde, dem Inn und Rhein; im Süden durch die Alpenkette begrenzt.

Schwieriger sind die östlichen und westlichen Grenzen von Nord-Deutschland anzugeben, indem die preußischen Besitzungen sich hier zwischen alle natürliche Scheidungslinien eindrängen. Folgt man jedoch den Andeutungen der Natur, und denkt sich die Möglichkeit, durch Tausch die geographische Störungen auszugleichen, so wäre Nord-Deutschland zwischen der Saale, der Elbe und dem Rhein zu setzen.

Zehentes Kapitel.

Süd- und Nord-Deutschland werden durch die Natur, durch darauf gegründete Verschiedenheit im National-Charakter, Interesse und Streben, sowie durch den eigenthümlichen Geist der Regierungen auseinander gehalten. Im Süden bilden sich zwey Massen zwischen Inn und Rhein, im Norden scheinen ähnliche zwischen Elbe und Rhein wünschenswerth.

Die Natur hat Grenzen zwischen Länder und Völker gezogen, die oft von den Grenzen der politischen Geographie verschieden sind. Man vernichtet diese noch nicht, wenn man jene kennen zu lernen sucht, sollte man auch des Glaubens seyn, daß die Politik um so fester gegründet wird, jemehr sie sich der Natur annähert. Wir haben bisher Nord- und Süd-Deutschland als zwey von der Natur geschiedene Theile des gemeinschaftlichen Vaterlandes betrachtet.

Alle naturgemäße Scheidungen des Bodens modificiren aber den Charakter, das Interesse und das Streben der Bewohner; sie wirken auf die Beschäftigung,

Lebensart, Geistesrichtung, auf Gewerbe und Handel ein, und erzeugen sonach einen eigenen politischen Zustand. Es muß erlaubt seyn (weil es nützlich ist) diese Verschiedenheit aufzufassen und darzustellen, unabhängig von den Vermischungen, welche frühere Kämpfe persönlicher Interessen hier nach den Launen des Zufalls vorgenommen haben mögen. Denn die Politik, die sich zwar nie ganz und plötzlich von der Geschichte lossagen kann, muß doch sich bemühen eine Basis auszumitteln, die dauernder ist, als die wandelbare Geschichte. Wie es eine reine und eine angewandte Mathematik giebt, so giebt es auch eine reine und angewandte Politik. Jene nimmt ihre Gesetze aus der Natur, diese fasst das geschichtlich Gegebene auf, um es den Forderungen der Natur gemäs auszubilden und zu gestalten. Jene muß, zur Auffindung ihrer Principien, vergessen was diese bisher wirklich gemacht hat.

Wollen wir die reine Politik Deutschlands studiren, so müßen wir auf seine gegenwärtige Zerstückelung keine Rücksicht nehmen, sondern solche Massen aufzufassen suchen welche durch die Natur, unabhängig von den Launen der Geschichte, angedeutet werden.

Nord- und Süd-Deutschland sind ihrem innern Wesen nach verschieden. Der Süden ist ein Binnenland, und zeigt einen vielfach mit Gebirgen durchzogenen Boden, reich an militärischen Pässen, die eine eigene Vertheidigung und eine eigene Kriegskunst bedingen. Der Norden ist ein Küstenland, besitzt nur einzelne Höhen, die überall umgangen werden können,

muß, bey dem Mangel natürlich fester Stellungen, sich durch künstliche Stützpunkte zu helfen suchen, und kann nur durch große stehende Armeen vertheidigt werden, während im Süden einzelne Corps die Päße beschützen können, und eine gute Landwehr der Sicherheit genügt.

Diese Verschiedenheit des Bodens übt einen sichtbaren Einfluß auf das Gefühl, die Denkungsart und den Charakter der Bewohner aus.

Der Sinn des Süd-Deutschen ist mehr auf das Heimische gerichtet, wo ein fruchtbarer Boden reichlich die Arbeit lohnt, und die Traube Erheiterung nach mühevollem Tage ihm beut. Den Nord-Deutschen lokken die Mündungen der Flüsse und seine Häfen in die Fremde; was ihm fehlt erwirbt er leicht durch den Handel. Heute arm, kann er morgen reich werden. Ist der eigene Boden undankbar, so holt er sich aus der Ferne, was ihm in der Nähe fehlt. Er spekulirt auf die Bedürfnisse der ganzen Welt, und darum ist sein Vaterland überall, wo es etwas zu verdienen giebt.

Der Süd-Deutsche fühlt sich selbstständiger, er hat zu Hause ein Vaterland — ein gesegnetes; er benützt den Handel zum Austausch seines Ueberflusses, nicht als Fuhrmann oder Commissionär aller Welt. Der Nord-Deutsche, weil er überall umherschweift, und sich in jeden Charakter, in jeden Gebrauch schikken muß, hat fast alle Eigenthümlichkeit verloren, er ist geschmeidig, höflich, schlau und unzuverläßig. Der Süd-Deutsche bewahrt die eigene vaterländische Sitte

und den angestammten Charakter; er ist derb, aber gutmüthig; leichtgläubig, aber ehrlich. Der Nord-Deutsche hat einen Anstrich von Abenteuerlichkeit und Großsprecherey, er will die ganze Welt erobern, und dient doch der ganzen Welt. Der Süd-Deutsche ist besonnen, ruhig, thut mehr als er sagt, und setzt seinen Stolz in Vertheidigung des eigenen Herdes.

Diese Charakterzüge offenbarten sich schon in der ältesten Geschichte: die Nord-Deutschen zerstreuten sich nach allen Gegenden, und vermischten ihr Blut mit Britten, Galliern, Spaniern, Italienern und Slaven. Die Baiern und Allemannen blieben in ihrer Heimat und bewahrten die Reinheit ihrer Stämme.

Dem Nord-Deutschen ist Veränderung Bedürfniß, weil bey jeder Veränderung Gewinn möglich; der Süd-Deutsche will Bestand und Sicherheit, weil er bey jedem Wechsel Verlust fürchtet. Jener will Verwirrung, die er zu benutzen weiß; dieser will Ordnung und Gerechtigkeit, die ihm das Erworbene bewahren. Das Interesse des Nord-Deutschen wechselt nach der Lage der Umstände; daher sind die Umstände sein Höchstes. Und er wechselt nach dem Cours derselben seine Freunde. Das Interesse des Süd-Deutschen fordert gesicherte rechtliche Verbindungen mit seinen Nachbaren, weil er auf das Bleibende, nicht auf den Wechsel angewiesen ist; er ist daher auch ein treuer Alliirter. Jener strebt nach schnellem Gewinn unter jeder Bedingung, — dabey ist er zügellos wo er kann, und sklavisch wo er muß. Dieser berechnet seinen bleibenden Vortheil, den er durch Freyheit, aber zu-

gleich durch Gesetzmäßigkeit gesichert sehen will. Im Kriege ist jener der Freybeuter und Husar, dieser der regelmäßige Soldat, — weniger schnell, aber seine Schläge sind um so nachdrücklicher.

Diese Verschiedenheit des Charakters findet sich auch bey den Beschäftigungen. In Arbeiten, wozu Ausdauer und mühsam erworbene Geschicklichkeit gehört, zeichnet sich der Süd-Deutsche aus; was auf den Schein berechnet ist, und wenig Anstrengung erfordert, liefert der Nordländer besser. Berlin erzieht die geschicktesten Schneider, Augsburg die besten Silberarbeiter.

Der wohlhabende Südländer vertheilt seinen Gewinn auf alle Tage des Jahrs. Der Nordländer lebt groß, so lange er etwas hat; heute spielt er den Edelmann, sollte er auch morgen ein Bettler seyn; er genießt mehr um zu prahlen, während jener am eigenen Genuß Behagen findet.

Gewerbe und Handel der Süd-Deutschen können nur durch gleichförmige Politik und durch rechtliche Verträge, die auf gegenseitigen unveränderlichen Vortheil beruhen, im blühenden Zustand erhalten werden. Süd-Deutschland ist fast ausschließend auf den italienischen Handel hingewiesen; diesen will es gesichert sehen, und darum wünscht es ehrlich mit den Nachbaren sich vertragen zu können.

Dagegen muß der Nord-Deutsche die verworrensten Verhältnisse aller seiner Nachbaren benutzen, und ist stets genöthiget, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, weil von ihnen Gewerbe und Handel bey ihm abhängig sind. Der russische, schwedische, englische, amerika-

nische, westindische, spanische und italienische Handel, theilen seine Aufmerksamkeit und sein Interesse.

Eine oberflächliche Beurtheilung könnte diese Verschiedenheiten des Bodens, des Charakters, der Bewohner und ihres Interesse für blos zufällige Eigenheiten halten, welche ohne Einfluß auf das Staatsleben wären. Der aufmerksame Beobachter wird bald in ihnen die Erklärung finden, warum von jeher der Geist und die Politik der Regierungen in beyden Theilen von Deutschland so verschieden waren und seyn mußten, und warum es zur Zeit so unverständig als unmöglich seyn würde, wenn man beyde Theile in ein großes Ganze zusammenwerfen wollte. Militär- und Civil-Administration, Handelsverbindungen und politische Allianzen können in beyden sich nicht gleich seyn. Des Süd-Deutschen Aufmerksamkeit muß auf Frankreich, und seine Politik dahin gerichtet seyn, mit dieser Macht in gutem Vernehmen zu stehen, ohne ihr unterthänig zu seyn. Die Politik der Nord-Deutschen, wenn sie einst zur Reife kommt, muß auf England und dahin gerichtet seyn, sich von dem Despotismus der übermüthigen Insulaner frey zu machen.

So hält alles die beyden Theile des Vaterlandes auseinander.

Ob nach Jahrhunderten Europa sich anders gestalten werde, und ob dabey Süd- und Nord-Deutschland genöthiget seyn könnten sich enger zu verbinden, wissen wir nicht. Daß aber jetzt die Vereinigung so wenig dauernd seyn könnte, als die Vereinigung Englands und Schottlands unter Eduard I. war, können

wir auch ohne Beweis als eine unläugbare Wahrheit annehmen; und zwar um so mehr, als selbst die Vereinigung von Nord- oder Süd-Deutschland in eine Masse allem Interesse der Gegenwart, dem Zustand der Nation und den europäischen Verhältnissen als widersprechend angesehen werden müßte.

Beschäftigt man sich blos mit Theorien und glaubt nach solchen die Welt verändern zu können, so wird man freylich gleich alles vereinen; und keine weitere Theilung dulden wollen. Darum sind auch die deutschen Gelehrten, die endlich merkten, wo es dem Vaterlande fehle, sehr schnell mit dem einen untheilbaren Deutschlande fertig geworden, und ihre Schüler haben Constitutionen für dasselbe geträumt, die man mit kindischer Furcht in Beschlag nahm, und mit großer Unbesonnenheit als Verschwörungen verschrie, durch welche Europa bedroht sey. Die Gelehrten wissen selten, wie politische Reformen ins Leben treten, welche Stufen die Zeit verlangt, welche Ruhepunkte die äußeren Verhältnisse nothwendig machen.

Nichts ist für die Einheit vorbereitet im Innern; und dem Auslande müßte einstweilen ein Schlaftrunk gegeben werden, damit es ein Jahrhundert sich stille verhielte, bis wir mit der Ueberlegung fertig würden, ob wir uns als Teutonen, Germanen, Allemannen oder Hermunduren constituiren sollen.

Deutschland kann im neunzehnten Jahrhundert nicht ein Reich werden; es ist nicht einmal möglich den Süden und Norden, etwa wie vordem England und Schottland, zu scheiden, und jeden Theil in ein

selbstständiges Ganze zu vereinen. Wer will versuchen, ob eine ganz neue Schöpfung zu Stande zu bringen wäre? Verständiger ist, sich an das Vorhandene zu halten, und in ihm die Andeutungen einer weitern Ausbildung aufzusuchen.

Betrachten wir, was schon einmal da war, und was sich zu erneuern beginnt.

Wir finden in den ältesten Zeiten zwey große Völkerstämme, Baiern und Allemannen, im Süden von Deutschland. Nach Jahrhundert langer Zersplitterung erblicken wir hier wieder zwey größere Massen, zwey Königreiche, die als der Kern der alten ursprünglichen, naturgemäßen Eintheilung, die Entwickelung der Zukunft in sich schließen. Hier ist nicht Traum, hier ist Wirklichkeit, die ihre Annäherung verkündet.

Ermattet von dem bedeutungslosen Schauspiel so vieler kleinen Höfe, welche keine andere Bestimmung zu haben scheinen, als den Fremden die Einmischung in unsere Angelegenheiten zu erleichtern, und doch ohne wirkliche Hülfe selbst für die Fremden zu seyn; betrübt über das Schicksal des Vaterlandes, das seine Kräfte nicht für die eigene Selbstständigkeit verwendet; ängstlich nach Hülfe suchend, — verweilt das Auge des denkenden Patrioten gern bey diesen beyden Königreichen, die aus dem Kampf um die Wiedergeburt siegreich hervorgegangen sind, und sich mit dem Geiste des Jahrhunderts aufrichtig versöhnt haben.

In ihnen glaubt er Bürgschaft für die Zukunft zu sehen; seine edelsten Gefühle, seine hellsten Gedanken berechtigen ihn zu dem Wunsche, daß, was er

sieht, allgemein anerkannt werde, damit die Nation, von richtungslosem ungewissen Streben befreyt, einem festen Ziele entgegen treten könne.

Wie aber im Süden, alles was nicht der europäischen Macht Oesterreich gehört, zwischen Inn und Rhein in zwey größern Massen zusammen fällt; so scheint eine gleiche Bildung nothwendig im Norden für zwey Massen zwischen Elbe und Rhein für alle Staaten die nicht der europäischen Macht Preußen gehören. Diese Gestaltung ist schwieriger in Nord-Deutschland, wegen vielfacher Unterbrechung der Grenzen. Aber Tausche sind so oft glücklich zu Stande gekommen, daß neue nicht unmöglich scheinen. So viel ist gewiß, daß der gegenwärtige Zustand im deutschen Norden durchaus keine Bürgschaft der Dauer in sich trägt. Unter vielen Gründen sey nur einer erwähnt. Was sollen die deutschen Barbaresken, die Hansestädte, deren Interesse als englische Faktoreyen auf Plünderung des übrigen Deutschlands, auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet ist? Deutschland muß selbst im Besitz seiner wichtigsten Häfen seyn, um seinen Handel schützen und leiten zu können; es soll ihn nicht einer privilegirten Kaste von Kaufleuten anvertrauen, welche durch den Eigennutz an England gebunden sind, während Deutschlands allgemeines Interesse ihnen fremde ist. Diese Republiken sind in jeder Rücksicht ein hors d'oeuvre im Vaterlande. Der Wiener Kongreß wußte nicht was er that, als er ihre Absonderung anerkannte. Das Interesse Nord-Deutschlands ist der Handel; es kann ihn nicht fremden Händen anvertrauen. Im

Besitz von Hamburg und Bremen würden die beyden norddeutschen Massen erst ihre Bestimmung erkennen und erfüllen lernen.

Das Staatensystem, das wir, in die Zukunft blickend, vor Augen haben, kann hier nur in allgemeinen Umrissen angedeutet werden. Das Detaille gehört der Geschichte an; sie wird es ausführen. Ein solches Detaille, schon gegenwärtig versucht, würde zum Spiel mit Theorien führen. Wir reden nicht von dem, was zu thun sey, sondern was werden wird... Es ist auch nicht nothwendig, ja es ist unwahrscheinlich, daß irgend ein Kabinet auf Ausführung eines solchen Planes hinarbeite. Die Zeit hat ihre eigenen diplomatischen Anstalten und Vorbereitungen.

Was wir wissen, ist dieses. Soll die Schmach des Vaterlandes endlich aufhören; sollen die Fürsten endlich befreyt seyn von der Furcht, das eigene und ihrer Völker Interesse fremden Zwecken zu opfern, und deutsche Kraft in dem kleinlichen Kampf um eine zweydeutige Souveränität bedeutungslos zu verschwenden; soll die Möglichkeit begründet seyn, daß die Nation die ihr gebührende Stelle in Europa einnähme, und durch ihre vereinte Macht die Civilisation des Welttheils und Deutschlands verbürgen helfe; so ist nothwendig, daß die kleinen Fürsten ihren Ruhm und ihren Stolz darin finden, der Sicherheit des Ganzen ein gefährliches Regierungsspiel zum Opfer zu bringen, und der Zerstückelung zu entsagen, damit Deutschland seiner eigenen aufsteigenden Bewegung folgen könne; (so ist nothwendig, daß die Stämme sich wieder

vereinen, damit aus dem chaotischen Gewühl kleiner Nominal-Staaten ein reelles Vaterland in lichtvoller Ordnung hervortrete, in welchem die Nation Bürgschaft für eigenthümliche Entwickelung, und der Nachbar Grund zur Achtung findet, weil ein solches Deutschland auch ihm eine Hülfe verspricht, die ohne den unsicheren Versuch der Eroberung zu erhalten wäre; so ist endlich nothwendig, daß Deutschland den schwankenden Boden der Ueberlieferung, welcher in Dienstbarkeit fest hält, verlasse und auf dem unerschütterlichen Grunde der Natur das Gebäude seiner Selbstständigkeit aufführe.

Sollte es Menschen geben, welche erschrecken über eine solche Möglichkeit reeller Wiedergeburt des Vaterlandes: so können es nur diejenigen seyn, welche die Natur nicht berufen hat, an der Zukunft Pforten sich hinzustellen, und das Ende einer jammervollen Zeit zu verkünden ... Wer das Elend fühlt, und es für ewig erklärt, lästert die menschliche Natur und erklärt den Deutschen für einen gebornen Sklaven. Wer die Hülfe entdeckt, muß den augenblicklichen Schmerz nicht scheuen, der mit ihr verbunden seyn könnte. Der Arzt wird ein Wohlthäter durch Mittel, welche dem verwöhnten Gaumen widerlich erscheinen. Diese widerliche Empfindung soll Geister nicht irre machen, welche die unabweisliche Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung zur Rettung aller Heiligthümer des Vaterlandes anerkennen. Wie dürften wir Segen, Ruhm und Sicherheit erwarten, wenn wir träumend die Zeit an uns vorübergehen ließen, und meynten, es werde auf ge-

wohntem Wege, wo wir bisher nur Verwirrung, Ungemach, Schwächung und Unterdrückung antrafen, plötzlich ein unerwartetes Glück uns entgegen treten, und mit Selbstständigkeit uns, die Träumenden, überschütten, ohne daß wir nöthig hatten, durch Muhe und Anstrengung solcher Herrlichkeit uns würdig zu machen?

Dennoch — es ist voraus zu sehen — werden selbst wohlwollende Menschen, selbst Männer von Geist sehen und furchtsam hinter den Vorhang blicken und Ungerechtigkeit zu sehen glauben, wo die Umwandlung der Schwäche in Stärke beginnt. Auch dies ist in der Natur gegründet, und darum soll Niemand gewaltsam ihr vorgreifen. Nur im Geiste kann das Werdende sich spiegeln, ehe es geworden. Der Geist aber ist eine Welt von Kräften, von denen einige vorwärts, andere rückwärts wirken: jene sind die urtheilenden, diese die schaffenden; jene leben in der Vergangenheit, diese in der Zukunft; schöne Talente bilden sich an jenen, der Genius gesellt sich zu diesen. Es sind schwache Geister, in deren Zusammensetzung nicht die Zukunft als Hauptbestandtheil erscheint.

Eilftes Kapitel.

Vortheile für die Nation aus der Entwickelung dieses Systems. Entfernung jedes fremden Einflusses. Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Ruhe, Zufriedenheit. Beweis, daß Oesterreichs und Preußens wahres und dauerhaftes Interesse, und in gleichem Grade das Interesse Rußlands, Frankreichs und Englands dadurch gesichert ist.

So lange Deutschland in seinem zerstückelten Zustande verharrt, wird es fremdem Interesse dienstbar seyn. Von jener Zeit an, da es vor dem Interdikt der Päbste zitterte, bis zum neuesten Wiener Kongreß, wo Oesterreich und Preußen verhinderten, daß jenes unnatürliche Verhältniß zu Bundesgliedern mit doppelten Eigenschaften zur Sprache kam; von Kaiser Heinrich IV. an, bis zu den Frankfurter Unterhandlungen über die Bundes-Armee, beweist die Geschichte, daß Deutschland nie sich selbst angehören konnte. Es will aber weder französisch, noch will es österreichisch oder preußisch, es will deutsch seyn. Und es hat ein Recht solches zu wollen. Da

gegen haben Oesterreich und Preußen kein Recht, eine Vormundschaft über uns auszuüben, der wir uns entwachsen fühlen. Auch wollen wir unser Schicksal nicht von dem Interesse der Königreiche Ungarn und der Lombardey, oder des Großherzogthums Posen abhängig machen... Legt die Hand auf das Herz jedes denkenden, patriotischen Deutschen, er wird euch sagen, daß er Oesterreich und Preußen Glück und Ruhm wünsche, aber nicht gesonnen sey, in Wien oder Berlin sich vorschreiben zu lassen, wie er fühlen und denken, was er lesen oder nicht wissen, was er lieben oder hassen soll.

Es ist ächt deutsche Gesinnung, die so unverholen spricht, und sie würde so sprechen, auch wenn an der Donau oder an der Spree Pläne der Theilung entworfen würden, was doch nicht der Fall ist. Oesterreich und Preußen wollen uns nicht erobern; wir sind vollkommen von den wohlwollenden Gesinnungen der jetzigen Regenten überzeugt. Aber wir haben Ursache zu besorgen, daß von unsern Bedürfnissen, unsern Kräften und Wünschen irrige Vorstellungen genährt werden, und daß man sich die vorhandenen Verhältnisse nicht klar machen will, vielleicht, von unbestimmter Ahnung verleitet, sie absichtlich in ein gewisses Dunkel hüllt. Die ächte Politik aber muß auf den wahren Stand der Dinge gegründet, und mit Aufrichtigkeit gehandhabt werden, sonst leitet sie in Irrgänge... Warum also sollten wir verhindert werden, alle Pläne der Theilung auch für die Zukunft unmöglich zu machen? Deutschland wünscht Anstalten für diesen Zweck; es

möchte zu seiner Ehre, und zur Rechtfertigung der mächtigsten gegenwärtigen Bundesglieder der Welt beweisen, daß es nicht unter Vormundschaft stehe, daß es sich frey fühle und an seiner Selbstständigkeit zu arbeiten entschlossen sey.

Die Selbstständigkeit ist Deutschlands erstes dringendstes Bedürfniß. Von keinem Glück, keiner Ruhe der Nation kann die Rede seyn, bis sie diese Selbstständigkeit gesichert weiß. Die Nachbaren selbst können auf keinen dauerhaften Frieden rechnen, ehe nicht Deutschland seine Unabhängigkeit errungen hat.

Die Nation will aus dem Stande der Dienstbarkeit und der Furcht vor Feinden und Freunden heraustreten. Sie will nicht durch blutige Revolutionen, nicht durch ein Spiel mit der Gewalt des Zufalls; sie will mit Besonnenheit, Ruhe und Ordnung nach den Andeutungen der Zeit, sich den besseren Zustand erwerben.

Daß es nicht bleiben kann, wie es bisher war, ist allgemeine Ueberzeugung.

Aber in Nebel verhüllen sich die Wünsche, wenn es darauf ankommt, zu sagen wie es werden soll.

Wir haben den Zeitgenossen ein Gesicht der Zukunft vorgehalten, und wir wünschen, daß sie es mit hellem Geiste, nicht mit den Irrlichtern unbestimmter Gefühle beleuchten möchten.

Das System der Bildung größerer Massen, das wir aus den Lehren der Vergangenheit geschöpft, nach den Bedürfnissen der Gegenwart gemessen, und im Spiegel der Zukunft wieder gefunden haben, verspricht der

Nation was sie verlangt. Es sichert ihr die Möglichkeit einer eigenthümlichen Entwickelung ihrer Kräfte, einer auf sie gestützten Sicherheit, daß sie nicht genöthiget seyn werde, ferner nur den Winken der Fremden zu folgen. Es stellt starke, auf eigene Macht gestützte Staaten auf, welche die Stimme Deutschlands im europäischen Aeropag wieder geltend machen werden. Es überhebt sie der Nothwendigkeit einer österreichischen oder preußischen Vormundschaft, und verbürgt ihre Mündigkeit durch zeitgemäße Verfassungen, wie beyde Königreiche, in denen wir den Kern der Masse im Süden entdeckten, als ihr Staatsgrundgesetz anerkannt haben. Es hält die feindlichen Staaten vermittelnd auseinander, und indem es dadurch die Ruhe Europa's verbürgt, kann Deutschland sich dem Genuß eigener Ruhe mit Zuversicht überlassen; denn diese Ruhe hängt dann nicht vom Zufall oder der guten Laune seiner Nachbaren ab; sie ist durch innere consolidirte rein vaterländische Macht verbürgt. Deutschland rüstet dann seine Heere nicht, ohne zu wissen, in wessen Dienst es sie einst werde geben müßen. Das Nationalgefühl erhält Bedeutung, der Stolz Wahrheit. Ein deutscher Ruhm stützt sich dann nicht blos auf die Nützlichkeit der Contingente, er wurzelt im Vaterlande und beschattet mit seiner Krone eine hochherzige, gebildete freye Nation, die in Europa wieder ihre Stelle einnimmt.

Dann blühen Künste und Wissenschaften für den Glanz und die Würde des öffentlichen National-Lebens, — nicht wie bisher, als müßige Zierden der Hörsäle, Bibliotheken und Museen. Ueber dem Altar des Vaterlan-

des erhebt sich ein majestätischer Tempel, den Apollo und die Musen mit herrlichern Gaben schmücken, als wo nur getheilte Kräfte dem dürftigen Künstler und Gelehrten das Leben süßen. Die Bildung erweitert ihren Kreis; sie tritt aus der Schule ins Leben, und verbreitet sich unter dem Volke in tausend und tausendfacher Wiederholung, wobey alle geistigen und moralischen Kräfte zur unendlichen Steigerung des ächten, wahren Nationalvermögens aufgerufen werden. Das freye, ruhige, starke, gebildete Volk fühlt sich zufrieden und glücklich; es erwirbt leichter in solchem Gefühl; und was es erwirbt, weiß es gesichert. Fremde Krieger werden sein Eigenthum nicht mit ihm theilen, nicht ihn und das Vaterland in den Strom der Ereignisse ziehen, und sein Schicksal von der Politik fremder Mächte abhängig machen.

Deutsche, ist der Zweck fähig, euch zu begeistern, warum solltet ihr erschrecken, wenn in der Entwickelung der Zeit auch die Mittel angeboten würden?

Aber ihr seht den Bestand wohlerworbener oder alter vererbter Rechte, und ihr haltet euch selbst für zu edel, solche Rechte zu kränken. Dieß Gefühl ist schön und dürfte entscheidend seyn, stünden wir allein in Europa, käme es überhaupt dabey auf unsern Willen, und nicht vielmehr auf eine unvermeidliche Nothwendigkeit an, die nach eigenen Gesetzen wirkt, und als solche anerkannt werden muß... Als einst die Heptarchie in England in ein Reich zusammen fiel, wer trug die Schuld, und wer die Verantwortlichkeit? Die Thränen der Verwandten jener Fürsten, die Egbert benetzte,

hat die Zeit getroknet; aber das Vaterland war geboren worden. Die Vielherrschaft hatte England in Barbarey, Schwäche und Anarchie erhalten.

Was in unserm Fall völlig die Gewissen beruhigen kann, ist, daß nicht von einer Vorschrift für das Handeln, sondern nur von einer Berechnung dessen, was geschehen wird, die Rede ist. Es giebt Berechnungen der Vergangenheit, die keinen Verdacht gegen ihre Absicht erwecken. Wenn Gibbon den Ursachen nachforscht, welche den Sturz des römischen Reichs herbeyführen mußten, so ist dabey keine üble Deutung zu besorgen. Sollte es bey den Berechnungen der Zukunft anders seyn? Hätte ein früherer Gibbon jene Nachforschung zur Zeit der Antonine angestellt, würde er deshalb die Zertrümmerung des römischen Reichs angerathen haben?... Jeder, der Ansichten des Völkerlebens bekannt macht, muß auf den Urtheilsspruch eines kundigen und gerechten Publikums gefaßt seyn; aber schon der geringste Grad von Achtung, den er seinen Richtern schuldig ist, nöthigt ihn voraus zu setzen, daß sie den Seher vom Umwälzer zu unterscheiden wissen. —

Es werden die Gegenstände, die man durch ein Fernrohr entdeckt, dadurch nicht vernichtet, daß man das Instrument zerschlägt, oder seinen Gebrauch verbietet. Was ist, und was naht, soll erkannt werden. Das Verschweigen rettet aus keiner Gefahr. Giebt es ein Rettungsmittel, so soll es bekannt werden, damit jeder, mit verdoppelter Anstrengung, und

mit Vergessen seiner Selbst zum Heil des Ganzen nach dem Mittel ringen und es gebrauchen lerne.

In großer Gefahr treten die edlen Gemüther hervor. Umrungen von Feinden, greift ein Winkelried in die feindlichen Speere, damit sie in seine Brust dringen, und er den Freunden einen Ausweg bahne. Ist solcher Muth und solches Opfer nur die Fabel einer andern Welt? Ist der Mensch nicht heute noch so edel, als er vor Jahrhunderten war? Sollte es unmöglich seyn, daß ein deutscher Fürst sich entschloße, dem Vaterlande muthig und ruhmvoll ein Opfer zu bringen. Sollte es unmöglich seyn, daß er erkenne, wie die getheilte Souveränität dem Vaterlande Verderben bringt, und daß er die seine zum Heil und für die Sicherheit Deutschlands, zur Bildung heiliger Fasces hingäbe?

Soll eine fremde Eroberung, oder wie früher eine fremde Diktatur schimpflich erzwingen, was freywillig gethan, die Krone der Unsterblichkeit sichern würde?...

Es wird eine Zeit kommen, eine harte, furchtbare, unerbittliche Zeit, wo die Völker die Unmöglichkeit anerkennen werden, den Glanz so vieler kleiner Höfe zu erhalten, die doch weder Sicherheit gewähren, noch selbst genießen; wo die Fürsten in dem furchtbaren Sturm, der gewitterschwanger über Europa heraufzieht, weder die eigene Existenz, noch die ihrer Unterthanen werden schützen können. Das Elend dieser Zeit kann abgekürzt werden, wenn die Fürsten von der allgemeinen Noth gerührt, als würdige Vor-

sicher der Völker, sich entschließen, die getheilten Kräfte wieder zu vereinen, und die also vereinten Fasces demjenigen anzuvertrauen, welcher durch Geist und Willen als Retter aus der Gefahr von der Vorsicht bezeichnet seyn würde...

Es ist heilige Pflicht, an Möglichkeit solcher Zeiten zu erinnern. Bey dem Ernst der Angelegenheit muß jede untergeordnete Rücksicht verstummen. Es gilt die Erhaltung der National-Unabhängigkeit, die Selbstständigkeit und Existenz des Vaterlandes. Nicht die Vorschriften der Etikette, nicht die Schmeicheltöne der Höflinge können hier helfen. Die Wahrheit allein in ihrer unverletzlichen Würde soll Gehör finden.

Weil es denn die Heiligthümer des Vaterlandes gilt, so werden die deutschen Fürsten nicht verkennen, was hier die Begeisterung für dieselben diktirt hat; so wird die Nation nicht einen Aufruf zur Empörung, sondern den entschlossensten Ernst für Ordnung und Ruhe, in dieser Schrift zu lesen wissen.

Wir besorgen nicht von den deutschen Fürsten, wir fürchten nicht von der Nation mißverstanden zu werden. Aber es liegt uns noch ob, den Beweis zu führen, daß das System der Bildung größerer Massen in Deutschland, auch dem Interesse der europäischen Mächte nicht entgegengesetzt, daß es vielmehr diesem Interesse förderlich sey.

Gäbe es nur einen civilisirten Staat in Europa, und wäre er von barbarischen Ländern umgeben: so müßte dieser Staat, zu seiner Sicherheit nicht weniger, als für das Interesse der Civilisation, sich im-

mer mehr auszudehnen und die Nachbaren zu bezwingen suchen. Denn die Sicherheit der Civilisation kann nicht groß genug, das Gebiet der Barbarey kann nicht klein genug seyn.

Anders lautet die Aufgabe der Politik, wenn es die Sicherheit eines Staates gilt, der von mehreren civilisirten Staaten umgeben ist. Zur Eroberung hat er weder ein Recht, noch eine Pflicht. Jede Eroberung stört die Civilisation und vermindert die eigene Sicherheit. Sie unterbricht den Gang origineller Entwickelung, sie unterjocht Völker, welche stets heimliche Feinde des Siegers seyn werden. Die Eroberung stört ferner deshalb die Sicherheit, weil diese, unter civilisirten Völkern nur bey einem Gleichgewicht der Mächte bestehen kann. Die Eroberung nöthigt die andern Mächte gleichfalls auf Vergrößerung zu denken. So werden zuerst die kleinern Staaten verschlungen, bis endlich die übrigen großen Reiche sich einander gegenüber stehen, und bey ausbrechendem Kriege ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden muß. In dieses Verhältniß sind wir in Europa zuerst durch die unermeßliche Macht Karls V., und in neueren Zeiten durch die Theilung von Polen gerathen. Europa hat sein Gleichgewicht verloren; bis es auf irgend eine Weise wieder hergestellt werden kann, ist, bey der friedfertigsten Gesinnung der Regenten, auf keinen dauerhaften Frieden zu rechnen. —

Viele Menschen, selbst Diplomaten, meynen, die politische Eintheilung in verschiedene Staaten beruhe in Europa nur auf zufälligen Entscheidungen der zu je-

der gegebenen Zeit gerade größten Macht. Es sey also gleichgültig, ob gestern Polen, heute Italien, morgen Deutschland erobert und mit irgend einem der größten Reiche vereint werde. Solche Meynung verräth die roheste Unwissenheit; sie kann nur ins Verderben führen. Keine Wirkung ist ohne Ursache, und jede Wirkung ist nothwendig durch ihre Ursache bedingt. Die Eintheilung von Europa in mehrere Staaten, und das daraus hervorgehende Verhältniß derselben haben ihren Grund in der Natur des Bodens, in der Lage, in den Bedürfnissen, im Interesse der Völker. Diese Ursachen erzeugen, nach Gesetzen der Nothwendigkeit, einen über Willkühr erhabenen Staatsorganismus, der zwar von der Willkühr gestört, aber weder erzeugt, noch vernichtet werden kann. Dieser höhere Staatsorganismus ist, was wir die politische Natur der Dinge d. i. das wahre Gleichgewicht nennen. So wie im thierischen Körper Eingeweide, Muskeln, Nerven, Adern, Sauggefäße u. s. w. in nothwendigem Zusammenhange stehen, und man keinen dieser Bestandtheile herausschneiden kann, ohne den Organismus des Ganzen zu zerstören: so bilden auch die einzelnen Staaten ein organisirtes Europa. Ihr könnt nicht nach Belieben in seinem Eingeweide wühlen, oder die Glieder abschneiden, ohne daß der Körper erkrankt. Fragt die Geschichte, sie wird euch den Beweis für diese Behauptung liefern.

Je weniger Staaten Europa besitzt, desto größere Gefahr droht dem Staatsorganismus des Welttheils, und desto geringer ist die Sicherheit jedes einzelnen Staates. Gebe es nur zwey ungefähr gleiche Staaten

in Europa, so müßten sie stets gerüstet, einander gegenüberstehen, und würden, auch ohne Krieg, in bloßen Vertheidigungs-Anstalten alle Kräfte erschöpfen, welche der Civilisation geweiht seyn sollten.

Eine zu große Anzahl würde dagegen Verwirrung und stete Reibung verursachen. Auch sind kleine Staaten zu schwach, die Aufgaben der Civilisation zu lösen. Große Zwecke erfordern große Kraft.

Die Natur verlangt ein Mittelmaaß, das jedoch nicht in Zahlen ausgedrückt werden kann. Es bedingen die einzelnen Staaten gegenseitig ihre Größe. Jede Ausdehnung erzeugt den Wunsch nach einer gleichen bey dem Nachbarn.

Alle Staaten können nicht gleich groß seyn. Der europäische Staaten-Organismus will selbst Ungleichheit. Denn mittlere Staaten sind Bürgen der Ruhe und Sicherheit für die größeren. Die Riesenmächte können bey jedem ungerechten Angriff, der sie bedroht, zuverlässig auf Hülfe von Seiten der mittleren Mächte rechnen, indem diese ihr Schicksal voraussehen müßen, falls der größere Staat zu Grunde geht. Dann könnte sich leicht *eine* Macht zur alleinherrschenden erheben.

Die mittleren Staaten sind die Wächter des Gleichgewichts. Liegen sie *zwischen* den großen Staaten, so sind sie um so aufmerksamere und nützlichere Wächter. Darum aber dürfen sie auch nicht zu klein seyn; sie könnten sonst vom Feinde überschwemmt, und von ihm gezwungen werden, ihre Kräfte mit den seinen zu verbinden. Die Zwischenmächte müßen im Noth-

fall durch eigene Stärke einen feindlichen Angriff zurück treiben konnen.

Nach diesen aus der höheren Politik entlehnten Sätzen, die jedem Staatsmanne bekannt sind, und ungestraft nie vergessen werden, ist leicht zu beweisen, daß ein starkes und selbstständiges Deutschland vom allgemeinen europäischen Interesse gefordert wird, und jeder einzelnen Macht gleich große Vortheile verspricht.

Polen existirt nicht mehr. Diese Zwischenmacht ist vernichtet.

Oesterreich wird unmittelbar von Rußland berührt, und muß seine Kräfte in steter Spannung erhalten, um von dieser Seite die Unabhängigkeit zu sichern. Wollte es, um Rußland an Macht gleich zu kommen, sich in Deutschland weiter ausdehnen, so würde es Rußland nur zu neuer Vergrößerung reizen. Wer aber möchte läugnen, daß Rußland hier leichteres Spiel hat? Ein Verhältniß der Gleichheit wäre also nicht gewonnen, auch wenn die Eroberung Deutschlands nur von dem Willen Oesterreichs abhienge. Aber Deutschland will nicht österreichisch werden; es würde den Sieg streitig machen; und, auch unterjocht bleiben die deutschen Völker heimliche Feinde der Sieger. Die erste günstige Gelegenheit würden sie zu ihrer Befreyung benutzen.... Ein Sieg über die Deutschen gewährte also der österreichischen Monarchie keine Sicherheit gegen Rußland, vielmehr würde letztere Macht in Deutschland dann zuverlässige Freunde und Verbündete gewinnen, und während diesen Händeln sich zugleich ungestört in der Türkey ausbreiten.... Auch dieß ist zu

bedenken: auſser Rußland würden Frankreich, England und Preußen der öſterreichiſchen Eroberung ſich widerſetzen.

Es iſt ſonach weiſer die Vergröſerungs-Pläne von dieſer Seite aufzugeben.

Nun fragt ſich, was iſt vortheilhafter für Oeſterreich: daß Deutſchland ſtark und unabhängig wird, oder daß es in ſeinem getheilten dienſtbaren Zuſtande verharre?

Wird Oeſterreich von Rußland angegriffen, ſo kann letztere Macht die deutſche Hülfe leicht ſchwächen, indem kleine Höfe immer geneigt ſind, glänzendem Anerbieten Gehör zu geben, und für augenblicklichen Vortheil die allgemeine Politik zu verläugnen. Eine verlorne Schlacht würde den Oeſterreichern ihre Alliirten rauben.

Giebt es aber ein ſtarkes, concentrirtes Deutſchland, ſo fordert ſeine natürliche Politik, zu verhindern, daß Oeſterreich nicht geſchwächt werde. Denn dieſe Monarchie iſt eine Vormauer Europas, ohne welche es kein Gleichgewicht weder gegen den Norden, noch gegen Weſten giebt. Auf die Politik eines ſelbſtſtändigen Deutſchlands iſt zu bauen; ſie wird durch die Natur der Dinge diktirt. Die Politik der kleinen Höfe iſt ſchwankend; die Umſtände, ein engherziges Intereſſe Intriguen ſind ihre Leiter.

Oeſterreich hat alſo zu wählen, zwiſchen der ſicheren Hülfe eines treuen Freundes, der gleiches Intereſſe mit ihm theilt, und zwiſchen dem zweydeutigen Vor-

theil der Contingente, die nur im Siege zuverläßig sind, wo man sie entbehren kann.

Gleich groß wäre der Vortheil für Oesterreich in Bezug auf Frankreich. Eine französische Armee könnte den Inn nicht erreichen, ohne durch Deutschland zu dringen. Wie leicht es den Franzosen geworden, die kleinen Höfe von Oesterreich zu entfernen und dann Truppen gegen Wien zu führen, hat die Erfahrung zur Genüge bewiesen... Der deutsche Bund (man muß sich nicht absichtlich die Augen verbinden) — wird dieses Verhältniß nicht verändern. Daß Oesterreich am Rhein geschlagen werde, ist wenigstens möglich. Cäsar selbst gesteht, daß es keine Bürgschaft für den Ausgang der Schlachten gäbe... Wie nun? Wenn eine französische Armee Baden, Würtemberg, und Baiern überschwemmt; werden sich diese Staaten durch den 5. Artikel der Schlußakte der neuesten Wiener Conferenzen abhalten lassen, für die eigene Existenz zu sorgen? Bieten ihnen die Franzosen Vergrößerungen an, so werden sie solche um so gewisser annehmen, als sie im Kriege doppelt die Nothwendigkeit fühlen, sich immer mehr zu verstärken, um endlich ihre Selbstständigkeit zu erringen. — Ist aber Süd-Deutschland an sich stark, so braucht es die Hülfe nicht erst von Frankreich zu erwarten. Es kann den Ober-Rhein vertheidigen; es kann im schlimmsten Fall seine Armee seitwärts gegen den Main ziehen, und die Flanke der Franzosen bedrohen. Süd-Deutschland kämpft dann für seine Sicherheit, und nicht blos, ob es unter österreichischer oder französischer Vormund-

schaft stehen soll ... Selbst die italienischen Provinzen werden durch ein starkes Deutschland geschützt. Schließt Oesterreich Handelsverträge zum beyderseitigen Vortheil Süd-Deutschlands und Italiens: so werden die süddeutschen Könige bey Veränderungen in Italien nicht gleichgültig seyn. Sie stehen den Franzosen im Rücken, falls diese in Italien vordringen. Ein Marsch nach Leoben wird unmöglich.

So bieten sich nur Vortheile für Oesterreich dar, sobald Süd-Deutschland durch consolidirte Mächte seine Unabhängigkeit selbst vertheidigen kann.

Dasselbe gilt für Preußen. Es ist ebenfalls eine die Ruhe Europas schützende Macht, deren Bestand Deutschland wünschen muß, und die, bey getheilter Politik der kleinen Höfe, nie auf zuverläßige Hülfe weder gegen Oesterreich noch gegen Rußland oder Frankreich zählen kann. Ein starkes Deutschland aber wird ein treuer Bundesgenosse seyn ... Könnte Preußen durch vortheilhaften Tausch sich von der französischen Grenze entfernen: so würde ein zwischenliegendes Nord-Deutschland eben die Vortheile gewähren, die bey Süd-Deutschland für Oesterreich angegeben wurden. In einer bekannt gewordenen preußischen Cirkularnote finden sich folgende merkwürdigen Worte, welche beweisen, daß die obige Ansicht mit der Politik des Berliner Kabinets übereinstimmt. Es heißt dort: „Je größer die Stärke Deutschlands „seyn wird, je mehr wird es im Stande seyn, so„gleich im Entstehen, oder wenigstens in ihrer Ent„wickelung alle Entwürfe zu erdrücken, welche dem

„Bunde der Freundschaft und der heiligen Allianz, „die Europas Staaten umschlingt, zuwider laufen.“

Rußland fände in dem aufgestellten deutschen Staatensystem eine Bürgschaft, daß Frankreich sich von dieser Seite nicht ausdehnen dürfe. Wie Frankreich, wenn es Herr über Deutschland wird, der russischen Macht gefährlich werden kann, lehrte die Erfahrung. Rußlands Interesse fordert also, daß nicht ferner die Zerstückelung in Deutschland dem französischen Einfluß Vorschub leiste. Rußland würde zugleich Oesterreich und Preußen in ihren etwaigen Vergrößerungsplänen beschränkt sehen. Auch dieses ist dem russischen Interesse gemäs.

Frankreich müßte zwar auf Eroberung verzichten, — und man darf glauben, daß es dieß bereits gethan; dagegen könnte es, bey einem ungerechten Angriff, kräftigen Schutz gegen Oesterreich und Preussen finden. Denn ein starkes Deutschland muß nothwendigerweise wünschen, daß es ein starkes, mächtiges Frankreich gäbe. — Sodann würde dieser deutsche Nachbar verbürgen, daß, so lange Frankreich sich in seinen Schranken hält, nie eine russische Armee den französischen Boden betreten könne.

England muß ebenfalls wünschen, eine Mittelmacht in Europa zu finden, welche gegen Rußland, Oesterreich, Preußen und Frankreich eine achtunggebietende Stellung behauptet, und eine neue polnische Theilung zu verhindern stark genug wäre.

Die Schweiz endlich würde einen natürlichen und zugleich ihrer Unabhängigkeit nicht furchtbaren

Alliirten finden, mit welchem im Bunde das Syſtem der Neutralität mehr als der Ausdruck frommer Wünſche ſeyn müßte.

So würde dann, zum allgemeinen Nutzen, Deutſchland ſeine europäiſche Beſtimmung erfüllen können: es würde die den Frieden verbürgende Macht ſeyn, welche die großen Mächte auseinander hält, und die Lücke ausfüllt, die im europäiſchen Staatsorganismus durch die Theilung von Polen entſtanden iſt.

Zwölftes Kapitel.

Rekapitulation. Schluß.

Wir haben erinnert, daß Deutschland in seinem ursprünglichen Zustande in vier Stämme getheilt war. Der älteste Zustand der Nation deutet, auch unter der Herrschaft der Barbaren, auf ein gewisses natürliches Verhältniß, von dem sich die Civilisation nicht ganz entfernen kann, und zu dem sie, nach mannigfaltigen Verirrungen, wieder zurück kehrt.

Wir haben gesehen, daß Deutschland einst ein selbstständiges Reich bildete, daß aber diese Selbstständigkeit unter der Plünderung der kaiserlichen Macht verloren gieng, und das Vaterland, im Innern von kleinen Tyrannen gepeinigt, nach Außen unter das Gebot des Bischofs von Rom gerieth. Jahrhunderte der Anarchie machten Deutschland zu einem Schauplatz der sinnlosesten Gräuel, wobey seine Edlen die Rolle der Räuber übernommen hatten. . . . Die Reformation stürzte die Macht der Päbste, konnte aber, bey Zerstückelung des Reichs, dem politischen Jammer und Elende kein Ziel setzen. Nach den Anstrengungen des

dreyßigjährigen Krieges trat eine Ermattung ein, die von Ausländern benutzt wurde, und Deutschland zum Spiel der Fremden machte. Das monstruos gestaltete, unter Priestern, ohnmächtigen Fürsten und ungebundenen Rittern getheilte Vaterland vegetirte fort unter dem Einfluß geisttödtender Reichsformen.... Ein heldenmüthiger König bestieg den preußischen Thron und zeigte, daß ein Reichsglied durch Beraubung seines Mitstandes eine europäische unabhängige Macht werden könne. Dieß Beyspiel, das die Bewunderung Europas erwarb, zeigte den Tod oder die Agonie des Reichs an; aber Deutschland war noch nicht reif, seinen eigenen Zustand zu begreifen. Einem kindisch gewordenen Greise gleich, saß es bewußtlos mitten unter der neuen Gestaltung der Welt. Es war keine Republik, keine Monarchie, keine Aristokratie und keine Demokratie, — es war gar kein Staat; aber es prahlte mit stolzen Titeln und Würden.... Die französische Revolution erschütterte das morsche Gebäude der Reichsverfassung bis in seine letzten Grundpfeiler. Es stürzte zusammen, und Deutschland staunte, vielleicht zum erstenmal, daß eine große, wissenschaftlich gebildete Nation noch fortleben könne ohne solche alte ehrwürdige Einrichtungen, als die Akten von Regensburg aufbewahrten.... Die Deutschen wußten nicht wie ihnen geschah. Sie klagten über Schmach, daß fremde Gewalt sie zwingen wolle, sich als ein neues Volk des Jahrhunderts der aufstrebenden Bewegung zu überlassen. Sie mißkannten die Wohlthat der Vorsehung, die, ohne ihr Verdienst, und fast gegen ihren Willen,

eine Wiedergeburt des Vaterlandes herbeygeführt hatte. Als die Stelle, wo früher zwölfhundert kleine Monarchen sich umhergetummelt hatten, nur noch von dreyßig Fürsten besetzt blieb, da merkten die Deutschen noch nicht, daß der Nebel von dem heimathlichen Boden zu weichen beginne, und daß es Licht werde.... Die Natur der Dinge wirkte indessen fort; sie schuf Armeen und organisirte neue Staaten; sie schuf Helden und Staatsmänner. In wenigen Jahren stand Deutschland in neuer Schöpfung da. Nur schien es, als lastete fremde Gewalt auf das deutsche Gemüth.... Europa benutzte den Unfall des allmächtigen Diktators: es ließ den Ruf der Befreyung Deutschlands ertönen. Die Nation horchte auf den Silberton der Freyheit: sie griff zu den Waffen, deren Gebrauch sie von den westlichen Fremden gelernt hatte, und vertraute sich den östlichen Fremden, jene zu vertreiben.... Auf den Rausch des Sieges erfolgte Erwachen. Die Nation sah sich in ihren erhabensten Ansprüchen, in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht. Die Diktatur hellsehender Gewalt war verschwunden; die Diktatur der Vorurtheile trat an deren Stelle. Man wollte helfen und vermehrte das Uebel. Der Stamm der Sachsen ward gespalten. Den Deutschen wurde die Herrschaft über ihren Handel genommen, und in den Hansestädten einer Kaste von Kaufleuten übergeben, die zum Vortheil der Britten an Deutschlands Verarmung arbeiten. Dieß nannte man Achtung für republikanische Freyheit. Die europäischen Mächte mit doppelten Eigenschaften, die nicht zum Rheinbunde gehört hatten, wur-

den in den deutschen Bund aufgenommen. Der Bund erhielt eine Repräsentation, die nichts zu sagen wußte, jedoch ihre Unbedeutenheit hinter einen Schwall aufgeblasener Worte zu verstecken suchte. Die Nation konnte keinen Theil nehmen, an diesen aus den Regensburger Akten ausgegrabenen Phrasen. Dieß deutsche Herkulanum sollte ewig verschüttet bleiben. Die Nation fühlte Widerwillen, und spottete über den hohen Ernst der Frankfurter Sitzungen. Aber ihr gesundes Urtheil wurde ihr bald als Verbrechen ausgelegt. ... Der Fanatismus der Studenten, den die Preußen einst zu Hülfe gerufen, um über die Sache der Könige zu richten, fühlte sich seit der Abdankung beleidigt; blind und verrückt, wie er ist, suchte er sich seine Opfer aus. Für diese Gräuelthaten, deren Quelle man verschwieg, sollte der Geist der Nation fünf Jahre lang geknebelt werden: dann, meynte man, würde er die Karlsbader, wie die Frankfurter Weisheit bewundern lernen. Deutschland verstummte, — nicht aus Furcht, sondern aus Indignation. ... Die Besonnenheit einiger Kabinette ließ sie nicht übersehen, wie dadurch keine Achtung erworben wird, daß man den Geist und die Bedürfnisse des Jahrhunderts verkennt oder verhöhnt. ... Die Fürsten wollten sich der Gefahr nicht aussetzen, alle früheren Anstrengungen nur zum Besten einer österreichischen oder preußischen Vormundschaft unternommen zu haben. Ein zweyter Kongreß vereinte sich in Wien. Von der Feindseligkeit gegen die Nation war man zurückgekommen; doch konnte man nichts weiters zu Stande bringen, als ein Uebereinkommen über moralische Ver-

bindlichkeiten ohne Bürgschaft der Interessen und der Macht. Die Nation kann keinen Theil nehmen an diesem acte additionel, der dem Vaterlande keine Stärke und keine Unabhängigkeit giebt, und die Völker von Neuem durch das, nach Willkühr zu deutende Versprechen landständischer Verfassung nur hinzuhalten bestimmt scheint.... So ist die Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Zustand kein dauernder seyn könne, durch die neuesten diplomatischen Bemühungen nur verstärkt worden.

Keine tapfere, gebildete, edle Nation wird sich selbst eingestehen, daß sie zu ewiger Unmündigkeit verurtheilt sey. Keine Macht der Welt kann sie zwingen, nicht den Blick hinauszurichten in eine selbstständige Zeit, der sie entgegenharrt.

Die Vorsehung hat zugelassen, daß in Süd-Deutschland die uralten Stämme zum Theil wieder vereint wurden. Hochherzige Fürsten fühlten sich gestärkt in ihrer Mitte. Sie erkannten zugleich, daß der Geist der Zeit eine aufrichtige Verbindung mit den Völkern fordere; daß, um Vortheile von den neuen Interessen zu ziehen, man sich an ihre Spitze stellen müße, nicht aber die Willkühr im Hinterhalt bewahren, nicht mit Ständen nur ein modisches Spiel treiben dürfe. Diese Fürsten, die es redlich meynten, schloßen, unter verschiedenen Formen, doch im gleichen Sinne, Verträge mit ihren Völkern, und die erste Wirkung dieses erhabenen Beyspiels war, daß sie ihre Selbstständigkeit durch den Dank und die entschlossene Anhänglichkeit freyer Völker gesichert sahen. Deutschland hul-

digt diesen Fürsten als den Garanten der National-Unabhängigkeit.

Diese Beyspiele, und was die Geschichte vorbereitet hatte, seit Errichtung des Rheinbundes, öffnen den Vorhang der Zukunft; das Vaterland darf hoffen seine Macht und Selbstständigkeit gesichert zu sehen.

Wir haben versucht, Weg und Ziel, wie die Natur der Dinge solche bezeichnen, namhaft zu machen... Die Absicht dabey kann, will man anders gerecht seyn, nicht mißdeutet werden. Kein Rath wird ertheilt dem Handelnden. Ein Gesicht der Zukunft schwebte vor, in ihrer Nothwendigkeit und in ihrer Unabhängigkeit von menschlicher Willkühr, von ohnmächtigen Plänen der Sterblichen. Der Gang der Natur ist ein ruhiger, unfehlbarer. Gewaltsame Revolutionen können nur von ihm entfernen. Was reif ist im Völkerleben geschieht, wie immer eine kurzsichtige Politik dagegen ankreben mag. Ungeduld aber kann die Zeit der Reife nicht beschleunigen. Verschwörungen und Intriguen sind Erfindungen feiger, ohnmächtiger Thoren. Vor ihnen öffnet sich nicht das eiserne Thor der Zukunft. Der weise Patriot erwartet ruhig die entscheidenden Ereignisse, deren Folge, nach Gesetzen ewiger Ordnung, bestimmt ist. Tritt die politische Crisis ein, ist die Zeit der Reife gekommen, — dann wird sich's zeigen, wer sie versteht, und wer Selbstständigkeit und Sicherheit des Vaterlandes verbürgen kann.

Diese Schrift sollte beruhigen, nicht aufreizen. Man wird ihr nicht Schuld geben, sie sey von Furcht oder von Haß diktirt worden. Die Furcht ist ein Ge-

fühl, das die Natur ihrem Urheber versagt hat. Zum Haß fand er keine Ursache. Er hat sich von der Liebe zu den Menschen und zu dem Vaterlande leiten lassen. In dem Orakel der Zukunft faßte er solche Aussprüche auf, mit deren Erfüllung Selbstständigkeit, Glück, Ruhe und Ruhm, und die politische, wie die sittliche Würde Deutschlands verbürgt seyn werden.

Die Gesinnung, welche diese Schrift diktirt hat, verdient Achtung; nur stolze Unwissenheit könnte sie feindlich zu verfolgen anrathen. Eine gründliche, besonnene Prüfung hat sie nicht zu scheuen; das Geschrey der Leidenschaftlichkeit, die Anfeindung blinder Gewalt würden der Wahrheit in diesen Blättern vollgültiges Zeugniß geben. Ihre Wirkung ist den schützenden Genien der Menschenwürde anvertraut.

Druckfehler.

Seite	12	Zeile	7	von	oben	lies:	werden statt worden.
"	21	"	7	"	unten	"	um statt und.
"	44	"	15	"	oben	"	Grundsätze statt Grundsätzen.
"	48	"	13	"	"	"	Glauben statt glauben.
"	95	"	6	"	"	"	Schwarzburg statt Schwarzenburg.
"	100	"	8	"	"	"	Vergangenheit st. Vergangenheiten.
"	157	"	9	"	"	"	konne statt konnen.
"	161	"	9	"	"	"	mochten statt mochte.
"	166	"	8	"	"	"	des statt das.
"	170	"	10	"	unten	"	diese statt dise.
"	178	"	5	"	"	"	neun statt neuen.
"	189	"	5	"	"	"	Zweydeutigkeit statt Zweydeutigkeiten.

Geheime Papiere,

von

Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

Vati

Si qua fides, animum si veris implet Apollo
Unum illud tibi, nate dea, praeque omnibus unum
Praedicam; et repetens iterumque iterumque monebo.

Virgil.

STUTTGART,
bei Friedrich Franckh.
1824.

Je te parle en homme, et sans rien déguiser.

Voltaire.

Vorrede.

Von ſich ſelbſt zu ſprechen, ſey beſchwerlich, — ſagen Einige; es ſey die angenehmſte Sache von der Welt, — denken Andere, vielleicht dieſelben.

Ehe ich Zeit habe, gründlich zu unterſuchen, welcher von beiden Sätzen wahr ſey, muß ich von meinen perſönlichen Angelegenheiten reden, es möge mir leicht oder läſtig ſeyn.

Der Leſer hat ein Recht, zu fragen, warum den nachfolgenden Schriften ein ſo ſonderbarer, als unpaſſender Titel gegeben wurde? Ich habe zu berichten, welche Veranlaſſung mich zu dieſer Sonderbarkeit verleitete.

Von einem Freunde erhielt ich unlängſt ein Schreiben, worin ſich folgende Stelle befand: „Nehmen Sie ſich in Acht, es ſollen Ihre **geheimen Papiere** in Beſchlag genommen werden!“

Dieser gut gemeinte, wiewol in jedem Fall aus Irrthum hervorgegangene Rath, konnte mich nicht zum Schrecken auffordern, sondern mußte mich vielmehr in gute Laune setzen, wie alles, was viel Lärm um nichts ankündigt.

Wem wird es einfallen, geheime Papiere bei mir zu vermuthen?

Allerdings hat jeder Mensch, der vertraut mit der Feder lebt, manchen Bogen beschrieben, ohne daß die Welt davon weiß; aber diese geheimen Gespräche, die ein Autor mit sich selbst führt, stehen weder mit der Neugierde, noch mit den Rechten des Publikums in irgend einer Beziehung: der Verfasser kann sie aufbewahren, er kann sie vernichten, ohne daß irgend Jemand dadurch gekränkt würde.

Wie es aber zu geschehen pflegt: die seltsamste Zumuthung übt einigen Einfluß auf uns. Und so wurde auch ich neugierig, meine von mir schon vergessenen Papiere wieder zu lesen. Ich fand fast in allen die Aeußerung einer durch die Zeitumstände aufgeregten Stimmung, manchen nicht unwürdigen Kampf gegen Thorheiten, den redlichen Wunsch, vor Verirrung zu warnen, bisweilen eine derbe, doch stets harmlose Strafpredigt, einzelne Ausbrüche des Unwillens gegen unleidliche Anmaßung, im Ganzen das wahrscheinlich vergebliche, daher unschuldige Bestreben,

in einer von Leidenschaften aufgeregten Zeit, an die Besonnenheit zu erinnern.

Da ich keinen großen Werth auf diese flüchtig hingeworfenen Bemerkungen setzte, so hätte ich sie ins Feuer geworfen, wäre mir nicht der Rath des Freundes eingefallen, an den ich nicht denken konnte, ohne mit solcher Vernichtung den Anschein von Furcht verbunden zu sehen.

Nun ist aber Furcht, unter allen menschlichen Affekten, der niedrigste, dem sich hinzugeben jeder Mann von Charakter billig Anstand nehmen wird. Ich beschloß also diese Papiere drucken zu lassen; und stelle nun dem Publikum anheim, über ihre Vernichtung abzusprechen. Denn falls sie unter den mir unbekannten Lesern keinen Freund und Vertheidiger finden, so sind sie eben so gewiß vernichtet als fast Alles, was seit einigen Jahren in Deutschland über Politik geschrieben worden ist.

Um meine politischen Ansichten möglichst im Zusammenhange kennbar zu machen, nahm ich einige meiner bereits in deutschen Zeitschriften *) abgedruckten Abhandlungen wieder auf, und fügte neue hinzu. Ich reihte nun diese Schriften, wie sich's fügte, an einander, und da ich sie einmal als meine geheimen Papiere anzusehen mich gewöhnt hatte, so ließ ich ihnen diesen Titel, den

*) Namentlich aus den Allgemeinen politischen Annalen, und aus dem Literarischen Wochenblatt des Herrn Brockhaus.

man entschuldigen wird, und welcher (sollte wirklich daran gedacht worden seyn) jeder zudringlichen Neugierde die Mühe ersparen kann, Eingriffe in die Rechte eines Privatmannes sich zu erlauben.

Nach Jean Paul besteht der Mensch aus Ernst und Spaß. Je nachdem bei dem geneigten Leser die eine oder andere Hälfte dieser Bestandtheile vorherrscht, wird er meine Erklärung des Titels als mehr oder weniger gründlich gelten lassen.

Der Ernsthafte wird noch ernster werden, wenn er an die Möglichkeit denkt, daß die letzte Zuflucht der Philosophen, ihr Schreibtisch, nicht gegen Zudringlichkeit Scham-entwöhnter Polizeidiener gesichert seyn sollte. Ein böses Zeichen der Zeit wird es ihm seyn, wenn selbst Gedanken — denn was sind ungedruckte Schriften, als stille Gedanken? — verfolgt werden können; wenn man den Mann, dem man Gedanken zutraut, als einen Gefährlichen verdächtig machen darf, um, wäre ihm gesetzlich nicht beizukommen, doch die Möglichkeit ihm zu rauben, unter öffentlichem Schuß und unter Anerkennung, seiner Wirksamkeit Ordnung und Folge, seiner Persönlichkeit eine Stütze zu geben. Denn dieß ist die Kunst der Verdächtigmacher, daß sie durch Verbreitung der Bangigkeit ihren Einfluß vermehren, indem sie den Furchtsamen nöthigen, sie allein als die Reinen anzusehen. Wer ist heutzutage geneigt, dem

Verdächtigen, auch wenn man von seiner Unschuld überzeugt wäre, beizustehen; ihm bei der Rechtfertigung zu Hülfe zu kommen? Es gibt Freunde, die gern von uns Dienste annehmen, die uns darum bitten; wenn wir aber Gegendienste verlangen, so antworten sie: „Ihr seyd verdächtig, „Freund; von euch darf man nicht sprechen." — Andere haben Ursache sich zu freuen, wenn denkende Männer, als verdächtig bei Seite geschoben werden: es bleibt um so mehr Raum für die guten Leute, die das Denken beschwerlich finden.

Dieß ungefähr, Aehnliches oder auch ganz etwas anders werden ernsthafte Leser sich sagen, wenn sie meine Erklärung für Ernst nehmen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Einige es nur ganz in der Stille sagen; denn als kluge Männer oder Frauen werden sie sich und andere nicht compromittiren wollen, was eine Lieblingsphrase derjenigen ist, die unglaublich viel Verstand besitzen, und daher gern fünf gerade seyn lassen.

Die scherzliebenden Leser dagegen werden glauben, ich hätte nur Spaß gemacht. Oder sie werden auch über das Mittel lachen, der Polizei das Nachsuchen dadurch zu ersparen, daß ich meine Geheimnisse drucken lasse. Sind sie dabei der Meinung des Nathan, in Lessings Drama, daß der gute Mensch erst dann ruhig seyn könne, wenn er kein eigenes Geheimniß mehr zu bewahren hat:

ſo wäre ich geneigt, ihnen beizuſtimmen; denn ſeit meiner Jugend erſchien der Ausſpruch des weiſen Nathan mir wie ein leitender Stern, der mich auch nie irregeführt hat.

Andere ſpaßhafte Leſer, die zu den Schlauen gehören, dürften vielleicht die Sache ſo anſehen, als ſey meine Erzählung nur Einkleidung des Satzes: daß gewiſſe Leute ſich um die Privatmeinungen der Gelehrten zu viel bekümmern, wenn ſie nicht von ihnen lernen wollen, und zu wenig, wenn ſie die Nothwendigkeit der Belehrung einſehen; daß ſonach das Geheimniß in jedem Fall ihnen zum Spott gereiche.

Noch andere werden meine Erklärung nur für einen Vorwand halten, hinter welchem ſich die Abſicht, durch einen pikanten Titel Aufſehen zu erregen, bergen will. Falls ſie ſelbſt nichts umſonſt thun, nicht einmal Spaß machen, wenn er ihnen nichts einträgt: ſo werden ſie ſchwer begreifen, daß andere Seelen andere Sitten haben können.

Es gibt endlich eine Klaſſe von Leſern, die weder ernſthaft, noch ſpaßhaft, aber deſto gründlicher ſind. Dieſe werden fragen, wie ich es denn ſelbſt gemeint: ob ich dadurch den Liberalen oder den Servilen eine Lehre habe geben wollen? Sie ſind darüber zweifelhaft, weil in dieſen geheimen Papieren alle Parteyen angefeindet werden; daher ihnen nicht klar iſt, zu welcher Fahne ich geſchworen habe. Dieß macht meine Schriften

wirklich zu geheimen für sie, und setzt sie in Verlegenheit. Sie wissen nicht, ob sie mich als Freund oder Feind ansehen und behandeln sollen. — Es wäre ihnen schon recht, daß ich den Gegner angreife; wie aber durfte ich's wagen, ihre eigenen Schwächen zu entblößen? Sie werden einräumen, daß ich mir ein großes Verdienst hätte erwerben können, wenn ich die Schwäche als Stärke, ihre Irrthümer als unwiderlegliche Wahrheiten, ihre Leidenschaften als Mäßigung und Gerechtigkeit, ihren Eigennutz als Wohlwollen für die Gesellschaft geltend gemacht hätte. Sie würden mir in diesem Falle gern einiges Talent zugestehen; jetzt aber müssen sie, ihrer Ehre zu liebe, mich für einen verkappten Revolutionär, oder, falls sie einer andern Sekte angehören, für einen boshaften Ultra erklären.

So werden diejenigen urtheilen, die selbst Recensionen schreiben, oder solche bestellen. Gefällige Blätter, welche im Reden, wie im Schweigen, Winken gehorchen, findet man leicht.

Es kann auch geschehen, daß einige große Geister, die nicht wissen, wie sie meine Schriften aufnehmen sollen, sich weise entschliessen, die Recensionen in den Literatur-Zeitungen abzuwarten, um dann ihr Urtheil danach bestimmen zu können. Solche gründliche Critiken dürften jedoch lange ausbleiben, indem eine große Sammlung neu erschienener Predigten erst recensirt werden muß, ehe die Cri-

tik sich um politische Frivolitäten zu bekümmern Zeit gewinnt. Meine Leser aber sind ungeduldig. — Je nun, ich kann ihrer Erwartung zuvorkommen, da ich glücklicherweise von einer Somnambüle erfahren habe, welche Beurtheilungen meinen Schriften bevorstehen. Es wird nämlich heißen:

„Der Verfasser hätte einige Irrthümer nicht „ungeschickt widerlegen können, wenn er die Ge„schicklichkeit zu handhaben gewußt hätte; es fehlt „ihm aber an Tiefe der Anschauung, an Höhe der „Poesie und an Breite der Liebe. Er weiß nichts „von Görres, dem Gewaltigen, welcher der Ver„gangenheit die Rosse seines Genius vorspannt, „und die Verlorne zurückführt; nichts von Stef„fens, dem Posaunenengel, der in den Verstei„nerungen den Erlöser, und in dem Dunkel aber„gläubischer Unwissenheit das Licht der Wissenschaft „entdeckt; nichts von dem Absoluten und der Ab„solution des Herrn von Haller; nichts von der „reichen Unbedeutsamkeit Adam Müllers. Den„noch greift er, frech und kalt, die ehrwürdigsten „Lehren, die mit dem hellsten Sternenlichte glän„zenden Personen an, — ein negirender Geist, der „alles Gemüthliche, sogar die deutschen Kittel durch „den Verstand zu verdrängen sucht. Wenn er bis„weilen unterhält, so geschieht dieß selten, und stets „weiß man am Ende nicht, was er will; höchst „wahrscheinlich, ja mehr als wahrscheinlich ist es, daß

„er selbst es nicht weiß. — Gewisse Ausfälle ge„gen deutsche Gelehrte, die sich der Verfasser er„laubt, soll man mit Verachtung übersehen, oder „als Sesselträger-Sitten stempeln. Lernen wird „Niemand etwas aus diesen Schriften, weil „der Leser, zu welcher Partey er auch gehöre, „alles besser weiß und viel gründlicher denkt, als „der Verfasser, der nur Einfälle hat, aber nie ge„dacht zu haben scheint. Einige seiner Aussprüche „könnten gefallen; doch sehe man sich vor: es „schlummert eine Schlange unter diesen Rosen. — „Es finden sich auch Druckfehler im Buche, die man „als Beweise der Unwissenheit des Verfassers anse„hen kann und soll. Um jedoch nicht ungerecht zu schei„nen, läugnen wir nicht, daß er, unter der Leitung ei„nes der Heroen unserer neuesten Literatur, ein viel „versprechender Schriftsteller hätte werden können. „Seine Unabhängigkeit dagegen ist unausstehlich."

So enthüllte die Somnambüle den Schleier der Zukunft.

Beiläufig ersuche ich jede Literatur- oder andere Zeitung, welche diese fertige und erschöpfende Recension aufzunehmen geneigt seyn sollte, das Honorar dafür an das ihr zunächst liegende Irrenhaus, gegen Quittung einzusenden.

Ich wünsche, daß das bisher gesagte jede Wißbegierde befriedigen könnte. Indessen sieht vielleicht ein ehrlicher Leser alle diese Erklärungen nur

für unnütze Reden an, aus denen er nicht klug werden kann; daher er mich aufs Gewissen fragen möchte, was ich denn so recht eigentlich, so in der innersten Seele, mit dieser Vorrede, wie mit den nachfolgenden geheimen Papieren, gewollt habe. Da könnte ich ihm denn leicht zwanzig verschiedene Antworten geben, und zwanzig andere Bogen damit füllen, die alsdann zugleich als Beweis der Unschädlichkeit dienen würden, während sie, auf einige Blätter zusammengedrängt, nothwendig die Welt erschüttern müßten. Ich könnte daran erinnern, daß in einer Zeit, wo Magnetismus und Gespensterseherei im Schwunge gehen, es kein Wunder sey, wenn plötzlich seltsame Töne sich hören lassen, die an den Wänden zu verklingen scheinen, wie jene Stimme in Neapel, in Göthes Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, von welcher unser großer Landsmann erzählt: „Ganz Neapel „sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, „alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftes„ten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen, „man stellte Spione und Beobachter aus." — Allein auch diese Wendung würde schwerlich genügen.

Ich will daher, um mich so kurz und deutlich als möglich zu fassen, an einen alten Freund erinnern, den man in den modernen Zirkeln vergessen zu haben scheint, dem ich aber, die Wahrheit zu sagen, lieber folge, als allen unsern Libe-

ralen, Servilen, Conſtitutionellen, Abſoluten, Repräſentativen, Feudaliſten, Alterthümlern, Deutſchthümlern, Unitariern, Myſtikern und wie ſie weiter heißen mögen. Dieſer alte Freund iſt der ehrliche Horaz, der in der erſten Epiſtel an Mäcen alſo ſpricht:

Ac, ne ſorte roges quo me duce, quo lare tuter:
Nullius addictus jurare in verba magiſtri,
Quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes.
— — — — — — — — —
Et mihi res, non me rebus submittere conor.
— — — — — — — — —
Mihi tarda fluunt ingrataque tempora quae spem
Consiliumque morantur agendi gnaviter id quod
Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit *)

Wer hat, in unſerer Zeit, wenn er dem Leben zuſah, und mit den eingeſammelten heilſamen Begriffen vom Staat verglich, nicht die Nothwendigkeit erkannt, ſich aus dem Wirbel entgegengeſetzter Winde zu retten und den Antheil an der Geſellſchaft dadurch zu ſichern, daß er die Beſchränkungen der Individualität abſtreifte, und von dem allgemeinen Leben aller civiliſirten Zeiten und Völker immermehr in ſich aufnahm! Denn dieß unterſcheidet den Barbaren von dem

*) Nach Wielands Ueberſetzung lautet dieſe Stelle, wie folgt:
Fragſt du, in welche von den Weisheitsſchulen
Athens ich eingeſchrieben ſey, ſo wiſſe:
in keine! frei, und ohne auf die Worte
von einem Meiſter, wer er ſey, zu ſchwören,
bin ich, wie einer der zu Waſſer reiſet
bald hier, bald da, wohin der Wind mich wirft.
— — — — — — — —
— — — ſtatt mich ſelbſt den Dingen

Gebildeten, daß jener die Palliſaden um ſein Lager als Schranken der Welt geltend macht, während dieſer, ein Glied der Menſchheit, in dem Leben der Jahrtauſende ſeine Heimath findet.

Dies iſt alles, was ich von meinen letzten Abſichten zu ſagen weiß.

Indem ich nun einmal ehrlich dem Publikum meine Geheimniſſe offenbare, muß ich mich auch zu einer Schwachheit bekennen, die zwar jedem Schriftſteller natürlich iſt, darum aber nicht weniger der Nachſicht bedarf. Ich wünſche nämlich, daß die flüchtigen Verſuche, die ich in dieſer Sammlung bekannt mache, nicht durchaus als frivol, als von allem Ernſt und aller Brauchbarkeit in unſerer Zeit entblößt, angeſehen werden möchten. Vieles iſt leicht hingeſagt, was dem denkenden Leſer doch nicht als oberflächlich erſcheinen ſoll. Die Zierlichkeit der Schreibart iſt oft abſichtlich vernachläſſiget, wo es darauf ankam, Dinge zu ſagen, die mehr durch ihren Inhalt, als durch ihre Einkleidung, die Aufmerkſamkeit erregen, die vielleicht daran erinnern ſollen, daß es mehr darauf ankomme, gut zu handeln als gut zu ſchreiben; daß es nicht außer der Zeit ſey, das Allbekannte denen zu ſa-

zu unterwerfen, ſeh' ich wie ich's mache,
ſie unter mich zu bringen. — —
Es ſchleichen langſam und verhaßt die Zeiten mir
dahin, die meinen Plan und meine Hoffnung hemmen
mit Ernſt zu treiben, was dem Armen gleich
als wie dem Reichen nützt, und was, verſäumt,
dem Jungen wie dem Alten Schaden bringt.

gen, welche, wenn der Zauber der Sprache sie anzieht, es bei dem Vergnügen daran bewenden lassen, und in der Wirklichkeit gerade das Natürlichste und doch Nöthigste aus den Augen setzen. In solchen Fällen gehört Muth dazu, und ist es vielleicht ein Verdienst, auf den Schmuck der Rede zu verzichten, und was zu wissen noth thut, in seiner Nacktheit, ohne kunstmäßig geworfenes Gewand, hinzustellen.

Es gibt Zeiten, wo der Schriftsteller, aufgereizt durch vielseitiges Gedränge, nur an die Bedürfnisse des Augenblicks denken soll; wo er nicht schweigen darf, aber sich's versagen muß, an die Nachwelt zu denken und ihr eine bleibende Arbeit zu überliefern; wo der Lohn, den er sich vorsetzt, darin besteht, daß seine Rede im Augenblick ihre Wirkung nicht verfehle, wenn auch die Nachkommen sie für unnöthig halten, und, zugleich mit dem drängenden Anlaß, vergessen mögen. Bei Sturm, bei Feuersgefahr, bei Erdbeben kommt es nicht darauf an, in zierlichen Wendungen den Bedrohten warnende Worte zuzurufen. Das allgemeine Gefühl der Noth führt aus, was der einfache Zuruf bemerklich macht.

Doch würde ich vergeblich diese Entschuldigungen anbringen, wenn nicht in meinen Bemühungen selbst, und in ihren Anlässen, Gründe der Rechtfertigung für mich sprechen sollten. Darüber zu entscheiden, ist aber nicht mein Geschäft; ich überlasse es vertrauensvoll denen,

welche, was von dem öffentlichen Leben in Deutschland noch übrig ist, mit Unpartenlichkeit beobachten, welche das Wohlwollen gegen alle Verirrten sich erhalten, und an Aussöhnung der Kämpfenden nicht verzweifeln, sondern durch Kraft des Geistes, Stärke des Willens und moralischen Muth, an Herstellung des Friedens der Gemüther zu arbeiten sich berufen fühlen. Sie wissen, was die Zeit verlangt; von ihnen wünsche ich, als befreundet in dem Streben, die Besonnenheit zurückzurufen, erkannt, und als ein, mit Aufopferung aller persönlichen Vortheile, für die Ehre der Zeit bereitwilliger Kämpfer, begrüßt zu werden.

Dieß Zeugniß wenigstens wird man dem Verfasser nicht versagen, daß er keiner Partey angehöre, um den Beifall keiner derselben buhle, sondern nur für Billigkeit und Recht, für Gesetz und Ordnung, für Civilisation und Menschenwürde seine Kräfte, soviel die Natur ihm davon zugewogen, zu gebrauchen bemüht sey.

Der Verfasser.

I.

Miscellen

über

Welt und Zeit.

1.

Wenn gleich die Welt zu Zeiten durch den geringſten Grad von Weisheit regiert wird, ſo kann doch der Verſuch nicht gelingen, ſie ohne alle Weisheit zu regieren. Jede Regierung ſoll daher einen Schatz von Weisheit haben, durch den ſie das Papiergeld der Proclamationen und Verſprechungen zur Verfallzeit einlöſen kann.

2.

Iſt es Mode geworden, die Regierungen zu tadeln, ſo ſpielt jeder wohlgekleidete Menſch den Staatsmann; Kritik politiſcher Maasregeln wird dann wohlfeil, doch gewöhnlich iſt ſie nur Fabrikwaare, die im Gebrauch nicht aushält.

3.

Es können die Maasregeln einer Regierung weiſe ſeyn; wenn ſie aber, in nicht ſeltenen Fällen, ihre wahren Beweggründe verſchweigen muß, und vielleicht untergeordneten Köpfen überläßt, der Welt irgend ſcheinbare Gründe vorzulegen: ſo dienen dann die letzteren den vorlauten Schreyern als Belege eines Tadels, der doch ungerecht wäre. Nichts iſt ſchwerer, als gründlich und unparteyiſch die Handlungen der Regierungen zu würdigen. Die Jour-

naliſten urtheilen nach Leidenſchaft, Parten-Anſicht, und aus Gewinnſucht, auf eine Art die bey einem ſchmähſüchtigen Publikum den beſten Abſatz findet; ſie urtheilen ohne Kenntniß der Akten, ehe die Akten geſchloßen ſind, am häufigſten ohne Ahnung deſſen, was nicht in den Akten ſteht, und gleichwohl in letzter Inſtanz entſchieden hat.

4.

Wird in Kämpfen der Parteyen auf allen Seiten gefehlt, ſo ſoll der weiſe Mann ſich zu keiner halten; doch kann er verſuchen, jede zu belehren. Sie fallen dann vielleicht alle über ihn her, was um ſo beſſer, weil er als Mittel der Vereinigung und Verſöhnung dienen kann. Dazu möchte ſich allerdings nicht Jeder Preiß geben; denn die meiſten Menſchen haben nur Muth, wo nichts zu wagen iſt.

5.

Die Elemente der Unzufriedenheit in einem Lande ſind ein Capital, das durch verkehrte Maasregeln der Regierung auf Zinſen angelegt wird — zum Vortheil künftiger Eroberer.

6.

Die Jakobiner freuen ſich, wenn ihre Gegner Grauſamkeit gegen politiſche Ketzer, Verfinſterung des Volks, Geiſtesdruck und dergleichen Barbareien ſich zu Schulden kommen laſſen. In jeder Abweichung von Weisheit und Gerechtigkeit ſehen ſie eine Vorbereitung zum Umſturz des Beſtehenden und die Verkündigung eines Sieges der Revolutionäre. Sollte es ſchwer ſeyn, ihnen dieſe Freude zu verderben?

7.

Nicht ein einzelner Grundſatz, ſondern ein Syſtem von Principien, kann die moraliſche Stärke der Staaten

ſichern. Wer es anders meint, gleicht den Leuten, welche ſich von den zehen Geboten eins zur Befolgung auswählen, und dadurch mit der Tugend ſich abzufinden wähnen.

8.

Der Luftſtrom des geiſtig-ethiſchen Lebens bewegt ſich mitten durch die Staaten; wer ſtille ſteht, dem zieht die Zeit über den Kopf hinweg, und er bleibt zurück. Ein hinter der Zeit zurückſtehender Staat iſt ein kindiſch gewordener Mann, welcher über Verderbniß der Jugend jammert, während dieſe ſich freudig in einem neuen Leben bewegt.

9.

In keiner vorhandenen Zeit haben die Menſchen weder ihre phyſiſche, noch geiſtig-moraliſche volle Ausbildung erreicht; mit den Fortſchritten der Civiliſation entwickeln ſich neue Kräfte, welche in die Organiſation des Staats eingreifen: die Stabilität kann daher weder das einzige, noch erſte Princip der höheren Politik ſeyn. Nicht das Stillestehen, das Fortſchreiten iſt das Bleibende im Staate, und das erſte beſtehende Recht der Geſellſchaft fordert die Möglichkeit einer freyen Bewegung im Geiſterreiche. Alle große Regenten haben ihr Volk und ihre Zeit weiter geführt: Carl der Große, Alphred, Heinrich IV., Ludwig XIV., Peter I., Friederich II., Napoleon. Die Liebhaber der rückſchreitenden Bewegung haben keinen Helden in der Geſchichte als Muſter aufzuweiſen.

10.

Der Krieg der Geiſter gegen ihre Feinde wird darum heimlich geführt, weil die Feinde den Geiſt nicht zu finden wiſſen, und ihn ſuchen, wo er nicht iſt. Wird einmal der Krieg öffentlich, ſo iſt auch der Sieg entſchieden. Darum iſt jede öffentliche Anfeindung der Geiſter eine

Huldigung ihrer Ueberlegenheit und ein Geſtändniß der Schwäche.

11.

Man kann einen großen Mann tödten, nicht ſeine Wirkſamkeit. Napoleon hat nach ſeinem Tode größere Siege erlangt, als im Leben: er hat die Herzen der Völker gewonnen. Selbſt die Bewohner der Vorſtadt St. Germain huldigen ſeiner Größe; nur die Liberalen *) wandeln noch im Traume: ſie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen. Darum werden ſie auch überall geſchlagen.

12.

Einige fromme Leute wollen die Gleichheit ſo wenig auf Erden, als jenſeits des Grabes dulden; ſie ſuchen daher im Himmel Salons, zur Bequemlichkeit für die gute Geſellſchaft, einzurichten. Da Sokrates und Plato das Unglück hatten, nicht von Adel zu ſeyn, ſo wird ihnen von Herren, die auf Erden nichts von ihnen wußten, wohl auch im Himmel der Zutritt zu den Salons verſagt werden, — was ein Troſt für Plebejer ſeyn kann.

13.

Hunger und Durſt werden noch nicht als aufrühreriſche Geſinnung angeſehen; mit dem Durſt nach höherer Erkenntniß iſt es ſchon anders, und mit Recht: denn dieſer kann zu Verwüſtungen in den einträglichen Provinzen des Aberglaubens Anlaß geben.

14.

Es kann ſich eine große Geſinnung ſelbſt an der Krücke des Irrthums aufrichten. So war es, als die

*) Der Ausdruck „die Liberalen" wird hier nur als Bezeichnung einer Partey gebraucht, und leidet keine Anwendung auf liberale Geſinnungen und Grundſätze.

Deutſchen im Kriege gegen Napoleon gegen Tyranney zu kämpfen glaubten. Soll dieſe Geſinnung zugleich mit dem Irrthum verbannt ſeyn?

15.

Es giebt einige Männer des 19ten Jahrhunderts; die Maſſen ſind noch an die Meilenzeiger des 16ten gefeſſelt.

16.

Ein Volk ohne öffentliches Leben iſt ein Taubſtummer: was die Weiſen ſprechen, hört er nicht, und was er ſelbſt denkt, muß er verſchweigen. In Griechenland und Rom befruchtete das öffentliche Leben alle Blüthen der Humanität, die in der ſtummen Barbarey des Nordens nie gedeihen können.

17.

Die Türken in Athen und die Miſſionäre im Zeitalter Napoleons geben Stoff, über den Wechſel menſchlicher Schickſale nachzudenken. Wer bürgt, daß dem letzten Wechſel kein anderer folgen werde?

18.

Furchtbarer als die Vernunft in Druckſchriften, iſt die Rachſucht im gepreßten Herzen der Sklaven.

19.

Die durch Geiſter, im Heiligthum der Wiſſenſchaften, erzogene öffentliche Meynung läßt ſich nicht wie eine Compagnie auf dem Paradeplatz commandiren; ſie iſt eine zarte Schöne, deren Gunſt nur durch ſittliche Bewerbung gewonnen wird.

20.

Wenn die Vernunft den Tag herbeiführt, zerfallen auf Finſterniß geſtützte Throne in Trümmer.

21.

Es giebt eine heilige, allein seligmachende Kirche: das eigene Gewissen. Dies ist der Statthalter Gottes auf Erden; wehe, wen er in den Bann der Vernunft und Tugend erklärt! dann ist die Gemeinschaft mit Weisen und Guten gelöst.

22.

Es giebt Menschen, die kein Vaterland haben, und ihre Tugend den regierenden Häusern zu verkaufen bereit sind.

23.

Alle edlen Herzen sind eine sichere Zuflucht für den freyen Mann, den ein Tyrann verfolgt. In dieser unsichtbaren Schweiz weiß man nichts von gebieterischen Noten.

24.

Willst du deine Freunde prüfen, so erzähle ihnen, du seyst in Ungnade gefallen.

25.

Der Tapfere ist nützlich am Tage der Schlacht, der Tugendhafte ist der Mann für alle Tage.

26.

Was ist die Tugend? Sie ist das Opfer des Egoismus zum Besten der Gesellschaft. Sie erfordert Einsicht in die Bedürfnisse des Staates, und Kraft, diesen Bedürfnissen abzuhelfen. Der Dumme und der Schwache können nicht tugendhaft seyn. Zur Tugend gehört Genie, wie zur Uebung der Kunst. Dieß ist was St. Augustin die Gnade der Auserwählten nannte. Wie ein Kunstwerk nicht von jedem verstanden wird, so auch mit den tugendhaften Handlungen. Indessen giebt es Stümper, welche den Beifall des Pöbels leicht gewinnen.

27.

Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Staatsmann und den Staatsbeamten: jener lebt in der Idee des Staats und realisirt sie, wie der Künstler das Geistige versinnlicht; diese sind oft nur Handlanger bei dem Gerüste, und wissen nichts vom Gebäude, das aufgeführt werden soll; wie dürften sie sich nun anmaaßen, die Architekten zu meistern?

28.

Nur Menschen mit einer stillen, auf die leisen Töne der Natur horchenden Seele wissen, was der Lärm in der Welt zu bedeuten hat.

29.

Vielfach wird unsere Zeit eine tiefbewegte genannt; andere glauben, sie sey eine bis in die Tiefe des Lebens stockende Zeit. Da der Glaube etwas ist, dessen letzte Gründe anzugeben man nicht genöthigt werden kann, so ist vergönnt, zu glauben, daß in unserer Zeit etwas vorbereitet wird, dessen Sinn allen Parteyen noch unbekannt ist. Die Keime der Zukunft liegen im aufgewühlten Boden verborgen. Die Revolutionäre halten das aufgeschossene Unkraut der Zeit für den werdenden Wald; die Contrerevolutionäre dagegen stecken abgehauene Bäume in die Erde und versichern, sie würden mit den faulen Wurzeln wieder zusammenwachsen. Was sollen ernste Männer zum Kinderspiel sagen? Dürften sie schwach genug seyn, zu fürchten, es möchte die alte todte Zeit zurückgebracht werden? Werden sie den Botanisten des Unkrauts Schuld geben, daß sie die Wälder der Zukunft umhauen?

30.

Wem die Vorsehung großes Glück zuwendet, dem leiht sie es unter der Verbindlichkeit, Großes zu thun.

31.

Kleine Menschen sind dem Eigendünkel hingegeben, als könnten sie die Welt nach Willkühr leiten; der große Mann weiß, wie wenig dies möglich ist: er erforscht die Richtung der Kräfte und will nichts mehr, als ihnen die Umwege ersparen.

32.

Ein Schiff, das gerade gegen den Wind segelt, gewinnt, selbst durch Laviren, wenig Raum. Dies ist die Ursache, warum es hier und da nicht vorwärts geht.

33.

Welchem Ziele streben die heutigen Völkern entgegen? Sie wissen es nicht; aber der Genius der Menschheit leitet sie zur Entwickelung, und auf dem Wege streifen sie ab die zerrissenen Kleider des Aberglaubens und der Sklaverey.

34.

In zweihundert Jahren wird jeder Bauer wissen, was heute kurzsichtige Censoren aus dem Buche des Lebens streichen möchten. Armselige Tagthierchen, die, nach untergegangener Sonne, die Lehre verbreiten, es sey für ewig Nacht geworden!

35.

Einseitige Köpfe wollen jeden Widerspruch vernichten, und alles Daseyn auf Ein Prinzip zurückführen. Bei diesem Versuche haben sich selbst Philosophen, die dogmatisirenden nämlich, als wahre Despoten betragen. Die Natur erzeugt Leben nur aus dem Verein des Widersprechenden; die Wissenschaft ist todt, so lange es ihr nicht gelingt, der Natur dies Geheimniß abzulauschen. Leicht ist es freylich nicht: man muß den Blitz zu fassen verstehen.

36.

Das monarchiſche Prinzip allein ſoll herrſchen? Iſt es denn etwas anders als das Reſultat organiſch verbundener demokratiſcher Elemente? Ueber Steine mag der Baumeiſter nach Gefallen gebieten und ihre Stellung anordnen; Menſchen haben Seele, Geiſt und ethiſche Kräfte, und laſſen ſich nicht nach Willkühr behauen, oder geduldig mit Mörtel und Kalk verkitten. — Das demokratiſche Prinzip dagegen kann eben ſo wenig für ſich beſtehen, ohne das geiſtige Band des monarchiſchen; es wäre ein Haufen von Maſſen, ohne organiſches Leben. Die den König vom Volke trennen, ſind nicht weniger Umwälzer des Staates, als die das Volk gegen den König empören. Weiſe ſoll der König regieren und weiſe ſoll das Volk gehorchen. Alle Revolutionen ſind aus dem Vergeſſen dieſer einfachen Wahrheit entſtanden. Der erſte Vezir jedes weiſen Herrſchers ſey: Achtung der Rechte des Volks; denn das Volk hat Rechte, weil es aus Menſchen beſteht. Der erſte Tribun jedes civiliſirten Volkes ſey: Ehrfurcht vor der königlichen Würde; denn dem Könige gebiert Ehrfurcht, weil er der Repräſentant iſt der Weisheit und Gerechtigkeit, ohne welche die menſchliche Geſellſchaft nicht beſtehen kann, und weil er in ihrer ganzen Heiligkeit ſie uns bewahren ſoll. Die königlichen Rechte verlezt, wer den ihm anvertrauten Theil der königlichen Macht zur Uebung der Thorheit und Ungerechtigkeit mißbraucht, oder die Ordnung in eine moraliſche Unordnung verkehrt; wer die Ehrfurcht unmöglich macht. Die Rechte des Volks verlezt, wer daran arbeitet, Menſchen zu Maſchinen herabzuwürdigen, und ſtatt den Geiſt zu wecken, ihn unterdrückt; wer das allgemeine Wohl dem Privatvortheil einiger Günſtlinge des Glücks unterordnet. Jede Verlezung der königlichen Rech-

te iſt zugleich ein Angriff auf die Rechte des Volks; denn das erſte Recht des Volks iſt die Heilighaltung der königlichen Würde. Jede Verletzung der Volksrechte iſt zugleich eine Anfeindung des Thrones, weil der König um ſo ehrwürdiger und mächtiger iſt, als er über ein phyſiſch und moraliſch reiches Volk gebietet.

37.

Napoleon ſchrieb im Jahr 1797: „Ich weiß, daß einer Handvoll Schwätzer, die ich richtig bezeichne, wenn ich ſie Narren nenne, es nichts koſtet, eine Univerſal-Republick zu wünſchen.“ Die damals ſiegreichen Republikaner glaubten ſich berufen und verpflichtet, ihre Regierungsform in der ganzen Welt, unabhängig von dem Zuſtand und dem Intereſſe der Völker, gewaltſam einzuführen. Sie hatten Unrecht, weil unmöglich ein und dieſelbe Verfaſſung für alle Staaten paſſend ſeyn kann. Würde man Recht haben, eine und dieſelbe Monarchie überall mit Gewalt einführen zu wollen? Soll oder kann man nicht weiſer als jene Republikaner ſeyn? Sollen wir noch immer unter dem Gebot revolutionärer Maßregeln ſtehen? Denn alles iſt Revolutionär, was die Natur in ihren Entwickelungs-Prozeſſen gewaltſam ſtört; und es iſt gleich thörigt den Keim in Einem Tage zum Baum hinaufzutreiben, als den Baum wieder in den Keim zurücktreiben zu wollen. Solch Beginnen kann den Frieden nicht ſichern: dieſer iſt, bey den Kämpfen um Nationalrechte, nichts anders als Rückkehr zur Natur der Geſellſchaft; nun ſind aber Jakobiner wie Jeſuiten nur kranke Auswüchſe der Natur, unverträglich mit ihrem geſunden Zuſtande.

38.

Das Chriſtenthum hat in unſern Tagen nur wenige ächte Bekenner, die, nach geprüfter Ueberzeugung, den

moralischen Vorschriften dieser Lehre folgen, ohne durch äußere Beobachtung der Ceremonien Wucher vor der Welt zu treiben. Die Heuchler haben keine Religion und sind keine Christen. Eben so wenig kann die Religion eine Frucht der Gedankenlosigkeit und bequemer Gewohnheit seyn. Es giebt auch Leute, welche sich für aufgeklärt halten, und vom Aberglauben nichts wissen wollen, ihn jedoch ruhig fortbestehen lassen, aus Furcht vor der Macht des Aberglaubens, oder weil sie ihn für einen Zügel des Volkes halten. Wir sollen aber Gott mehr fürchten als den Menschen, d. h. nicht dulden, daß das Heiligste zur Karikatur verzerrt werde. Die Religion zur Polizei-Anstalt herabwürdigen, heißt den Homer zum Stallmeister machen. Das ächte Christenthum soll Religion, nicht Mönchthum, Jesuitismus oder Pabstthum seyn; es soll seine Bekenner ermuthigen, sich kühn und würdig jedem Afterdienst zu widersetzen. Wo ist die Kirche, welche diese Religion, im Geiste der Wahrheit und des Lichtes, rein in sich zu bewahren sucht? welche die Heuchler und Wucherer von sich entfernt, und an Einführung eines moralischen Reichs Gottes arbeitet? Ist diese Kirche nur eine unsichtbare, durch die Wirksamkeit aller guten Menschen gebildete Gemeinschaft?

39.

Das Wort: „Gott" bezeichnet nicht einen einfachen Begriff, sondern eine ganze Reihe von Empfindungen, Bildern, Gleichnissen, Ahnungen, Hoffnungen, Vorstellungen und Schlüssen, welche Reihe, indem sie durch die Seele geht, dieselbe erleuchtet und erhebt. Da diese Reihe fast in jedem Menschen sich anders gestaltet, so scheint es, als ob jeder seinen eigenen Gott hätte. Darum ist es schwer, sich über den Begriff zu verständlichen. Die Hebräer wurden von einer philosophischen Ansicht geleitet, indem

sie den Jehova für den Unaussprechlichen erklärten. Wenn es indessen Vermessenheit ist, das Wesen der Gottheit ergründen zu wollen, so kann ihre Erhabenheit über menschliche Fassungskraft doch den falschen Propheten nicht zu Statten kommen, und wir dürfen, ohne Gefahr zu irren, behaupten, daß man Gott sich nicht als ein mit menschlichen Leidenschaften, mit Zorn und Rachsucht, begabtes Wesen vorstellen soll, welches Wohlgefallen hätte an schuldlosen Opfern, und nur Eine Art des Ausdrucks des Unaussprechlichen mit Gewalt eingeführt wissen wolle. Solcher Aberglaube ist Gotteslästerung, und wird aufhören, wenn einmal religiöse Menschen die Pflichten der Religion üben und den Afterdienst mit Ernst (d. i. mit Gefahr ihre Stellen zu verlieren) bekämpfen.

40.

Auf Unsterblichkeit der Seele trotzen diejenigen am meisten, die keine Seele haben.

41.

Unter allen Künsten fordert die Religion das größte Genie — zum Schaffen, wie zum Verstehen. — Der wahre Mahler sieht in jedem Bilde die ganze Kunst, es sey durch Uebereinstimmung oder Widerspruch des Bildes mit den Gesetzen der Kunst. So kann der religiöse Mensch selbst im Fetischdienste die Religion entdecken. Der Fetischdiener aber weiß nichts von Religion; er ist um so entfernter von ihr, als er seinen, aller Vernunft hohnsprechenden Aberglauben, für göttliche Offenbarung hält, und als solche mit Gewalt geltend zu machen sucht. Die wahren Gottbegeisterten Menschen üben in Demuth die Kunst. Von dieser göttlichen Kunst besitzt Schleiermacher, einer der beseeltesten Männer deutscher Nation, ein klares, lebendiges Gefühl, das in seinen Reden

über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern, mächtig wiedertönt. Doch hat er im Praktiſchen ſich nicht höher verſucht, als daß er ein erblaßtes Gemälde wieder zu übermalen verſuchte. Auch dieſes ſoll dankbar anerkannt werden, da er, der Prediger ächter Frömmigkeit, in unſerer frömmelnden Zeit, welche ſelbſt Philoſophen zu Capuzinern machte, einſam da ſteht in der weiten kalten Oede.

42.

In jeder Periode ſittlicher Entwikelung beſpannt ſich der öffentliche Geiſt mit neuen Saiten. Wer dann den Akkord der Religion zu greifen verſteht, der reißt die Gemüther mit ſich fort, und, unaufgehalten von Menſchenfurcht, öffnet er ihnen das Thor der Heiligkeit im All. Es kommt aber eine neue Zeit, wo die alten Saiten ſpringen, und nur die Taſten übrig bleiben, deren ſich der Künſtler bediente. An dieſe Taſten ſezen ſich die Diener des Aberglaubens, und meynen, wir ſollten das Geklapper des Holzes für Muſik halten.

43.

Voltaire's Verſpottung des Aberglaubens kann ihm nur von Fetiſchdienern als Atheismus angerechnet werden. Was konnte ihn lehren, die Heuchler verachten, wenn nicht die Erkenntniß unendlicher Erhabenheit der Religion über das Gaukelſpiel der Heucheley?

44.

Die Syſteme der Weiſen ſind nicht ihre ganze Weisheit, ſie ſind nur Gerüſte, Fachwerk, aufzubewahren die Ausſprüche einer von der Wahrheit durchglühten Seele. Wer Rouſſeau's Syſtem widerlegt, hat darum noch nicht Rouſſeau's Geiſt vernichtet. Die Geiſter ſind unſterblich.

45.

Wenn die Weisheit selbst vom Himmel käme, was würde sie den Nationen rathen? Sich zunächst nach der Fähigkeit umzusehen, guten Rath zu verstehen. Das Übrige würde sich finden.

46.

Wie! Nachdem Lessing und Herder gewirkt, Kant im Chaos des Wissens aufgeräumt, Wieland die Grazien in Deutschland eingeführt, und Göthe den Vorhang vom reinen Himmel der Dichtung aufgezogen, — finden Mystiker, Leibeigene Knechte des Absoluten, Ascoten und reimende Gecken noch Gehör unter uns? Wie wundert ihr euch denn, daß nach Napoleon Missionäre ihr Wesen treiben können! Die Barbarei ist euch noch lieb und ehrwürdig; darum schöpft mit dem Siebe des Sisiphus, wer euch als civilisirte Menschen behandelt. Die günstige Zeit habt ihr nicht verstanden; jetzt hilft keine Täuschung, die entflohene Gelegenheit kommt nicht wieder.

47.

„Etwas müssen wir doch thun!" sagen Einige und wissen nichts besseres zu thun, als sich an Göthe's Ausspruch zu halten:

„Kinder der Klugheit, o haltet die Narren
„Eben zum Narren auch, wie sichs gebühret!"

Warum hat Hr. v. H. so viele Anhänger, als weil er sich auf diese Klugheit versteht? Denn daß es diesem scharfsinnigen Manne Ernst mit seinen Doktrinen sey, können nur Leute glauben, die nicht scharfsinnig, vielleicht etwas blödsinnig sind. Der Dummheit geradezu auf den Leib gehen, und sie bei Namen nennen, kann unter gewissen Umständen allerdings selbst Dummheit seyn.

48.

Ihr fragt: was aus allen Anfeindungen des Zeitgeistes werden soll? Ihr fürchtet Verwüstung im Gebiet der Moral und Intelligenz! Seyd ruhig! Moral und Intelligenz sind der Gulliver; die Pfeile und Spieße der Lilliputer können seine büffellederne Weste nicht durchdringen.

49.

Die größten Männer bedürfen des Schlafs, und stehen dann gestärkt wieder auf. Ein civilisirtes Zeitalter legt sich bisweilen zur Ruhe, Schlummer lähmt seine Glieder, und Träume haben freyes Spiel; zur bestimmten Stunde aber erwacht es mit erneuerter Kraft. Feinde der Civilisation wird diese Bemerkung verdrüßen; dies ist gerade meine Absicht.

50.

Es ist nicht genug, das Ziel, es ist nothwendig auch den Weg zu kennen. Nicht alle Wege führen nach Rom.

51.

Wenn Betrunkene ihre Feinde und Freunde nicht mehr unterscheiden, kann man sie sich selbst überlassen; ohne unser Zuthun arbeiten sie an der eigenen Niederlage.

52.

Wer kennt die Menschen? Nicht wer Weisheit von ihnen erwartet, sondern ein Gemisch von viel Thorheit und etwas Verstand in ihnen unterscheidet. Ihr Wohlthäter kann werden, wer an dies Bischen Verstand ihr Interesse zu knüpfen versteht. Auf Dankbarkeit aber soll keiner rechnen; auch sucht sie der edle Mann nicht.

53.

O'Meara fragte den Kaiſer, was geſchehen wäre, wenn er die Schlacht von Auſterlitz verloren hätte! Doctor, antwortete Napoleon, dann wäre es eben anders gekommen. — Darf man die Deutſchen fragen, was geſchehen wäre, wenn der Kaiſer Eroberungen für ſie gemacht, ohne Truppen von ihnen zu fordern; wenn er ſie nach Herzensluſt hätte reden und ſchreiben laſſen, und, etwa wie ſeine Juden, zu einem Sanhedrin zuſammenberufen, damit ihre Gelehrten, Advocaten und Publiziſten mit hergebrachter Weitſchweifigkeit und Pedanterei, mit Förmlichkeiten und ſpitzfindigen Unterſcheidungen über Inſtruktion und Competenz, die Zeit zu verderben die Freiheit gehabt? Darf man antworten: dann wäre es eben anders gekommen?

54.

Wem Gott geſunden Menſchen-Verſtand giebt, findet es nicht unbegreiflich, wenn andere Leute, ohne denſelben, in den ſchwierigſten Angelegenheiten fertig zu werden ſich ſchmeicheln.

55.

Es iſt ein ſchlimmes Zeichen für die Prieſter, wenn ſie den Schriftſteller der gegen Aberglauben ſchreibt, als ihren Feind verfolgen. Auch der Adel ſetzt ſich herab, wo er jeden Spott über Strohjunker auf ſich bezieht. Undenkbar iſt, daß weiſe Regierungen einen Angriff darin ſehen werden, falls die Nachtheile unkluger Maasregeln nachgewieſen werden.

56.

Franzöſiſche Liberale haben behauptet, die Oppoſition ſey in einem wohlgeordneten Staate nothwendig. Es giebt aber nichts ehrwürdigeres, als eine gute Re-

gierung: wie kann es nun nothwendig seyn, sich ihr zu opponiren? Es muß einem Menschen, der sich einer solchen Regierung nicht auf das Innigste anschließt, durchaus an Talent und Tugend fehlen. Und wirklich ist bisweilen die Opposition nur eine kranke, unruhige, eitle oder ehrgeizige Schwäche, die nichts höheres über sich anerkennen will. — Mancher Freund bürgerlicher Verbesserung hätte in den neuesten Zeiten trübselige Täuschungen sich erspart, hätte er den Gehalt vorlauter Feinde der Regierungen gründlicher geprüft.

57.

Das größere Talent wird vielmehr an Versöhnung arbeiten, als dem Hasse neue Nahrung geben wollen; auch wäre die Versöhnung wahrscheinlich längst zu Stande gekommen, wenn nicht talentlose und zweideutige Menschen sich angemaßt hätten, die Sache der Regierungen zu vertheidigen. Ein schlechter Advocat kann die beste Sache lächerlich machen; was schlimmer, er entfernt die Guten, die nicht auf einer Linie mit ihm stehen wollen.

58.

Man mag die schlechten Schriftsteller unterdrücken; aber man soll den Beruf zu solchem Verfahren dadurch beurkunden, daß man große Talente in Ehren hält. Welchem deutschen Schriftsteller ist, seit Einführung der Censur, eine Auszeichnung durch Anerkennung, nicht durch Anfeindung, zu Theil geworden? Ludwig XIV. wußte wie nützlich es sey, die Talente für sich zu gewinnen; er ertheilte Belohnungen selbst an auswärtige Gelehrte, die dann ohne Zwang seine Verehrer wurden. Den Gelehrten Ketten anlegen, würde keine gute Politik verrathen.

59.

Unter Ludwig XV. hatte ein Chemiker eine Masse erfunden, die unter dem Wasser fortbrannte. Freie Gedanken sind Funken der Seele, die nicht verlöschen, auch wenn Unwissenheit und Blödsinn all ihr Wasser über sie ausschütten.

60.

Viele Menschen glauben einen Willen zu haben, weil ein Etwas in ihnen weht, wie der Wind, sie wissen nicht woher, noch wohin. Der wahre Wille kann nur das Resultat seyn einer Kraft, die sich versucht hat in Ermessung der Natur der Dinge, wie des menschlichen und des individuellen Geistes. Wie mögt ihr sagen, ihr habt einen Willen, da eure Gedankenlosigkeit am Tage liegt, und ihr Dinge unternehmt, die mit Natur und Vernunft in Widerspruch stehen? Ein Mensch, der einen Willen hat, ist die seltenste Erscheinung in der moralischen Welt. Der Wille kann Berge versetzen; wie sollte er nicht den Schutt wegräumen können, unter welchem die Barbarey den Tempel der Humanität verschüttet hat? Wer dieses will, hat den wahren königlichen Willen; in ihm ist das monarchische Prinzip.

61.

Als Alp Arslan den Thron bestieg, rief er aus: „Ich bin ein König, und noch seufzet mein Volk in „Sklaverey! Wo ist mein gutes Schwerdt, daß ich die „Fesseln löse der Menschen, meiner Brüder!“ Die Höflinge entsetzten sich über solche Rede; Malek aber, ein tapferer Krieger, sprach zum Volke: „Seht, dieser ist „ein König!“ und zu Arslan: „Herr, gebiete über dei„nen Diener auf Leben und Tod!“

62.

Wenn ein Haufe losgelaſſener, dummer oder hämiſcher Teufel ſich anſchickte, öffentliche Vorleſungen über Moral und Religion zu halten, würden ſie im heutigen Europa Zuhörer finden?

63.

Während große Männer beſchäftigt ſind, höher auf der Leiter der Zeit zu ſteigen und dem menſchlichen Geiſte eine weitere Ausſicht zu gewinnen, arbeiten kleinſelige Leute daran, zeitabwärts zu gehen, und den Geiſt wieder in die Wiege zu legen. Dabey ſammeln ſie Bleyklumpen, welche ſie den Denkern an die Füße binden möchten; aber dieſe ſind ihnen ſchon weit über die Köpfe hinweggeſchritten.

64.

Swift ſagt: „Wenn ein Mann mit Glanz in der „Welt auftritt, ſo gebt Acht, ob die kleinen Geiſter ſich „gegen ihn zuſammenrotten; dies iſt ein ſicheres Zeichen, „daß jener Mann ein großes Genie ſey.“

65.

Pabſt Gregor II. ſchrieb im achten Jahrhundert an den griechiſchen Kaiſer Leo III, der den Bilderdienſt für Götzendienſt erklärt hatte: „Du beſchuldigſt die „Katholiken des Götzendienſtes und verräthſt in dieſer An„klage Deine eigene Gottloſigkeit und Unwiſſenheit. Die„ſer Unwiſſenheit müſſen wir wohl das Ungeſchliffene „Deiner Schreibart und Beweisgründe zuſchreiben; die „erſten Grundlinien der heiligen Schrift müßen Dich be„ſchämen; und kämeſt du in eine Leſeſchule und bekenn„teſt Dich als Feind unſers Gottesdienſtes: ſo würden die „einfältigen frommen Kinder ihre Fibeln Dir an den „Kopf zu werfen gereizt werden. — Du beſtürmſt „uns, Tyrann! mit leiblicher und Kriegs-Gewalt; unbe-

„waffnet können wir allein Christum, den Herrn der „himmlischen Heerscharen, anflehen, daß er den Teufel „Dir sende, den Leib zu zerstören und Deine Seele zu „retten.“ Was soll man sagen, zu dieser anständigen Sprache des heiligen Vaters gegen das erste Haupt der Christenheit? Zur Entscheidung des Streites zwischen Kaiser und Pabst fochten Griechen und Italiener. In dem Kriege, den sie für oder gegen die Bilder führten, war das Wasser des Po so stark mit Blut gefärbt, daß binnen sechs Jahren die Anwohner sich der Fische des Flußes enthielten. Wir begreifen solche Kriege nicht: werden unsere Nachkommen die Kriege der Liberalen und Servilen begreiflicher finden? Arme Menschheit! der Weise kann dein Loos nur beweinen, und selbst seine Thränen werden ihm zum Verbrechen gemacht. Wie dem auch sey: wir wollen, in dem neuen Bilderkriege, die Sprache des heiligen Vaters nicht nachahmen; vielmehr uns mit Abscheu gegen des Götzen Ausspruch erklären, der seine Freude bezeugte, daß der Kaiser Konstans von einem Hausſklaven war erschlagen worden.

66.

Die gebildeten feinen Deutschen schaudern bey den Thaten der barbarischen Zeitalter, und freuen sich, daß wir um vieles civilisirter geworden seyn. Doch könnte Hudson Low mit völliger Sicherheit sich in unsern feinen Zirkeln sehen lassen, und wohl gar auf den Dank einiger Herren rechnen. Schon tritt ein Recensent in der Jenaischen Literatur-Zeitung als Knappe des Sir Hudson auf, und versichert, er sey ein edler Mann, gegen den Napoleon sich pöbelhaft betragen hätte. Und er findet Glauben! — Ich habe einen Diener der heimlichen Angelegenheiten sagen hören, daß Hudson Low sich um die Menschheit verdient gemacht habe, und zu wünschen sey,

man möchte mit gewiſſen Leuten eben ſo wenig Umſtände als Low mit Napoleon machen!?

67.

Es ſey vergönnt, aus des großen Gibbon unſterblichem Werke eine Stelle anzuführen. Er ſpricht von dem Wechſel der byzantiniſchen Kaiſer während ſechs Jahrhunderten. „Zahlreich, ſagt er, waren die zum Gipfel „Kaiſerlicher Hoheit führenden Pfade: das Gebäude des „Aufruhrs wurde durch Verſchwörung erſchüttert, oder „durch der Kabale geheime Künſte untergraben; Günſtlinge der Soldaten oder des Volkes, des Senats oder „der Geiſtlichkeit, der Weiber oder Verſchnittenen wurden „abwechſelnd mit Purpur bekleidet; ihre Erhebungs-Mittel waren niedrig, ihr Ende oft verächtlich oder traurig. — Ein Weſen menſchlicher Natur aber, mit längerem Daſeyn begabt, würde ein mitleidiges und verächtliches Lächeln auf menſchlichen Ehrgeiz werfen, ſo „gierig, in einer kurzen Dauer, nach erbettelter kurzwährender Freude zu haſchen. So erweitert und erhebt Geſchichtserfahrung unſers Verſtandes „Geſichtskreis! Bey der Arbeit einiger Tage, bey „dem Leſen einiger Stunden rollen ſechs Jahrhunderte „dahin, und Dauer eines Lebens oder einer Regierung „iſt ein flüchtiger Augenblick. Das Grab iſt ſtets zur „Seite des Throns. Eines Verbrechers Glück folgt ſchnell „Verluſt ſeines Gewinns; und unſere unſterbliche Vernunft überlebt und verachtet die ſechzig Schattenkönige, „die, unſerm Auge vorbeyeilend, nur ſchwache Spuren „in unſerm Gedächtniß zurückließen. — Die Bemerkung, „daß Ehrgeiz in jedem Zeitalter und Klima mit gleicher „gebietender Stärke herrſchte, wird eines Philoſophen „Erſtaunen erregen; aber während er die Eitelkeit verdammt, kann er die Quelle dieſer allgemeinen Sucht,

„das Herrschaftszepter zu erhalten und zu behaupten,
„aufsuchen. Dem größten Theil der byzantinischen Re-
„gentenfolge können wir nicht wohl Ruhm- und Men-
„schenliebe zuschreiben. — War persönliches Glück Aus-
„sicht und Zweck ihres Ehrgeizes? Ich will mich nicht
„zu dem Gemeinspruch königlichen Elends herablassen;
„aber die Bemerkung kann ich sicher machen, daß ihre
„Lage vor allen andern am meisten von Furcht geschwän-
„gert, am wenigsten der Hoffnung empfänglich ist."

68.

Es ist nicht schwer, aus der Geschichte Belege für zeitliche Haltbarkeit entgegengesetzter Grundsätze zu finden: bald hat die Freiheit, bald der Despotismus gesiegt; und die Freunde der einen haben nicht weniger Elend über die Völker gebracht, als die Söldlinge des andern. Wer Recht hatte, läßt sich mithin nicht aus dem Erfolg beurtheilen. Ueber dem Wechsel der Ereignisse aber schwebt die Vernunft, die auch dem Unglücklichen, der für die Sache der Freiheit kämpfte, ihren Beifall aufbewahrt, und die Nachwelt daran erinnert, daß es jederzeit die hochherzigsten Menschen waren, welche aufrichtig sich dieser Sache weihten, während niedere Selbstsucht allein die käuflichen Heere bevölkerte, welche für Vertheidigung der Tyranney das Blut der Freyen zu vergießen bereit waren.

69.

Herr Fiévé, ein royalistischer Schriftsteller, ein Anhänger der Bourbons, ein Freund des Herrn von Chateaubriand, und zugleich ein Mann von Geist, Kenntnissen und Wohlwollen für die Menschheit, stellt in seiner Schrift „über Spanien und die Folgen der bewaff-
„neten Einmischung", eine Ansicht der Dinge auf, welche jeden Obscuranten schamroth machen müßte, wenn

er dessen fähig wäre. Er sagt: „Männer, welche in der „französischen Revolution am meisten gelitten haben, welche „ihr Daseyn daran sezten, die Staatsgewalt mit den öf„fentlichen Freiheiten aufrichtig zu versöhnen, dürfen „fragen, welchen Sinn man mit dem Worte: „Revo„lution" verbindet, wenn man glaubt, dadurch den „gesunden Menschenverstand, die Voraussicht, die gesunde „Politik und die edlen Gesinnungen aller civilisirten Völ„ker in Europa zu unterdrücken? Waren wir denn vor „der Revolution erzogen, uns nur als Sklaven zu füh„len? Wofür suchte man unser Herz zu erwärmen, in„dem man uns in die Geschichte einweihte? War es „für die Feinde der Freiheit, oder für ihre Vertheidiger? „Waren es nicht die Gedanken der Freiheit, die in den „Versen Corneille's den großen Conde bis zu Thränen „rührten? In welchem französischen Buche fand man „auch nur den leisesten Tadel der Schweizer, die ehe„dem den größten Gefahren trotzten, um sich der Un„terdrückung zu entziehen? Wer tadelte die Niederlän„der die für ihre Unabhängigkeit kämpften, und sich „lieber in den Abgrund stürzten, als jener rückschreitenden „Politik sich fügten, die gleich empörend für die mensch„liche Vernunft, als schrecklich in ihren materiellen Fol„gen ist? Die ganze Geschichte aller großen Bewegungen „der Welt beschränkt sich auf zwey Worte: Religion „und Freiheit, weil Religion und Freiheit allen Be„dürfnissen der Geister genügen. Was man auch gegen„wärtig sagen mag, vor der Revolution waren alle Ge„fälle hochherziger Natur, und man würde sich geschämt „haben, sich zu Grundsätzen zu bekennen, über die man „gegenwärtig nicht erröthet. Bewunderte aber das civi„lisirte Europa aufrichtig den Muth der Völker im Kampfe „gegen die Tiranney, so tadelte es eben so aufrichtig die „Ausschweifungen und Verbrechen des Pöbels. Nur be-

„ſchränkte Köpfe und verkehrte Herzen ſehen in der Staats-
„gewalt nichts anders, als eine Feindin der Freiheit,
„und in der Freiheit eine Feindin der Regierung. Sollen
„wir deswegen keinen Abſcheu mehr gegen die Volksver-
„brechen empfinden? Oder ſollen wir jeder edlen Theil-
„nahme an den öffentlichen Freiheiten entſagen, die doch
„viele Jahrhunderte vor der Revolution von dem civili-
„ſirten Europa in Ehren gehalten wurden? Wenn es
„wahrſcheinlich wird, daß dieſe Freiheiten überall bedroht
„ſind, ſollen wir erſt abwarten, bis Männer der Gewalt
„uns ſagen, ob wir Recht oder Unrecht hatten, die Ge-
„fahr vorauszuſehen, ob unſere legitime Theilnahme etwa
„eine moraliſche Seuche ſey? Sollen wir erwarten, bis
„ſie uns die vertraulichen Reden der Könige offenbaren,
„und die Zahl der Soldaten, welche die Vorſehung ihnen
„gegeben, vor Augen ſtellen? Wir werden vielmehr die
„öffentlichen Thatſachen zu Rathe ziehen, wir werden ſie
„vergleichen und darnach unſer Urtheil bilden.“

Dieſe Bemerkungen enthalten für denkende Männer und gebildete Geiſter nichts Neues; aber dies iſt das Schlimme unſerer Zeit, daß längſt abgethane Dinge von den Freunden der Finſterniß, als unentſchiedene Fragen behandelt und jezt durch ihre Machtſprüche zu ihrem Vortheil beſeitigt werden ſollen. Darum ſieht es faſt aus, als ob Monteſquieu und Voltaire, Robertſon, Hume und Gibbon, Luther und Kant nicht gelebt und gelehrt hätten; die neueren Schriftſteller können nicht auf dem gewonnenen Terrain weiter fortſchreiten; ſie müſſen die Arbeit wieder von vorn anfangen, und auch dieſes wird ihnen verkümmert, weil beſoldete Sophiſten ſich anmaßen, durch abgetragene Phraſen die Ausbeute der Jahrhunderte als Revolutionskram verdächtig zu machen. Die wahren hiſtoriſchen Menſchen, ich meine diejenigen, welche das Recht als alte Erfindung nachweiſen, ſollen ſich von den

Neulingen der Finsterniß nicht schrecken lassen; sie sollen daran erinnern, daß die Rechte der Geister uralt sind, und von jeher geübt, auch von Fürsten, wie die Medizi's, Heinrich IV., Friedrich II., und Joseph II. geehrt wurden, und daß die Feigheit, die sich dem Unverstande unterwirft, in der Geschichte weder Rechte, noch Ehre begründen kann.

70.

Niemand liebt die Könige aufrichtiger, als wer ihnen räth, den Gebrauch der Macht durch Weisheit, Gerechtigkeit und Schutz der Menschenrechte zu heiligen. Wer ihnen unbegränzte Gewalt vorlügt, ist ihr Feind, der sie verhaßt machen, oder von ihrer Ungerechtigkeit Vortheil ziehen will.

71.

Wahrlich, die Könige sind es nicht, welche in unsern Tagen nach absoluter Gewalt streben; die meisten zeichnen sich aus durch Humanität und aufrichtige Liebe zu ihren Völkern. Nur einige Minister glauben, es sey leichter Einen absoluten König zu beherrschen, und in seinem Namen nach Willkühr zu verfahren, als in einer geordneten Staatsverfassung sich zwischen den Schutzwähren der allgemeinen Interessen bei Ansehen und Würden zu erhalten. Dies ist das Geheimniß der Sorge für das absolute Princip. Kein Kenner der Geschichte läßt sich dadurch täuschen, denn er weiß, daß alle absoluten Könige vorzüglich den Adel gegen sich hatten, und seine Empörungen bekämpfen mußten.

72.

Bacon sagt: Wenn du einem einsamen Hund begegnest, so scheint er furchtsam; ist er aber mit seinem Herrn, so greift er den Menschen an, den er vorher fürchtete. — Je größer der Herr, desto kühner der Hund.

73.

Die Natur der Umstände kennen und sie für edle Zwecke benutzen, ist das Talent großer Männer. — Große Mittel für unbedeutende Zwecke in Bewegung sezzen, heißt Canonen gegen Mücken abfeuern.

74.

„Eine Armee," sagt Hume, „ist ein so furchtbares „und zugleich so plumpes Instrument, daß ohne beson„dere Geschicklichkeit jede Hand, welche dasselbe gebraucht, „mit Sicherheit alles ausführen und in der menschlichen „Gesellschaft alles erlangen kann."

75.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß die französische Regierung wohlgethan habe, der Gewalt der Cortes, die sich nicht zu vertheidigen wußten, ein Ende zu machen. Würde aber die restaurirte Regierung dem Einfluß der Priester überantwortet; so würde ich nicht begreifen, wie dadurch das monarchische Princip gesichert seyn sollte?

Wie kann absolut seyn, was, von der politischen Sekte befreit, dem Impuls einer hierarchischen Sekte folgen muß?

76.

Keine menschliche Erfindung ist für die Ewigkeit gemacht, — nicht einmal das Pulver. Es muß eine Zeit kommen, wo man erfindet, wie das Pulver unerfunden gemacht werden könne — nämlich beim Gebrauch in den Kämpfen um ethische Gesetze.

77.

Gebrochene Herzen sind Künstler, deren Werk von Elephanten zertreten wurden. Eine verlorne Mühe ist indessen nicht werth, ihr zu gefallen an aller Schöpfungs-

kraft des Genius zu verzweifeln. Immer von Neuem anzufangen, wo etwas zerstört oder vollendet wurde, ist der Menschen Art und Schicksal.

78.

Der Tempel, den der Zeitgeist sich erbaut, will einigen Polizeibeamten nicht gefallen; daher sie die Leute einfangen lassen, welche Steine und Mörtel herbeiführen. Den Baumeister aber finden die Häscher nicht, und selbst der Herr Polizeimeister weiß kein Signalement von ihm zu geben. — Indem ich dies schreibe, warnt mich eine Stimme, es könnte der Polizei einfallen, mich in Verhör zu nehmen, weil ich zu wissen scheine, wo sich der Baumeister verborgen halte. Ich will es also gerade heraussagen, wen ich für den Meister halte. Es ist die Geschichte der letzten Jahrhunderte. Das Geschehene ist nicht ungeschehen zu machen. Was würde es helfen, wollte man thun, als ob Luther, Friedrich II. und Napoleon nicht in der Welt gewesen? Die Geschichte weiß ihre Rechte zu sichern — ohne Armee und ohne repräsentative Regierung.

79.

Ich habe noch nie einen Despoten gesehen, weiß auch nicht, ob es gegenwärtig einen solchen giebt; mithin kann ich nicht der persönliche Feind desselben seyn. Ich behaupte aber, daß im neunzehnten Jahrhundert kein König durch Verfolgung der Geister oder Anfeindung der öffentlichen Freiheiten seinen Thron befestigen könne. — Es gehört wenig Muth dazu, dieses heut zu Tage in Europa zu sagen; ich getraute mir aber, selbst einem Ludwig XI. oder Philipp II. jenen Satz zu beweisen, und würde mich nachher jeder gesetzlichen Strafe unterwerfen, falls man fände, daß ich Unrecht habe. Es versteht sich jedoch, daß ich mir ein öffentliches Verfahren erbitten würde; denn — rien n'est si désagréable que d'être pendu obscurement.

80.

Die Schmeichelei der käuflichen Leute macht klein, der Tadel freyer Geister kann groß machen; denn verständige Menschen tadeln nur, wo sie Besserung erwarten. Sich bessern heißt größer werden.

81.

Man thut recht, den Pöbel im Zaum zu halten; unrecht aber ist es, jeden denkenden Mann eben auch als Pöbel zu behandeln. Dadurch macht man sich selbst der Pöbelhaftigkeit schuldig.

82.

Verfolgt ihr die Talente, so werdet ihr dem Spotte der Talente nicht entgehen.

83.

Der menschliche Geist hat neuen Boden gewonnen; warum wollen sich die Höflinge auf demselben nicht anbauen? Merken sie nicht, daß sie dadurch den Plebejern das Feld räumen? Muthig, meine Herren, geben sie sich Mühe etwas zu lernen. Die Wissenschaften sind heut zu Tage festere Schlösser als die Ruinen der Feudalität.

84.

Wenn geschrieben wird: die Völker hoffen auf eine die Freiheit schützende Verfassung, so ist dies soviel als wenn man von einem einzelnen Menschen sagt: er hoffe vernünftig zu werden. Eine solche Verfassung kann nur das Resultat ausgebildeter Kräfte im Volke seyn. Die Kräfte giebt die Natur, und die Bildung das Schicksal, wo bildungsfähiger Stoff vorhanden. In gleicher Zeit und unter gleichen Umständen schreitet das eine Volk vorwärts, während das andere zurückbleibt. Gleichwohl

meynen unſere Liberalen, durch eine und dieſelbe Verfaſſung, die verſchiedenſten Völker auf gleiche Stufe der Civiliſation zu heben. Dagegen ſpricht ſelbſt unſere junge Erfahrung; denn wir haben erlebt, daß Volksrepräſentanten ſich gegen Cultur der ſchönen Künſte, und für Herſtellung der Gewerbsinnungen, ja für Abſonderung des Kirchenguts erklärt haben. So tief ſteckt uns die Barbarei noch in den Gliedern, und ſo wenig ſind wir reif für den Sinn der repräſentativen Regierung.

85.

Der Geiſt gleicht, bei ſeinem Erwachen, einer kleinen Kugel, die in die Welt geworfen wird. Von innerer Kraft getrieben, dehnt ſie ſich nach allen Richtungen, ſtößt bald hier, bald dort an, und überwindet das Hinderniß, oder unterwirft ſich demſelben. So wird ſie in der Zeit eine Erdkugel mit Höhen und Tiefen. Von dem fremden Stoffe, an den ihre Oberfläche anſtieß, nimmt ſie vieles auf im eigenen Boden, verarbeitet es, und drängt es hinaus ans Licht als organiſirtes Gewächs, mit der Wurzel der Liebe an die Erde gefeſſelt. Wo ſie aber zu ſchwach war, das Fremde zu überwinden, da gräbt dieſes tiefe Narben in ihren Boden, und verunſtaltet die Kugelform. Einige dieſer Kugeln ſind nackt, oder doch nur kümmerlich mit niederem Geſträuch bewachſen; über andern blüht ein Paradies, — eine Heimath des ſchönſten, liebevollſten Lebens. — Inſeln gleich ſchwimmen dieſe Geiſterplaneten in dem Aether des unendlichen All, in gemeſſenen Bahnen um die Sonne, die der Gott des Lichtes und der Wahrheit in ihren Mittelpunkt ſtellte. — Biſt du auf der Reiſe durch ſolche Welt, ſo ſegele vorüber an öden Felſen der Liebloſigkeit, an finſtern Höhlen des Aberglaubens, und wirf nur dort die Anker aus, wo blühende Thäler, ſchattige Wälder und ein lebendiges Ge-

wähl kräftiger Menſchen dich einladen an ein gaſtfreundliches Geſtade.

86.

Gegen den Obſcurantismus ſollten die Völker Quarantäneanſtalten errichten, denn er iſt die Peſt der Geiſter. Unſere Kinder werden eine Cenſur im Intereſſe der Wiſſenſchaften und der Civiliſation erleben.

87.

Viele Leute leſen jetzt täglich ihre Portion Zeitungen, wie ſie ſonſt Gebetbücher laſen. Bei den einen, wie bei den andern denken ſie gleich wenig, was nicht anders ſeyn kann, da alle drei, Leute, Zeitungen und Poſtillen in der Regel gleich geiſtlos und abgeſchmackt ſind. Könnten unſere Cenſoren es dahin bringen, daß Niemand mehr die Zeitungen leſe, ſo würden ſie ſich ein Verdienſt um die Geſellſchaft erwerben, — und zwar ohne daß ſie daran dächten.

88.

Ein obſcures Blatt kann dem Frieden der Staaten, der Würde der Macht keine Gefahr bringen; wohl aber kann ein unnützer Krieg gegen daſſelbe, wobei zitternde Kriecherey im Geniecorps und Unwiſſenheit im Generalſtaab commandiren, die öffentliche Verachtung zur Folge haben.

89.

Galliani meinte, man müſſe alles ſagen können, doch ſo, daß man nicht in die Baſtille käme. Zu ſeiner Zeit hatten nämlich die Gedankenvögte noch nicht die Erfindung gemacht, aus unſchuldigen Worten eine ſchuldige Abſicht heraus zu erklären. Auch herrſchte noch eine gewiße Schaam: Keiner wollte eine indirekte Satire auf ſich

beziehen, und ſich für getroffen bekennen. Darin iſt man in neueren Zeiten weiter gekommen: es giebt Leute, welche ſich die Schaamloſigkeit zur Ehre rechnen.

90.

Wenn ich ein Uebermaaß von Unverſtand ſehe, iſt mir nicht bange, daß er dauern könne. Durch Uebertreibung wird alles, ſelbſt die Dummheit, erſchöpft. Die Menſchen ſind ſo ſehr an Wechſel und Neuigkeiten gewöhnt, daß ſie am Ende aus lauter Langeweile und um eine neue Mode aufzubringen wieder verſtändig werden.

91.

Einige wollen ſpringen, andere wie die Krebſe rückwärts gehen; die Klügſten meinen das Kriechen ſey die den Menſchen zuträglichſte Bewegung. Mitten unter dieſen diſſentirenden Philoſophen ſchreitet eine kleine Anzahl Anhänger des geſunden Verſtandes ruhig vorwärts auf der Bahn zur Mündigkeit und Freiheit.

92.

Wer ſich ſelbſt genügt und den Tand verachtet, iſt ein gar vornehmer Herr, auch wenn Niemand ſich vor ihm beugt. Es giebt aber eine in ſich zurückgezogene Eitelkeit, die mit der Unabhängigkeit des Geiſtes nicht verwechſelt werden darf. Letztere bemitleidet die Menſchen, und ſucht ihnen zu helfen, durch Erweckung ihrer eigenen Kräfte; jene giebt ſich das Anſehen ſie zu verachten, weil ſie ſich von dem Eitlen nicht leiten laſſen wollen.

93.

Ein Volk, das ruhig zuſah, als Sokrates ermordet wurde, bewies, daß es des Sokrates nicht würdig war.

94.

Es giebt Zeiten, wo die Reden der Weiſen gefährlich für ſie ſind; dies ſollte ſie nicht ſchrecken; aber das Schlimmſte iſt, daß in ſolchen Zeiten ihre Reden gewöhnlich auch unnütz ſind.

95.

Der Gerichtstag der Geſchichte bleibt nicht aus, und Jedem wird die Frage vorgelegt werden: „Was haſt du gethan, deine Brüder aus dem ſchmählichen Zuſtande zu befreien, in welchem Sclavenſinn und Aberglaube ſie geſtürzt hatten?“ — Dort gilt die Entſchuldigung nicht: „ich mußte, um des Brodes willen, der Finſterniß dienen, „weil das Licht zu arm war, mich zu beſolden; denn ich „bin von guter Erziehung, und an ein bequemes Leben „gewöhnt.“

96.

Es iſt gefährlich, den Glauben zu verbreiten, daß Eide ein Mittel ſind, ſich aus Verlegenheiten zu ziehen, und man ſie brechen könne, ſobald die Verlegenheit vorüber iſt.

97.

Es darf keine Staatsreform geduldet werden, welche einer Regierung von ihren Soldaten aufgedrungen worden, und eben ſo wenig eine ſolche, welche ihr von fremden Soldaten aufgedrungen wird. Sind nun die einheimiſchen und die fremden Soldaten über dieſen Punkt uneinig, ſo thut eine ſelbſtſtändige Regierung am beſten, ſich zu gar keiner Reform zu verſtehen, ſondern alles beim Alten zu laſſen.

98.

Das Chriſtenthum wurde in Amerika unter blutigen Greueln eingeführt; keinem vernünftigen Menſchen wird

einfallen, deswegen das Christenthum in der neuen Welt ausrotten zu wollen. — Es zeigt die Geschichte, daß alle Verbesserungen mit Unordnungen begleitet waren. Die Vortheile der Reformation mußten durch einen dreyßigjährigen Krieg erkauft werden. In diesem Kriege gab es zwei verschiedene Meynungen; keine konnte die andere völlig ausrotten, und sie lernten am Ende, sich ruhig neben einander vertragen. Warum thaten sie dies nicht früher? Wahrscheinlich weil sie nicht weise waren. Nichts ist schwerer als den einfachen Rath der Weisheit zu befolgen; man versteht ihn gewöhnlich sehr spät.

99.

Ein berühmter Anatom theilte die Menschen in zwei Classen: 1.) in solche, die anatomiren, und 2.) in solche, die anatomirt werden. Die Eintheilung der neuesten Publizisten, welche überall nur Aberale und Servile sehen, ist um nichts gründlicher; sie erinnert an den Zustand von Liliput, der, in dem offiziellen Bericht des Herrn Marquis von Reldresal, ersten Staatssekretär der heimlichen Angelegenheiten des liliputischen Reichs, also beschrieben wird. „Sie müssen wissen, sagte die fingerlange Excellenz, zu dem Menschengebirge Gulliver, der, beiläufig gesagt, ein gewöhnlicher Europäer war, „Sie müssen wissen, daß, seit mehr als siebenzig Mon„den, der Staat von zwei Partheyen zerrissen wird, von „den Tramecksan und den Slamecksan, die ihren Namen „von der verschiedenen Höhe der Absätze an ihren Schu„hen erhielten. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß die „Gewohnheit, hohe Absätze zu tragen, die ältere sey; „indessen haben Se. Majestät beschlossen, in der Regie„rungsverwaltung und bey den Aemtern, die von der „Krone besetzt werden, nur diejenigen anzustellen, welche „niedrige Absätze tragen, wie Sie, Herr Gulliver, bereits

„selbst bemerkt haben werden. Wenn Sie darauf achten, so „werden Sie sehen, daß die Absätze Sr. kaiserlichen Ma„jestät um einen Druck (etwa der vierzehnte Theil „eines Zolls) niedriger sind, als die Absätze irgend eines „seiner Kammerherrn. Der Haß zwischen diesen beiden „Parteyen geht so weit, daß sie weder mit einander essen, „noch trinken, ja nicht einmal mit einander reden wollen. „Die Trameckſan, oder diejenigen, welche hohe Absätze „tragen, bilden die große Mehrheit der Nation; aber „wir haben den Besitz der Gewalt auf unserer Seite. „Wir fürchten nur, daß Se. kaiserliche Hoheit, der „Thronerbe, einige Neigung für die hohen Absätze hege; „wenigstens ist soviel gewiß, daß einer seiner Absätze et„was höher ist, als der andere, daher höchstdieselben im „Gehen etwas zu hinken scheinen." — Ihr Liberalen und Servilen, seyd ihr mehr als die Trameckſan und Slameckſan?

100.

In Folge einer Erfindung der neuern Zeit, werden Menschen, die nicht unter dem Gesetz einer fremden Regierung stehen, doch nach demselben und zwar in Ländern gerichtet, die für unabhängig von jener Regierung geachtet werden. Wahrscheinlich soll durch diese Erfindung Amerika noch schneller bevölkert werden.

101.

Es ist eine schlimme Zeit, wenn alle Welt erbittert ist, und selbst Humoristen mehr den Aerger, als das Lachen cultiviren. Eine solche Zeit ist den Künsten und Wissenschaften nicht günstig, welche nur bey heiterer Freiheit des Geistes gedeihen. Werden überdem wissenschaftliche Männer verfolgt, so können sie sich wohl als Märterer der Wahrheit opfern, in der Indignation aber,

die sie beherrscht, das Gebiet der Wissenschaften zu erweitern, schwerlich Muße und Laune finden.

102.

Wollt ihr wissen, wie weit die Kraft eines Menschen reiche? Beobachtet ihn, wo er fürchtet. Wer bey dem Rauschen der Blätter zittert, ist sicher kein Held. Doch vergeßt dabey nicht, daß feige Leute gern grausam sind.

103.

Ein Dichter sagt: es giebt viele Dinge, von denen sich die Philosophen nichts träumen lassen, und ein anderer: es giebt noch mehr Dinge, von denen sich die Barone nichts träumen lassen.

104.

Nicht alle Emigranten wandern aus dem Lande, einige nur aus der Zeit; kommen sie irgendwo zur Bequemlichkeit, so möchten sie dann die alte Zeit wieder auspacken.

105.

Man hat von deutschen Revolutionären gesprochen, deren Unternehmungen die Staaten bedrohten. Wer waren diese furchtbaren Leute? Pinsel, welche mit Studenten, während den Ferien, Deutschland in eine Republik zu verwandeln hofften. Und wer waren die andern, welche die Würde der Regierungen compromittirten, indem sie einen ernsthaften Feldzug gegen Kinderspiele anriethen? Es ist ungewiß, ob die Geschichte ihre Namen auf die Nachwelt bringen wird. Ja keinem Fall wollen wir sie um ihren Ruhm beneiden.

106.

Politik ist Berechnung und Stellung vorhandener Kräfte für den Zweck der Verbesserung des gesellschaftlichen

Zustandes. Sie ist sonach eine moralische Wissenschaft, welche dadurch nichts von ihrer Würde verliert, daß einige Schlauköpfe sie travestiren und die Kunst der Verschlimmerung der Gesellschaft üben, um sich durch den Raub der allgemeinen Rechte zu bereichern.

107.

Wie würde es in einem Staate aussehen, wo die Regierung, statt die Talente und Tugenden in ihren Kreis zu ziehen, sie als gefährlich verfolgte oder als schwärmerisch bey Seite setzte, dagegen den Unverstand, die Unwissenheit und das Laster zu Aufsehern über jene bestellte?

108.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Menschen am Grabe eines Heldenalters standen. Dann suchten Schwäche, Blödsinn und Betrug sich die verwaiste Geschichte zu unterwerfen; die Vorsehung aber sendete fast jeder Periode einige besonnene Genien, welche der Nachwelt die Erbschaft des Jahrhunderts unverkürzt erhielten.

109.

Als Neulinge betreten wir jede Alters-Stufe des Lebens, und die Erfahrung wird uns erst zu Theil, wenn es zu spät ist, Gebrauch von ihr zu machen. Nur den Auserwählten des Himmels ersetzt ein innerer Genius den Mangel äußerer Erfahrung; diese Auserwählte sind es auch, welche die Erfahrung berichtigen und erweitern. Der gewöhnliche Mensch lernt selten früher, als am Ende einer Periode, wie er hätte anfangen sollen. Doch sind die gebildeten Geister noch nicht müde geworden, zu versuchen, ob den gewöhnlichen Menschen die Verirrungen erspart, ob sie belehrt werden könnten; denn auf den Alltagsschlag der Sterblichen ist aller Unterricht be-

rechnet. Die großen Genien werden von der Natur in ihrem verborgensten Heiligthum erzogen. — Das Schicksal der Individuen findet sich wieder in den Entwickelungsepochen der Völker: auch sie haben ihre Zeiten der Jugend, des männlichen Alters und des Absterbens; und jedes Alter trift die Völker unvorbereitet für die neue Aufgabe desselben. Das Alterthum kennt nur Ein genialisches Volk, das schon in der frühen Heroenzeit mit reifem Geiste ins Leben trat, und diesem Geiste treu blieb, bis fremde Gewalt es unterjochte, wo auch dann noch der Geist stark genug war, die Fremden sich wieder zu unterwerfen, d. i. ihre Erziehung zu übernehmen. Selbst nachdem ein ganz anderer Geist in des entarteten kaiserlichen Roms griechischen Provinzen einheimisch geworden war, konnten noch die letzten Spuren alt-hellenischer Civilisation das barbarische Europa aus der Nacht des Mittelalters an den Tag eines neuen Lebens leiten. Einzig in der europäischen Geschichte, (nur Indien hat etwas ähnliches aufzuweisen), ist eine solche unsterbliche Kraft der Genialität eines Volkes. Alle modernen Völker sind gegen die Griechen, was die Alltagsmenschen gegen die großen Geister der Weltgeschichte, was ein Daun oder Zieten gegen Alexander und Cesar, ein Wolf oder Basedow gegen Plato und Aristoteles. Die Schöpfungen der höheren Einbildungskraft sind es, wodurch sich die Völker unterscheiden.

110.

Viele kräftige Männer unserer Zeit haben mitten in Europa ihr St. Helena gefunden.

111.

Die Geschichte ist die letzte, nicht zu verweigernde Zuflucht der Völker, wenn sie in die Irre getrieben wer-

den. Die Vorsehung hat ihnen in der Geschichte ein Mittel vorbehalten, sich selbst auszukennen und die Irrenden zurecht zu weisen. Darum ist der Beruf des Geschichtschreibers zu jeder Zeit ein würdiger und ehrenvoller; es giebt Umstände, wo er der höchst mögliche wird. — Philosophische Geschichtschreiber, wie Robertson, Hume und Gibbon haben das Gesetzbuch bekannt gemacht, nach welchem in letzter Instanz über den Werth der Thaten das Urtheil gesprochen wird. Nur Barbaren wissen nicht, welche Gesetze im Gebiete der Civilisation bereits das rechtliche, öffentliche Eigenthum der Köpfe geworden sind; aber ihre Unwissenheit wird das Recht nicht ungültig machen: sie mögen es nur andern Barbaren verbergen.

112.

Edle Seelen achten auf den Ausspruch der Geschichte; wer einzig für den Erfolg des Augenblicks lebt, gehört zum Pöbel.

113.

Unerbittlich und unbestechlich ist die Geschichte; der Versuch ihr ein falsches Zeugniß aufzubürden, würde unfehlbar zur Schmach der Betrüger ausfallen.

114.

Das Daseyn edler Menschen reicht hinaus über das Spielwerk Eines Tages; ihr Geist, ein Glied der menschlichen Natur, ist organisch an Vergangenheit und Zukunft gebunden; die Menschheit ist die große Nation, der sie angehören, und was die Menschheit Schönes, Gutes und Groß-s hervorgebracht, bildet das Vaterland, für dessen Erhaltung sie kämpfen.

115.

Nur wenige unserer Zeitgenossen haben in den letzten Perioden *gelebt*, d. h. mit offenen Augen gesehen, die Ereignisse verstanden und ihren Sinn gefördert: Viele waren Pedanten des siebzehnten Jahrhunderts, die durch einen Schiffbruch an die Küsten des neunzehnten verschlagen wurden, und keine Kunde von diesem unbekannten Lande hatten. Erst als die Zeit sie in die Lehre nahm, fiengen sie an zu ahnen, daß sie die Gelegenheit verträumt hätten.

116.

Die Hudson Low des Continents schreiben selbst ihr Memorial; es ist nicht nöthig, daß ein Las-Cases ihre Thaten aufzeichnet.

117.

Die Bewegung in der Zeit hat mehr zu bedeuten, als der Sieg der einen oder der andern Partey unter den Kämpfenden. Diese halten jede vorübergehende Erschtinung für den Abschluß der Rechnung zwischen der alten oder neuen Zeit. Mit den Symptomen der Bewegung beschäftigt, vergessen sie die Ursache, die dann fortwirkt und ihrer Palliative spottet. Sie verstehen es nicht, das Ganze aufzufassen, und halten daher jede neueste Entscheidung für die letzte, der die Welt fortan in Ewigkeit sich fügen müße, sollte das Resultat auch nur ein örtlicher, wohl gar nur ein persönlicher Vortheil bei allgemeinem Schaden sein. Diese Ansicht kann nur der Gedankenlosigkeit zusagen. Die Zeitgeschichte beschränkt sich nicht auf die Chronik unserer Heimath. Im neunzehnten Jahrhundert sind

die Kräfte der europäischen Völker so vielfach und innig in einander verflochten, daß ein allgemeines politisches Leben unverkennbar den Welt-Theil zu einem großen Staate bildet, und der Ausdruck „europäische Republik" mehr als eine metaphorische Redensart geworden ist. Europa strebt seiner Organisation entgegen. Die einzelnen Staaten sind nicht mehr getrennte Inseln in einem anarchischen Ocean; sie werden, oft ohne ihr Wissen und nicht selten wider ihren Willen, zu Gliedern Eines Körpers verbunden, dessen Leben sie erhalten und beschützen sollen, und der wiederum ihr Leben, als ihm nothwendig, beschützt und erhält. Daher wird jede Frage, welche nur die Politik eines einzelnen Landes zu berühren scheint, sogleich eine europäische; daher giebt es keine französische, englische, oder östreichische Geschichte der Gegenwart: es giebt nur eine europäische Zeitgeschichte, die wohl bis zu den europäischen Völkern in Amerika hinüberreicht. — Diese Thatsache der Organisation des Welttheils wird dadurch nicht umgestoßen, daß die verschiedenen Staaten, welche den Organismus bilden, einander unähnlich sind. Einige Staaten stehen nämlich auf der Stufe des politischen Jünglingsalters, andere reifen zur Männlichkeit, noch andere befinden sich im Zustande des Greisenalters; einige behaupten eine Art von Absonderung, während andere den Einfluß der Totalmacht empfinden und sich ihm hingeben; endlich suchen einige in der Schwäche ihrer Nachbarn die Bürgschaft eigener Selbstständigkeit, andere sind angewiesen, diese von der Erstarkung Aller zu erwarten. Diese Ungleichheit befördert gerade, durch Aufreizung, durch Haß und Reaktion, das Ineinandergreifen der Kräfte, und bereitet die Organisation vor, die übrigens im Werden ist, also noch nicht vollendet seyn kann, jedoch durch alle, selbst die widersprechendsten Anstrengungen der Zeitgenossen sich an-

kündiget. Es ist nicht nothwendig, daß die Menschen sich deutlich bewußt seyen, diesem Ziele entgegen zu gehen. Vielleicht führt die Natur der europäischen Gesellschaft diese um so sicherer an ihr Ziel, als kurzsichtige Willkühr oder Unwissenheit, sich nicht anmaaßt, den Gang der Natur stören zu wollen. Die Vorsehung macht das Gelingen ihrer Absicht nicht von dem Eigensinne der Sterblichen abhängig, und oft ist ein Gegenstreben das sicherste Mittel der Beförderung. — Liegt das Bedürfniß vor, in dem verworrenen Treiben der Parteyen Einheit und Ordnung zu bringen, so muß ihm ein Ziel gesetzt werden, das der moralischen Bestimmung der Gesellschaft entspricht, und die Ehre des Jahrhunderts rettet. Denn unerträglich ist der Gedanke, daß alle Aufregung nichts mehr zu bedeuten haben sollte, als einem Kampf zweyer Parteyen, die über die Beute nicht einig werden können. Und diese Beute wäre die Menschheit selbst. Ein würdiges Ziel scheint sich uns zu zeigen, bei der Voraussetzung einer Organisation Europa's, welche, eben weil sie eine Organisation seyn soll, nicht die Zerstörung des Welttheils, sondern seine Belebung zum Zweck haben kann. Alle Staaten sollen sich gegenseitig unterstützen, die Civilisation zu ihrem Gemeingut zu machen. Unter dieser Wechselhülfe soll der Gewerbsfleiß gedeihen, der Handel blühen, der Wohlstand steigen; die Wolken sollen verscheucht werden, die aus Sümpfen heraufsteigen und den Himmel trüben, unter dem, nur wenn er rein ist, die Früchte der Künste und Wissenschaften reifen; die Gerichtshöfe sollen nicht den Faktionen anvertraut, sondern die Gerechtigkeit soll heilig gehalten werden; und die öffentliche Moral soll ihre Stütze in den Sitten der Regierungen finden. Wehe dem Zeitalter, das einen solchen Zustand für unmöglich, das die Hoffnung auf denselben für Schwärmerei hielt! Der Glaube an die Möglichkeit desselben ist übrigens sehr

verschieden von dem Traum eines ewigen Friedens, in welchem einseitige Gutmüthigkeit sich wiegen mochte. Der Krieg ist unzertrennlich von der Menschheit; nur sollen die Kriege in ihrem Interesse, nicht für den Fanatismus oder für schnöden Gewinn der Corporationen geführt werden. Der Glaube an die Möglichkeit des eben beschriebenen Zustands setzt nichts voraus, als daß der gesunde Menschenverstand über Verirrungen der Leidenschaften siegen werde. — Ist nun die Organisation Europa's das von der Vorsehung gesteckte Ziel der Bewegungen des Jahrhunderts, so zeigt sich uns die Möglichkeit das Widersprechende zu vereinen, d. i. die Kämpfenden zu versöhnen. Sollte die Versöhnung auch nur das Resultat einer langen Reihe kriegerischer Jahre seyn, so gewährte der Ausgang doch schon Trost, weil für die Menschheit nichts entehrender wäre, als ein endloser Krieg, ohne Gewinn für die Civilisation. Bei dem Glauben an eine werdende Organisation können wir schon jetzt, in Gedanken wenigstens, an den Vortheilen des definitiven Friedens Theil nehmen. Wir können als Mitstreiter uns gestärkt fühlen durch den Gedanken, daß wir nicht als Maschinen oder Söldlinge zwecklos einander morden; sondern für eine große Sache in den Kampf ziehen. Zugleich zeigen sich uns, aus diesem Gesichtspunkte, die Anstalten der großen europäischen Regierungen in einem neuen wohlthätigen Lichte, und dies ist ein Gewinn, der uns mit Begeisterung erfüllen sollte, weil es in unserer Zeit vielmehr Noth thut, uns in Geist und Gemüth mit den Regierungen zu versöhnen, als im Innern uns von ihnen hoffnungslos zu trennen. Auch die Regierungen streben dem großen Resultat einer moralischen Organisation des Welttheils entgegen. Dies muß die Welt beruhigen, die von einer seltsamen Furcht befallen ist. Sollten auch Irrthümer sich in die großen Anstrengungen gemischt haben,

so wird der Irrthum schneller vorübergehen, als bei den Versuchen der Völker, die sich, um die Freiheit zu erhalten, der Anarchie in die Arme werfen. Eine einfache Ministerialveränderung kann jeden Fehlgriff einer Regierung verbessern; aufgewiegelte Völker dagegen können nur durch Blut zur Ordnung zurückgebracht werden. — — Es zeigt sich uns die Aussicht, die Würde des heutigen Geschlechts zu retten, das vor dem Richterstuhl der Geschichte sich nicht beschimpfen will, noch wollen kann, wenn es blos für politischen Aberglauben einer oder der andern Art den Boden mit Blut befleckt hätte, den die Nachwelt, als das Vaterland der gebildeten Menschheit, von uns ungeschmälert, ja, vergrößert und bereichert, zu fordern das unveräußerliche Recht hat. Es muß möglich seyn, durch die Kämpfe der Zeit, ein rühmliches Resultat zu gewinnen, oder das politische Leben wäre der Mühe eines denkenden Menschen nicht werth. Weil wir nicht alle Knechte seyn sollen, und die Würde der Höhergestellten nicht darin bestehen kann, uns zu Knechten zu machen, oder in Knechtschaft zu erhalten; darum müssen die Völker eine andere Bestimmung haben, als den Liberalen oder Servilen in die Hände zu fallen; und die Erhabenheit des Berufs der Regierenden kann nur darin gesetzt werden, daß sie die Völker der edleren Bestimmung entgegenführen. Die Organisation wird also nicht etwa von dem Versuche zu erwarten seyn, den Welttheil zum Kerker zu gestalten, dem Keiner entfliehen kann; vielmehr wird sie um so mächtiger und ehrwürdiger seyn, als sie sich, bei durchgängiger Schonung der Freiheit der Individuen und der einzelnen Staaten, in den allgemeinen Rechtsverhältnissen aller Glieder beurkundet. Ohne einen rechtlichen Zustand ist die organische Verbindung nicht denkbar; daher alle Eingriffe in das Recht von ihr entfernen würden. Es kann sonach die Politik der Regierungen nur

darin bestehen, den Geist der Völker zu wecken und den Austausch der moralischen Schätze möglichst zu befördern; denn diese Circulation ist die Bedingung des Lebens im organisirten Europa, das alsdann stark genug seyn wird, alle revolutionären Elemente als Krankheitsstoffe auszustoßen. Kein Staat wird ungestraft vom Wege zum gemeinschaftlichen Ziele der freien Bewegung aller abweichen, wird der Mitwirkung zur allgemeinen Belebung sich entziehen dürfen. Wollte einer sich insoliren, so würde er seinen politischen Tod aussprechen. Mit der Einheit des Zwecks ist Ordnung, Lebendigkeit, Bedeutung und Würde zu gewinnen. Nicht Tyranney der Willkühr wird das letzte Schicksal einer gereinigten Menschheit seyn; sondern wie in dem einzelnen Staate mannigfaltige Kräfte sich zur Belebung und Erhaltung des Ganzen vereinen, so wird Europa, nicht in der Ruhe eines Kirchhofs, sondern in freudiger Bewegung aller Lebenskräfte der verschiedenen Staaten sich zu einem organisirten Welttheil gestalten, dessen Ruhm in der erhabenen Unruhe eines zur Verbreitung der Civilisation geschlossenen Völkervereins bestehen soll und wird.

118.

Ohne Worte verstehen sich verwandte Geister; ein Blick trägt Gedanken aus einer Seele in die andere, und zündet elektrisch, oft zugleich in großer Entfernung. Solche Blitze brauchen keine Pässe um durch die Welt zu reisen.

119.

Es giebt, sagt Wieland, in jedem Lande Gesetze, welche eher auf die Würde der Truthühner als der Menschen berechnet sind.

120.

Es iſt der Gipfel der Verkehrtheit eine tapfere That zum Schutz der Verbrechen auszuüben.

121.

Die thatenloſe Andacht hat keine Anſprüche auf Ruhm; auf den Altar des Vaterlandes ſoll der tugendhafte Bürger ſeine Gabe legen.

122.

Ueber der gemeinen Stellung der Dinge ſchwebt eine höhere Ordnung, in welcher die Natur den Geiſtern den Rang anweißt.

123.

Wie mögen Leute, die kein klar geſchriebenes Buch verſtehen, ſich einbilden ſie verſtänden die Sibilliniſchen Bücher des Menſchenlebens?

124.

Woher kommt es wohl, daß Niemand mit einem blinden Kutſcher fahren will, da er ſich doch getroſt von blinden Pferden ziehen läßt?

125.

Oft glauben die Leute, ich ſpräche aus Haß gegen ſie, wenn ich mit Liebe für ſie erfüllt, und ſie vor Thorheit und Schande zu bewahren bemüht bin.

126.

Es iſt eine alltägliche Erſcheinung, daß die Mittelmäßigkeit das Genie, die Finſterniß das Licht zu erſticken bemüht iſt.

127.

Eine Classe von Menschen verwechselt den Mißbrauch mit der Sache selbst; eine andere Classe liebt in den Sachen nichts als den Mißbrauch; beide leben in stetem Kriege; indem aber jene die Sachen vernichten, und diese den Mißbrauch erhalten wollen, befinden sich beide im Irrthum. Es wäre thöricht zu verlangen, daß man sich zu einer oder der andern Parthey bekennen müße.

128.

Schlechte Menschen horchen auf jede Aeußerung in vertrauten Zirkeln, schmieden daraus Berichte über Revolutionsprojecte und suchen Mißtrauen gegen die redlichsten Männer zu unterhalten. Diese der Gemeinheit angehörenden Berichte dürfen keinen Einfluß haben auf die Urtheile und Anstalten der Fürsten. Die Liebe der Unterthanen bewacht sicherer den Thron weiser Fürsten, als ein ganzes Heer geldgieriger, provozirender Agenten.

129.

Mit dem neuen babylonischen Thurmbau geht es rasch vorwärts; aber die Sprache verwirrt sich, die Arbeiter verstehen sich nicht mehr, und eine neue Zerstreuung der Völker ist zu besorgen. Jeder glaubt, er sey mit den nöthigen Talenten und Kenntnissen ausgerüstet, über Verfassung und Verwaltung, über Volksrechte und Nationalinteresse, über Beschränkung der obersten Gewalt, monarchisches, aristokratisches und demokratisches Princip, über Tyranney, Anarchie, über revolutionäre Umtriebe, kurz über Alles, was Welt und Zeit ins Leben gerufen, abzusprechen, wenn gleichwohl er über

die Bedeutung dieſer Worte nie nachgedacht hat. Die Verwirrung wird dadurch noch größer, daß einige Leute ſogar gewiſſe Begriffe, als das Eigenthum irgend eines Standes, in ausſchließenden Beſitz nehmen. So glaubt mancher Junker, es verſtehe ſich nur der Adel auf den Begriff der Ehre; ſie ſey daher ihm allein zuſtändig. So bildet ſich irgend ein obſcurer Staatsbeamte ein, er allein hätte das Recht und die erforderliche Einſicht über politiſche Verhältniſſe zu urtheilen, und da er berufen ſey, das monarchiſche Princip zu bewahren, ſo müſſe er es als Beleidigung dieſes Princips anſehen, wenn behauptet wird, daß ungeſchickte Beamten dem Staate vielmehr Schaden als Nutzen bringen, beſonders in dem Fall, wo ſie ihre Herren belügen, und ihnen die Dinge im falſchen Lichte zeigen. Dieſe Confuſion der Begriffe iſt nur kindiſch, weil bei geringſter Beſonnenheit und Verſtandesreife offenbar wird, daß gerade die Achtung für das ehrwürdige Amt der Staatsbeamten am meiſten zum Unwillen über die falſchen Brüder auftreizt. Auch das Amt der Schriftſteller iſt ehrwürdig, aber ein ſchreibender Gelbſchnabel kann auf keine Achtung Anſpruch machen, wenn er durch ſeine Schriften ſich lächerlich gemacht hat. Die Achtung iſt eine innere Auflage, die nur freywillig entrichtet wird; ſie erzwingen wollen iſt auch eine Verwirrung der Begriffe. Wir könnten leicht mehrere und auffallendere Beiſpiele anführen, wie es zu Anmaßung, Ungerechtigkeit und Selbſtbeſchimpfung führt, wenn ungeordnete Köpfe plump in den Sprachtopf eingreifen, die Worte auf gut Glück herausziehen, ſie in die Luft ſchleudern und meynen, ſie hätten etwas Verſtändiges geſagt. Dies iſt nicht ſo leicht als die Leute glauben. Wir wollen hier nur darauf aufmerkſam machen, daß die Sprachverwirrung vorzüglich in Angelegenheiten der bürgerlichen Geſellſchaft am unleidlichſten wird, indem ſie

hier zu allen den Händeln um Ziegenwolle Anlaß giebt, wodurch die Zeit verdorben und die Würde der Vorsteher compromittirt wird. Denn letztere haben ein erhabeners Geschäft, als sich um Wortklaubereien zu bekümmern; daher diejenigen um so strafbarer sind, welche die falsche Münze im Namen der Autorität in Umlauf zu bringen suchen. Wohin soll es in der That führen, wenn vorlaute Sprecher Staatsinteresse nennen, was nur ihr Privatvortheil ist, wenn sie Regierung nennen, was nur die mißbrauchte oder usurpirte Gewalt einiger untergeordneten ausgearteten Beamten ist? Wohin soll es führen, wenn sie die Rechte des Throns gekränkt erklären, wo, aus Ehrfurcht für die Heiligkeit des Thrones, die Anmaaßungen getadelt werden, den Thron zum Deckmantel der Thorheit oder einer noch schlimmeren Verirrung zu brauchen? Kann es der Gesellschaft, kann es vorzü„ich ihrem Repräsentanten und Oberhaupte Gewinn bringen, wenn jede Erinnerung an die öffentlichen Interessen, jede Warnung gegen Mißbrauch, als ein Schrei des Aufruhrs verdächtig gemacht, und jede Stimme unbestochener Wahrheitsliebe und des Wohlwollens für die Menschen, als revolutionäre unterdrückt wird? Wird man die Talente und Tugenden für sich gewinnen, wenn man jede ihrer Bemühungen, die Uebel der Gesellschaft zu lindern, das Gute geltend zu machen oder vorzubereiten, als das Bestreben einer gefährlichen Faction zu beschimpfen, sich die in einem aufgeklärten Zeitalter doch vergebliche Mühe giebt? Und soll es Frechheit, soll es Sittenlosigkeit seyn, soll es verrathen, daß den Menschen die Ordnung ein Gräuel sey, wenn sie, mit den Fortschritten der Civilisation, sich höher gehoben fühlen, wenn sie sich nicht als Sklaven kriechend vor jedem wegwerfenden Troz beugen, sondern als Menschen mit anerkannten Rechten behandelt seyn wollen; wenn sie an das ihnen von Gott ins Herz

geſchriebene Geſetz erinnern, daß wo keine Freiheit auch keine Moral? Wird man endlich ſie des Mangels an Religion beſchuldigen dürfen, wenn ſie, dem Aberglauben entwachſen, durch Uebung geſellſchaftlicher Tugenden ihre Religioſität zu beurkunden ſuchen; wenn ſie die Heuchler verabſcheuen, den verfolgenden Fanatismus entlarven, und nur den Diener einer Religion der Liebe, des Friedens und der Verſöhnung in Ehren halten?

Man würde ſehr irren, wollte man dieſe Falſchmünzerey nur in den Anmaßungen oder Verirrungen einiger höher geſtellten Leute erblicken. Die Volksſchriftſteller haben, aus Unverſtand oder Bosheit, nicht weniger dahin gearbeitet, alle Begriffe durcheinander zu werfen, und den Pöbel zum Sophiſten zu machen, indem ſie ſeine Sprache bereicherten, ohne ſeinen Verſtand aufzuklären und ſein Gefühl zu bilden. Sie haben die höchſten Ideen der Politik in ſtark mit Unſinn legirte Scheidemünze ausgeprägt und in Umlauf gebracht; ſie haben dieſer Münze einen hohen Nominalwerth gegeben und ſo das Volk über ſeinen wirklich vorhandenen Reichthum getäuſcht. So iſt es gekommen, daß in der redſeligen Sippſchaft der Kannengießer die Sprachverwirrung ihr charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen wurde. Man höre, wie gelehrt Meiſter Job über Volksſouveränität ſeine Zuhörer unterhält. Man ſollte glauben, es ſpräche ein anderer Ludwig XIV: „L'état, c'est moi!“ „Wir Handſchu„macher, ſpricht er, wir Gerber, Tuchmacher, Schreiner, „Zimmerleute, Schloſſer, Kleider- und Perückenmacher, „wir ſind das Volk, und folglich der Souverän, wie „ihr in tauſend uncenſurirten alten Schriften leſen könnt, — „ich ſage in uncenſurirten alten Schriften, denn die cen„ſurirten neuen nicht zu leſen, ihr wißt es, haben wir „uns zum Geſetz gemacht. Sind wir aber der Souverän,

„so hat der Herr Bürgermeister uns nichts vorzuschreiben.
„Auch drückt kein Souverän sich selbst; warum also sollten
„wir dulden, daß Leute uns drücken, die gar nicht souverän,
„die nur Diener der Fürsten, oft sogar nur die Lakaien
„der Diener sind? Offenbar sind wir die größere Anzahl;
„als Majorität aber haben wir Recht, und die Minori-
„tät folglich Unrecht." — „Halt", ruft ein verständiger
Uhrmacher, „meine Gesellen und Lehrlinge bilden auch
„die Mehrzahl; gleichwohl müßen sie thun, was ich will,
„und ich lasse mir keine Gesetze von ihnen vorschreiben." —
„Ihr gehört zu den Künstlern," erwiedert jener; „die-
„se haben immer eine Neigung zur Aristokratie. Doch
„gleichviel, ich schlage vor, unsere Meynung als öffentli-
„che vermöge der Preßfreyheit bekannt zu machen." —
„Weise gesprochen," fällt ein vazirender Patriot ein;
„wir sind reif für die repräsentative Verfassung mit al-
„len ihren Bedingungen und Folgen. Ihr seht, wie die
„Staaten ohne dieselbe sich zu Grunde richten; es ist
„also die höchste Zeit, daß wir Rath schaffen. Dringt
„für's Erste auf Preßfreyheit; sie wird mir Gelegenheit
„geben, Berge von Schimpf auf die Aristokraten zu wäl-
„zen, und alle Minister in Anklage-Stand zu setzen.
„Schon bin ich im Besitz einer hübschen Sammlung eh-
„renrührender Gerüchte; ich lasse sie als unbestreitbare
„Wahrheiten drucken; und gebt Acht, euch meine Freun-
„de und mich ausgenommen, soll bald keiner mehr als
„ehrlich im Lande gelten. Alles, was ich schreibe, wird
„zur öffentlichen Meynung, und mit dieser hebe ich die
„Welt aus ihren Angeln." — Fände sich ein besonnener
Mann in dieser edlen Gesellschaft, und fragte er, was
die Herren unter Volk, Souveränität, Preßfreyheit und
öffentlicher Meynung verstehen, so würde keiner eine halt-
bare Antwort zu geben wissen. Versuchte er zu bewei-
sen, daß die arbeitenden Classen noch nicht für sich allein

das Volk bilden; daß mit dem Begriff eines Volkes nothwendig auch der einer obersten Gewalt verbunden sey, indem es so wenig eine Regierung ohne Volk, als ein Volk ohne Regierung geben könne; daß die Majorität, als solche, keine Bürgschaft für Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts gäbe, der Natur der Menschen nach vielmehr immer nur eine geringere Anzahl gründlich zu urtheilen fähig sey, daher in dem Verkennen dieses Verhältnisses sich der Krebsschaden der repräsentativen Regierung offenbare; — zeigte er, daß die Souveränität aus der höchsten Idee des Staats, aus der unwiderstehlichen Gewalt der Gerechtigkeit hervorgehe und in der Wirklichkeit demjenigen zu komme, von dem die Gesetze und ihre Vollziehung ausgehen; daß die Freyheit der Preße nicht zum Besten der Pöbelschriftsteller verlangt werde, sondern in ihrem Beginnen nur ein Privilegium seyn könne, das durch große Talente verdient werde, daher es eben so unklug sey, sie allen zu gestatten, als allen zu versagen; endlich, daß die öffentliche Meynung einen andern Rückhalt als die Dummdreistigkeit der Schreiber haben müße, und erst durch ihren Gehalt achtbar werde, wie das Mittelalter beweise, in welchem die Verbrennung der Ketzer von der öffentlichen Meynung gebilligt wurde; — versuchte, sage ich, ein verständiger Mensch an diese Wahrheiten zu erinnern, so würden die Demagogen ihn als Ultra vorschreien, als Feind ansehen, und, falls sie Macht hätten, ihn nicht weniger grausam verfolgen, als je ein Inquisitionsgericht sich irgendwo zu Schulden kommen ließ.

Dies ist eine grelle, gleichwohl ehrliche Schilderung der die Gesellschaft peinigenden Sprachverwirrung. — Forscht man der Quelle derselben nach, so zeigt sich, daß sie aus der gegenseitigen Anfeindung der Stände hervorgegangen ist, welche, indem sie die öffentliche Ruhe er-

schütterte, alle Begriffe und Grundsätze, auf welchen die gesellschaftliche Ordnung ruht, von neuem in Frage gestellt hat. Der Friede ist indessen noch möglich; aber weder durch einseitiges Nachgeben, noch durch einseitiges Unterdrücken des einen oder des andern Standes, sondern einzig dadurch, daß man gegenseitig zur Billigkeit, Vernunft und Gerechtigkeit zurückkehrt, und die Familienverwandtschaft aller Stände aufrichtig anerkennt und in Ehren hält. Das Zutrauen wird sich herstellen, sobald der Adel, ohne Heucheley, die Rechte des Volks in Schutz nimmt, und sobald der dritte Stand, besonnen und aufrichtig, für Erhaltung der Würde eines, die allgemeinen Interessen beschützenden Adels mitzuwirken, sich bereitwillig beweist. Ihren beiderseitigen Vortheil werden sie dadurch sicherer befördern, als durch den Haß, der nur einer kleinen Anzahl raubgieriger Menschen zu gute kommt, und daher auch nur von ihnen, unter allerley Vorwand, unterhalten wird. — Sollte, in einem aufgeklärten Jahrhundert, es schwer oder unmöglich seyn, dem einfachen Rathe des gesunden Verstandes zu folgen? — — Sie, mein Herr Baron, werden sich durch Fleiß in Erwerbung wissenschaftlicher Kenntnisse, durch Gerechtigkeit und ein leutseliges, menschenfreundliches Betragen, durch ein sehr erlaubtes, sogar nothwendiges Streben nach Popularität im edlen Sinn, zuverläßiger bey dem Volke in Ansehen setzen, als wenn Sie mit der Lanze der Feudalität gegen den Verstand und die Wissenschaften zu Felde ziehen, oder die Nase noch so hoch tragen, und durch eine stolze Miene die Leerheit Ihres Kopfs zu verbergen suchen wollten. Ehren Sie die Talente und Tugenden, und verfolgen Sie nie einen Mann, der gegen Mißbrauch der Gewalt kämpft, weil ihm die Heiligkeit der Throne am Herzen liegt; der nicht vor Drohungen, wohl aber vor den Folgen erschrickt, wenn den besonnensten Freunden der

Ordnung Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben wird . . . Denken Sie an Edelleute wie Buffon, Montesquieu, Humbold, und nehmen Sie sich vielmehr diese zum Muſter, als daß Sie in die Fußſtapfen von Leuten treten, welche ihren hiſtoriſchen Namen zu Grabe tragen, ohne daß ſie der Geſchichte eine Gelegenheit, ihrer zu erwähnen, geben. Blicken Sie auf unſere Fürſten, wie ſie durch liebenswürdige Einfachheit und Milde ſich alle Herzen gewinnen! — Nehmen Sie endlich dieſen wohlgemeinten Rath einem Manne nicht übel, der nicht zu Ihrem Stande gehört, aber die Nothwendigkeit höherer Stände ehrend anerkennt, und ungeheuchelt das Bekenntniß ablegt, daß er die edelſten Menſchen unter ihnen gefunden habe. — —

Laßt mich auch zu euch ein freundliches Wort ſprechen, Meiſter Job, und zu euch, Herr Magiſter! Seyd überzeugt, daß durch Anſtand, Ruhe, Beſonnenheit und Höflichkeit, durch Geſchicklichkeit in eurem Fach, Achtung für die Ordnung der Welt, und Kenntniß ihrer Sitten, ihr dem Edelmann achtbarer erſcheinen werdet, als wenn ihr ein Geſchrei gegen die Vornehmen erhebt, und durch bäuriſche Sitten, Verworrenheit der Begriffe, pedantiſche Träume, hohle Töne und durch Tabackduftende deutſche Kittel jeden Mann von Erziehung von euch zurückſchreckt. Es ſagt euch dies ein Mann, der in den Hütten der Armen gelebt hat, und in den Palläſten der Reichen kein Fremdling iſt.

130.

Iſt ein Verſuch, den geſellſchaftlichen Zuſtand zu verbeſſern, mißlungen, ſo freuen ſich Egoiſten, Träge und Feige einen Vorwand zu haben, in ſolcher Abſicht künftig nichts zu thun. Dies iſt ein Gewinn, weil ihr Einmiſchen nicht ſelten die gute Sache verdirbt. Wem

die Verbesserung Ernst war, lernt aus dem Mißlingen die Fehler vermeiden. Der Versuch selbst ist eine ewige Aufgabe; daher jedes starke Geschlecht ihn immer wieder erneuert.

131.

Die Liberalen sind bemüht, die Zukunft als Gegenwart darzustellen; die Ultra, welche man auch die Präteriten nennen kann, wegnen dagegen, sie könnten die Gegenwart in die Vergangenheit zurücktreiben. Die Aufgabe der Regierungen ist reeller: sie sollen die Gegenwart verstehen und alle in ihr vorhandenen Kräfte zum allgemeinen Besten leiten.

132.

Gesetzt, es hätte sich irgendwo eine neue Räuberbande organisirt, und, um allein zu plündern, die alten Räuber vertilgt; gesetzt ferner, es gelänge der Regierung, die neue Bande einzufangen; würden deswegen die alten Banden ein Recht haben, wiederhergestellt zu werden?

133.

Es giebt ein Land, in welchem die civilisirten Menschen nicht in der Gesellschaft, sondern als Einsiedler leben.

134.

Den Südländer bewahrt sein reiner Himmel vor Liebhaberey an Nebelgebilden; im trüben Norden ist es möglich, daß Leute auf dem Wege zum Licht der Civilisation überschnappen und in die Labyrinthe der Mystik, Deutschthümelei, Mittelalterthümlichkeit, Ascetik und des philosophirenden Wahnsinns gerathen. Dies war das Schicksal einiger unserer tiefsinnigen Windbeutel. An-

dere, die zu den Flachköpfen gehören, hatten leſen und ſchreiben gelernt, horchten auf, wovon in der politiſchen Welt die Rede war, und wurden liberale Zeitungsſchreiber, falls ſie keine Unterſtützung bei den Vornehmen fanden; oder bekannten ſich, als bekreuzigte Correspondenten, zu dem Obscurantismus, wenn es ihnen ſchien, daß ſie ſich dadurch beliebt machen würden. Dieſe großen Geiſter haben den Streit und die Phraſen ausländiſcher Tribünen nach Deutſchland verpflanzt, und den Glauben verbreitet, als würde in Spanien über die Civiliſation Deutſchlands entſchieden werden.

135.

Man ſpricht viel von der hohen Bildung der Deutſchen. Wenn ich ungekämmten Haaren unter vierſpitzigem ſchottiſchen Doktorhute begegne, oder einem paar Koſakkenhoſen unter polniſchem Kittel, aus deſſen verrenkter Taſche eine lange Türkenpfeife hervorſtarrt: kann ich dann wohl glauben, daß unſere Jugend ſich das Beſte anderer Nationen zum Muſter nehme, und ſich für Ausbreitung ſeiner Sitten geſchickt zu machen ſuche? Sehen dieſe ſchwerfälligen Haſenfüße aus, wie Vorboten einer beſſern Zukunft? Oder wenn ich leſe, wie anmaßliche Volkslehrer die gute, derbe, verſtändliche deutſche Sprache in ein myſtiſch Kauderwelſch verdrehen, wie andere ihre Talente auf die Folter ſpannen, um die Verworrenheit der Feudalzeiten als höchſte Weisheit darzuſtellen: ſoll ich dies als ein Zeichen anſehen, daß wir der Barbarey entwachſen ſind?

136.

Menſchlich iſt, ein drückend Uebel fühlen, und der Schrei des Schmerzes wird vom Schöpfer der Crea-

tur gegönnt zu ihrer Erleichterung, nicht einer andern Creatur Anlaß zu geben, die Schmerzen des Leidenden zu verdoppeln.

147.

Frankreich ſtritt um die Zahl ſeiner Biſthämer, während in England proſtituirte Perſonen verhört wurden, in der Abſicht zu beweiſen, daß die Königin — — meine verſchämte Feder wagt nicht zu ſchreiben, was die Miniſter zu thun wagten. — Alles zur Beförderung der Religion und Moral.

138.

Kämen doch einmal Carlsbader Beſchlüße zu Stande, gegen die Verletzung der öffentlichen Moral von Seite derjenigen, die keine Studenten und keine Gelehrte ſind.

139.

Ein genialiſches Etwas thut Noth, ſoll eine menſchlich ſchöne Schöpfung vollbracht werden. Die Mittelmäßigkeit weiß nichts davon und arbeitet in den Tag hinein. Am Ende ärgert ſie ſich über die Critik, und erklärt ſie für empörend.

140.

Götter feſſelten den Prometheus, weil er das Feuer vom Himmel ſtahl. Die Strafe iſt etwas vornehm, doch begreiflich. Wenn aber Erdbewohner, zu deren Beſten der kühne Himmelsräuber hinaufſtieg, denen er das Feuer ſchenkte, ihn verfolgen und ſeinen Feinden ausliefern, ſo iſt dies ein unfaßliches Uebermaaß von Unverſtand und Undankbarkeit.

141.

Einige Leute glauben, Haß gegen Pfaffen und Tyrannen ſey die Baſis der öffentlichen Moral; in ſo fern ſie ſich gegen Heuchelei und Geſetzloſigkeit erklären, ſcheinen ſie recht zu haben.

142.

Selbſt den Unſinn lernen die Menſchen lieben, wenn man ihr Intereſſe davon abhängig macht. Weiſe Geſetzgeber ſuchen das Intereſſe an vernünftige Dinge zu binden.

143.

Große Capitaliſten in Moral und Politik ſind ſelten; Scheidemünze wird hie und da angetroffen; dann macht man Schulden, und ſtellt ein Papiergeld aus, das die Nachwelt einlöſen ſoll.

144.

Der Menſch hat keine gute Zeit, wenn er ſie nicht ſelbſt macht.

145.

Der Schwache ſeufzet unter der Laſt des Aberglaubens, der Starke wirft ſie ab.

146.

Betrüger lehren, die Menſchen würden ſchlecht werden, wenn ſie aufhörten dumm zu ſeyn. Es iſt aber die Moralität rein geiſtiger Natur, und ohne Verſtand iſt keine Tugend möglich. Wäre ſchon hinreichend, nichts Böſes zu thun, um moraliſch zu ſeyn, ſo wäre jedes Tollhaus die Republik der Tugend; denn die Narren ſind die unſchuldigſten Leute von der Welt. Tugend iſt die verſtändige Anwendung individueller Kräfte zum Beſten der Geſellſchaft.

147.

Wenn ein Zeitalter gestorben ist, so wandeln die Männer desselben wie Schatten in einer andern Welt; nur durch die Geschichte sehen sie noch mit der Gegenwart im Verkehr. Darum schreiben sie Memoiren. Es können die Lebenden, es werden die kommenden Geschlechter sich daraus belehren.

148.

Es ist so lohnend für das Vaterland zu handeln, daß noch heute Griechen und Römer, die sich ihm opferten, von allen guten Menschen als Muster geehrt werden.

149.

Weil es euch nicht gegeben ist, ein Sokrates zu seyn, so strebt ihr nach der Ehre, seine Richter zu werden. Armer, verblendeter historischer Pöbel!

150.

Moses berichtet, Gott habe am ersten Tage das Licht geschaffen und gesehen, daß das Licht gut sey. Nirgend in der Schrift findet sich eine Stelle, welche die Finsterniß für gut erklärt. Der Apostel Paulus sagt: „Die Stunde ist da aufzustehen vom Schlaf. Die Nacht „der Unwissenheit ist vergangen, der Tag der Erkenntniß „aber hereingekommen. So lasset uns ablegen die Werke der „Finsterniß, und anlegen die Waffen des Lichts!“*).

*) Sollte man glauben, daß ein deutscher Censor, diesen in einer andern Schrift angeführten Ausspruch des Apostels, als gefährlich, zu streichen sich nicht entblödete? Nun es geschah — als ein Beispiel, daß es Noth thue, selbst das Ansehn der Schrift gegen die Anmaßung furchtsamer, subalterner Beamten in Schutz zu nehmen. Es geschah in einem Lande, das im

151.

Auf der Kirchenversammlung zu Basel betheuerten die Hussiten, sie nähmen keine andere Lehre an, als die in der Schrift enthalten wäre. Da antworteten ihnen die frommen Väter durch den Mund des Cardinal von Casan: „Die Schrift sei eben nicht schlechterdings nothwendig, die Kirche zu erhalten; man müße jederzeit die „Schrift nach dem Brauche der Kirche, wie selbiger jederzeit wäre, auslegen; und wenn die Kirche ihre Meynung ändere, so verpflichte dieses zu glauben, daß Gott seine Meynung ebenfalls geändert habe."

152.

Regulus glaubte den gezwungenen Eid, den er dem Feinde geschworen, halten zu müßen, obgleich die Erfüllung desselben ihm das Leben kostete. Er war, wie Cicero bemerkt, überzeugt, daß es für ihn besser sey, sich einem gewißen und grausamen Tode zu überliefern, als dem Feinde sein Wort zu brechen. In der That gab dieser Heide ein erhabenes Beispiel, welches nachzuahmen selbst Christen sich nicht schämen sollten.

153.

Nicht alles Schweigen ist stumm. Napoleons Grab hält sehr beredte Reden, die nicht gedruckt und doch von jedermann vernommen werden.

Verdacht einer zu milden Censur steht. Wir erinnern daran im Interesse der Regierungen; denn unmöglich kann es ohne Nachtheil seyn, wenn ein Censor sein ohnehin gehäßiges Geschäft dadurch verächtlig und abscheulich macht, daß er verbietet zu sagen, was Moral und Religion von dem Menschen fordern: „Lasset uns anlegen die Waffen des Lichts!" —

154.

„Was würde es helfen, wollte man ein Buch schreiben, bei dessen Lesung allen Sündern die Haare zu Berge stünden?" — Doch, meine Freunde, es giebt Reuige, die mit Freuden umkehren, wenn man ihnen wohlwollend den Abgrund zeigt, dem sie vielleicht bewußtlos entgegengiengen. Was wäre das Leben, müßte man an Besserung verzweifeln? — Nur tretet nicht mit Rohheit an das Bett des Kranken, sondern als ein liebreicher Arzt, dem die Hoffnung der Genesung aus den freundlichen Augen blickt. Dann könnt ihr ihn selbst zu einer schmerzhaften Operation bereden. Wenn ihr aber mit den Schmerzen anfangt, verliert er das Vertrauen, wendet sich von euch, und sucht vielleicht bei Quacksalbern Hülfe. Der Arzt soll immer klüger seyn, als der Kranke, und sich dessen Ungeduld, selbst dessen Vorurtheile nicht verdrießen lassen. Die Regel ist dieselbe für moralische und politische Aerzte.

155.

Nichts vereint die Menschen schneller als ein Gefühl weit verbreiteter Schmerzen: das Glück macht sie zu Egoisten; in Zeiten des allgemeinen Unglücks ist die Zahl der Patrioten am größten. Dies ist die vis medicatrix naturae in den öffentlichen Krankheiten.

156.

Das Bewußtseyn ein großes Unglück vorausgesehen zu haben, gewährt keine Freude; wir wünschen lieber sagen zu können: ich hatte mich geirrt.

157.

Der Verstand ist der Granit unseres Geistes: auf ihn baut man sicherer als auf Leidenschaften, die nur aufgeschwemmtes Land sind.

158.

Leidenſchaften haben, iſt oft ein Vorzug; wenn die Leidenſchaften uns haben, gehen ſie mit uns durch und machen halsbrechende Arbeit.

159.

Das Vaterland des Weiſen reicht bis zu den Gränzen der Erde, und alle großen Männer des Alterthums ſind ſeine Landsleute; die Heimath der Knechte wird durch eine Diſtelhecke umzäunt, und es tröſtet ſie nicht, daß es ſchon früher Sclaven gegeben hat.

160.

Wahrſcheinlich hat Gott nicht ohne Zweck die Charaktere und Geſinnungen der Menſchen verſchieden gemacht. Doch giebt es Leute, welche das Bett des Procruſtes in der moraliſchen Welt einführen möchten. Sie ſollten bedenken, daß der attiſche Straßenräuber ſeinen Theſeus fand.

161.

Goliat war ein Rieſe, David, der ihn niederwarf ein kleiner Mann, aber großer Sänger; ſolches Uebergewicht geben die Talente.

162.

Die Girondiſten glaubten, Fanatiker zur Vernunft bringen zu können: ſie wurden guillotinirt. Napoleon wollte Adel und Prieſterſchaft mit der Zeit verſöhnen: er ſtarb auf St. Helena. Verſuchten ſie etwas Unmögliches? Giebt es unverbeſſerliche Menſchen?

163.

Wenn es regnet, fange man nur die einzelnen Tropfen auf, und es wird ſogleich wieder ſchönes Wetter. Dies iſt ſo probehältig, als daß in aufgeregten Zeiten die

Einkerkerung der Einzelnen alles wieder ins Gleichgewicht bringt.

164.

Neben einer furchtbaren Strafe, die man dem Volke als Schauspiel sehen läßt, sollte jedesmal eine große Wohlthat zugleich sichtbar werden. Dies ist mehr noch eine Regel der Klugheit, als der Moral. Nur verzweifelnde Hasardspieler wagen ohne alle Regel.

165.

Wer vor jedem Blatte zittert, gleicht auf ein Haar einem Menschen, dem das böse Gewissen keine Ruhe läßt.

Iustum ac tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida, neque Auster. —

166.

Es giebt Flecken, die durch keine Heilquelle reingewaschen werden.

167.

Die Karlsbader Beschlüsse sind nicht als beständiges Gesetz, sondern nur für eine fünfjährige Dauer bekannt gemacht worden. Die anständige Ruhe der deutschen Völker macht letztere würdig, daß ihnen das Zutrauen der Regierungen wieder geschenkt werde.

168.

Wenn die Leute wüßten, wieviel ein gutes Gewissen werth ist, würden sie es um äußern Tand feil geben?

169.

Viele wollen die Welt verbessern und fangen damit an, daß sie selbst schlechter werden.

170.

Wie man in den Wald ſchreit, tönt es wieder. Wer den Menſchen Albernheiten zuruft, kann nicht fordern, daß ſie ernſthafte Geſichter dazu ſchneiden ſollen.

171.

Nehmt euch in Acht! Man kann die Strenge weit treiben und doch ſich innerhalb der Grenzen der Vernunft und Billigkeit halten; aber dieſe Gränze iſt eine Linie ohne Breite; ehe man ſich's verſieht, iſt ſie überſchritten, und man befindet ſich auf dem Gebiet der Unvernunft, mit deren Geſellen man ſich dann gemein machen und balgen muß. Ihr ſeyd es nicht, welche ſich dieſer Gefahr ausſetzen wollen; aber eure Schreiber und Lakaien treiben es weiter als ihr befohlen; dann ſcheint es euch, als müßtet ihr ſie in Schutz nehmen, denn ſie ſchreien, jede Neckerey der Schreiber ſey Empörung. So geräth man in eine Verwirrung, wo man Freunde und Feinde nicht mehr auskennt, wo man, ohne es zu wollen, die Schlechten begünſtigt, während man die Guten entfernt, welche ſonſt, ohne Zwang und ohne Sold, die Sache der Ordnung gegen ihre Feinde vertheidigt haben würden.

172.

Die Geſellſchaft iſt nicht etwa eine Anſtalt, die Menſchen bequemer und leichter abzufüttern, ſie gegen Regen und Wind zu ſchützen; ſie iſt die Bewahrerin der höheren Natur des Menſchen. Regieren heißt die thieriſchen Kräfte an den Wagen ſpannen, und ſie auf dem Wege zur geiſtigen Cultur leiten.

173.

Wenn ein Derwiſch keine höhere Natur in ſich verſpürt, ſollen wir alle deßwegen nicht mehr als der Derwiſch ſeyn?

174.

Glücklich der Miniſter, der einen Freund findet, welcher ihn auf die Talente aufmerkſam macht, damit er ſie in ſeinen Kreis ziehen, ſich mit ihrer Einſicht vereinigen, ſie ins Leben einführen, und mit ihnen den Ruhm ſich aneignen könne, Geiſt und Seele eines erleuchteten Jahrhunderts geweſen zu ſeyn. Nicht iſt ſein Freund, wer ihn zu dem Aberglauben verleitet, als wären alle unabhängige Köpfe nur revolutionäre; wer ihn in die ruhmloſe Einſamkeit der Furcht und des Mistrauens zu bannen, oder in Kriege mit den Geiſtern zu verwickeln ſucht, wo man höchſtens die Schwachen einfängt, aber dem Spott der Starken zur Beute wird.

175.

Leicht iſt, furchtſame und käufliche Leute in Dienſt zu nehmen;— wie aber in der Zeit, da nur ſtarke Seelen helfen können?

176.

Gute Köpfe gerathen am leichteſten auf Abwege, aber ſie lernen bald ſich zurecht finden und gehen dann um ſo ſicherer ihre Straße. Wer nie aus dem Stalle kam, iſt immer im Irrthum, denn die Wahrheit iſt Kenntniß der Kreuzwege des Lebens.

177.

Einige Leute glauben, ſie malten in Rembrands Manier, wenn ſie überall Schatten machen; es fehlt ihnen aber das Genie und der Pinſel des Künſtlers.

178.

Nicht dadurch wird man reich, daß man das Metall in den Schacht zurückſchickt; man muß es zu Tage fördern. Es iſt mit den geiſtigen Schätzen nicht anders.

179.

Einige Leute glauben, die Menſchen müßten im Frieden ſchlafen; nur im Kriege ſey ihnen erlaubt, ſich verſtändig mit einander zu unterhalten. Göthe ſagt: „Im „Kriege erträgt man die rohe Gewalt ſo gut man kann, „man fühlt ſich wohl phyſiſch und ökonomiſch verlezt, „aber nicht moraliſch; der Zwang beſchämt Niemanden „und es iſt kein ſchimpflicher Dienſt, der Zeit zu dienen; „man gewöhnt ſich, von Feind und Freund zu leiden, „man hat Wünſche und keine Geſinnungen. Im Frieden „hingegen thut ſich der Freiheitsſinn der Menſchen im„mermehr hervor, und je freier man iſt, deſto freier will „man ſeyn. Wir wollen nicht beengt ſeyn, Niemand ſoll „beengt ſeyn, und dies zarte Gefühl erſcheint in ſchönen „Seelen unter der Form der Gerechtigkeit.“

180.

Edle Menſchen fühlen ſich höher, wenn ſie ein früheres Unrecht einſehen und wieder gut machen können. Nur der Böſe ſucht eine Ehre in der Conſequenz des Unrechts.

181.

Der ſchönſte Tag meines Lebens wird es ſeyn, wenn ich ſehe, daß in Deutſchland die Slameckſan und Trameckſan ſich umarmen, und Geld und Kräfte, die ſie bisher zu gegenſeitigen Anfeindungen verſchwendeten, zur Beförderung der Gewerbe, des Handels, zur Belebung der Künſte und Wiſſenſchaften, in die Hände der Väter des Vaterlands legen. Sehe ich zugleich, daß eine leiſe Röthe über die Wangen der Cenſoren fliegt; höre ich, daß Diplomaten gründlich und freundlich die Journaliſten belehren, und ihren Herren berichten, was Gutes und Achtbares in andern Ländern geſchieht; höre ich, daß der Adel den Bürger, und der Bürger den Edelmann ver-

theidigt; fühle ich die Wohlthaten des allgemeinen Vertrauens der Fürsten zu ihren Völkern: dann werde ich glauben, daß ein moralisches Reich unter uns lebendig geworden. Eine solche Veränderung möchte ich bewirken können, ein solcher Revolutionär möchte ich seyn, weil man heutiges Tages denn doch einmal ein Revolutionär seyn soll, in so ferne nämlich, man mag es seyn oder nicht, einige Herren uns als solche ausrufen.

182.

Es ist den Männern, welche sich vor der Welt als Narren hinstellen, oft gar nicht spaßhaft zu Muthe. Göthe sagt:

„Wer der Menschen thöricht Treiben
„Täglich sieht und täglich schilt;
„Und wenn andre Narren bleiben,
„Selbst für einen Narren gilt;
„Der trägt schwerer als zur Mühle
„Irgend ein beladen Thier,
„Und — wie ich im Busen fühle —
„Wahrlich so ergeht es mir.

183.

Ein gewisses Blatt spricht mit seinen Lesern, als ob es sie alle für blödsinnig hielte; zugleich glaubt es, durch Grobheit, Unverschämtheit und Capuzinaden sich ein vornehmes Ansehen zu geben, und die Meinung zu verbreiten, als sey es gut unterrichtet, als verstehe es sich auf Moral und Religion. Nun weiß man aber, daß die Lakaien in den Vorzimmern nicht zur guten Gesellschaft gehören; daher ihre Ungeschliffenheit nicht vornehm sey, und den Herren nicht angerechnet werden könne, aber auch nicht alle Hoffnung verloren sey, daß der Herr einmal den Lakaien ein anständiges Betragen zur Pflicht machen

werde. Man weiß ferner, daß derjenige nicht gut unterrichtet seyn könne, der die Bewohner einer Stadt, welche durch Sturm verwüstet wurde, ins Zuchthaus geschickt wissen will, weil er behauptet, die Leute hätten den Sturm gemacht, indem sie den Athem nicht an sich gehalten. Es bedarf endlich keines Beweises, daß man nichts von Moral und Religion wissen, sondern ein Ruchloser seyn müsse, wenn man seine Freude an Christenverfolgung hat. — Der Leser fragt vielleicht, was wir mit dieser Philippica gegen Lakaien beabsichtigen? Nichts, als ein Beyspiel, von den Wirkungen des Zeitgeistes aufzustellen, der solchen Anlaß möglich, und solche Bemerkungen nothwendig macht.

184.

Es ist, nach der mildesten Bezeichnung, wenigstens unklug, wenn ein Mann im Amte, im Namen einer großen Autorität, irgend ein Individuum für einen Revolutionär erklärt, und gleichwohl keinen Beweis aufstellt, der die öffentliche Autorität berechtigen könnte, den angeblichen Aufwiegler in Anklagestand zu setzen und den Gerichten zu übergeben. Leben wir etwa in Zeiten, wo die Tribunale ohne Kraft sind? Warum läßt man die Revolutionäre frei umherwandeln? — Nirgend treibt man die Nachsicht so weit, wohl aber scheint man den Nachtheil jener unbesonnenen Anschuldigungen zu übersehen, die zu einem pöbelhaften Schimpfen herabsinken, wenn die angedichteten schweren Verbrechen keine gründliche Untersuchung zur Folge haben. Wissen diejenigen, die den Titel eines Revolutionärs so freigebig austheilen, welcher Begriff damit zu verbinden sey? In Paris zankten zwey Fiaker. Nachdem sie den ganzen Vorrath ihrer anständigen und unanständigen Schimpfworte erschöpft hatten, wollte der eine seinen Gegner durch die höchste In-

jurie überbieten und sagte: „Du bist ein Geograph.“ — „Wie, Ungeheuer,“ entgegnete der andere, „ich ein Geograph? Den Schimpf ertrage ich nicht, am wenigsten von dir, Colossal!“ — Die Fiaker kannten die Bedeutung der Worte nicht.

185.

In einer am 3ten Februar 1824 im Parlement gehaltenen Rede sagte Herr Canning, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Großbrit. Majestät: „Die Ver„fassung des deutschen Bundes ist allerdings sehr schlecht: „man kann sich nichts Verworreneres und Verwickelteres „aussinnen, als dieses System von gegenseitiger Einmi„schung.“ Wir wollen und können nicht entscheiden, ob dieses Urtheil des Herrn Canning gegründet sey; aber wir dürfen es als einen Beweis anführen, daß man ein sehr achtungswerther Mann seyn und doch eine solche Vorstellung vom deutschen Bunde haben könne. Soll es nur einem englischen Minister erlaubt seyn, nach vorhandenen Thatsachen ein Urtheil zu fällen, und kann dasselbe Recht Männern von Geist, die sich etwa in Deutschland finden möchten, versagt werden? Wir wünschen, daß es dem Herrn von Blittersdorf gefallen möge, sich über diese Rede des Herrn Canning mit der ihm eigenthümlichen Urbanität zu äußern, damit deutscher Geist unwidersprechlich wisse, wie er die Sache zu nehmen habe.

186.

Frühere Fehler mit Bitterkeit rügen, ist unedel. Der Großmüthige erwartet, daß solche Fehler künftig werden vermieden werden; wollte man aber diejenigen verfolgen, deren Verstand aufgeklärt genug war, die Fehler einzusehen, so würde man dadurch eine unheilbare Verkehrtheit an den Tag legen, deren höchster Grad darin bestehen

möchte, wenn man, um consequent zu seyn, der warnenden Vernunft zum Trotz, bei dem erkannten Irrthum beharren wollte.

187.

Wo Männer über die höchsten Interessen verschiedene Meinung aussprechen, sollen Buben sich nicht unterfangen, dem Streite dadurch ein Ende machen zu wollen, daß sie den Kämpfenden Unrath ins Gesicht werfen.

188.

Plato sagt: es sey Bosheit, dasjenige, was im schönen Zusammenhange besteht, und sich darin wohl befindet, auflösen zu wollen. Wie soll man die Untugend nennen, die dasjenige, was nur im Hader besteht und sich darin übel befindet, dennoch mit Gewalt erhalten will?

189.

Was die Ketten zusammen halten, steht deswegen noch nicht in Zusammenhang.

190.

Es ist den Seelen ein Gefühl für gewaltsames Leiden angeboren, nicht damit sie sich demselben geduldig unterwerfen, sondern die Kräfte anstrengen, es zu entfernen. Viele Leiden würden bald aufhören, wenn wir den rechten Willen hätten, sie nicht zu ertragen. Nichts aber ist seltener als ein starker, fester Wille, der von den frommen Wünschen so verschieden ist, als die gemalten Trauben des Apelles von den wahren. Nur Sperlinge mögen eines für das andere ansehen.

191.

Wie mögt ihr euch begnügen, ein werthloses Leben zu führen, und am Ende ohne Ruhm und Verstand in die Unterwelt zurückzukehren?

192.

Daß einer dumm iſt, muß man ſich gefallen laſſen; er iſt ein mißlungener Verſuch der Natur. Wenn er aber andere dumm machen will, ſoll man ſich's nicht gefallen laſſen.

193.

Die Füße ſind nicht zum Stilleſtehen, ſondern als Bewegungswerkzeuge an den Leib gefügt. Auch der Verſtand iſt ein Bewegungswerkzeug.

194.

Das heiligſte und göttlichſte unſerer Natur kann auch in einem gefeſſelten Leibe leben; aber es iſt nicht unſere Beſtimmung, die Feſſeln ewig zu tragen; die Aufgabe iſt, ſie zu ſprengen. Denn dieſe göttliche Natur kann die Feſſeln nicht für heilig anſehen; achtbar iſt ihr nur, was ihr verwandt iſt, — nicht was ihr feindlich und zerſtörend gegenüber ſteht.

195.

Der Menſch beſteht aus Leib und Seele. Dies wiſſen alle kleinen Kinder und doch handeln große Leute, als wären wir nur Leiber ohne Seele.

196.

Wer Menſchen regieren will, muß ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, und mit Anſtrengung den Geiſt geübt haben. Die Monarchie der Unwiſſenheit und Geiſtloſigkeit iſt rein unmöglich: beide regieren nie, aber es iſt ſchon ein Unglück, wenn in ihrem Namen regiert wird.

197.

Wer mit den Gräueln bekannt iſt, welche in der engliſchen erſten Revolution im Namen der Religion, und

in der französischen im Namen der Freiheit verübt wurden, kann, wenn er anders Verstand besitzt, kein Revolutionär seyn. Wir fordern nicht einmal, daß er ein ehrlicher Mann sey; als solcher wird er ohnehin nicht jedes wirkliche Recht vernichten wollen, um zu versuchen, ob ein eingebildetes einzuführen möglich ist. Die einfachste Berechnung des eigenen Vortheils muß lehren, daß in einer allgemeinen Umwälzung, wo nicht blos die Person des Regenten verändert, sondern alle Sicherheit aufgehoben wird, die Menschen nichts anders seyn können, als Trunkene, die in der Nacht bewaffnet gegen einander rennen und sich gegenseitig morden. Wer will so wahnsinnig seyn, sich in dies Getümmel hineinzustürzen? Woher kommt es nun gleichwohl, daß selbst redliche und nachdenkende Männer, wenn sie auch von jeder thätigen Theilnahme an Revolutionen sich entfernt halten, dennoch mit einem gewissen Wohlgefallen auf die Anstrengungen der Völker blicken, welche sich durch eine Revolution zu helfen suchen? Daß es solche Männer giebt, wird keinem unbefangenen Beobachter unbekannt seyn. Statt aber den Bannfluch gegen sie zu schleudern, ist es verständiger, den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung nachzuforschen. Liegt sie vielleicht in dem Glauben, daß gewisse Uebel unleidlich sind, daß sie, selbst nach den Vorschriften der Moral und Religion, nicht geduldet werden sollen, und daß es besser sey, das Schwerd zu ziehen, als wehrlos zu Grunde zu gehen? Ein solcher Glaube kann nicht von selbst, aus nichts entstehen, und auch nicht willkührlich verbreitet werden; furchtbare Thatsachen müssen vorausgegangen seyn, die ihn gleichsam legitimiren. Der wahre Contre-Revolutionär wird also diese Thatsachen unmöglich zu machen, und, wo sie vorhanden waren, ihre Wiederkehr zu verhindern suchen. Wie aber, wenn es ihm verboten würde, diese letzten Gründe der Re-

volutionen namhaft zu machen? Wenn seine redliche Warnung ihn der Gefahr aussetzte, als ein Theilnehmer derer angesehen zu werden, deren Rasereien er an der Wurzel angreift? Diese Gefahr ist möglich, doch soll sie besonnene Männer nicht abschrecken, den Versuch zu wagen, auf die Folgen aufmerksam zu machen, die aus dem Verkennen der letzten Gründe des öffentlichen Unglücks entstehen müssen. — Wir wollen die Leidenschaften nicht aufreizen, sondern besänftigen. Darum erinnern wir nicht an Thatsachen, die nicht mehr ungeschehen gemacht werden können; doch sprechen wir furchtlos unsere Ueberzeugung aus, daß es Zeit sey, gewisse Maasregeln aufzugeben, welche selbst den wohlwollenden, ordnungsliebenden Theil der Gesellschaft mit der Besorgniß erfüllen, als bestände eine Verschwörung gegen die Rechte der Völker, gegen die Freiheit der Geister, und die allgemeinen Interessen eines erleuchteten lebenskräftigen Zeitalters. Wir wissen, daß der Glaube an eine solche Verschwörung eine Täuschung, aber auch daß die Anlässe dieser Täuschung wirklich vorhanden. Der Irrthum kann in seiner Wirkung dem bösen Willen ähnlich seyn; drum ist er gefährlich. — Wenn neben den Strafen der revolutionären Umtriebe, zugleich die Wohlthaten der öffentlichen Ordnung offenbar werden, muß die Strenge selbst gesegnet werden. Die Behauptung, man hätte keine Zeit zur Wohlthat, weil man mit Strafen beschäftigt sey, wird von der gesunden Vernunft nicht anerkannt; sie ist nur ein Geständniß, daß man einsehe, es müsse nicht blos das Böse gehindert, sondern das Gute gethan werden. — — Niemand wird die französische Regierung tadeln, daß sie der Revolution in Spanien ein Ende gemacht; wenn sie aber nur Eine Art von Irrthum und Leidenschaftlichkeit jenseit der Pyreneen verfolgen, und einer andern Art zur Stütze dienen wollte: so würde sie ihre Aufgaben verkannt, und ihren Ruhm verscherzt haben.

Zwei hundert Millionen Geld und eine Armee von hunderttausend Mann müßen im heutigen Europa eine edlere Bestimmung haben, als die Herrschaft der Priester und einer unwissenden Camarilla zu unterstützen. — In Deutschland ist keine Spur einer sich vorbereitenden Revolution zu bemerken, weil es an allen Elementen derselben, an Hülflosigkeit der Regierung und unleidlichem Druck der Völker, fehlt. Die Träumereien einiger Studenten sind lächerlich, nicht furchtbar. Woher kommt es nun, daß von der einen Seite, die Regierungen so thun, als fürchteten sie eine Revolution; und daß auf der andern Seite von redlichen Männer irgend ein durchgreifendes Ereigniß gewünscht wird, welches einigen moralischen Unleidlichkeiten ein Ende machen möchte? Wir wollen es unverholen sagen. Es giebt einige junge, in ihrem Glück junge Leute, welche den Glauben an umwälzendes Bestreben der Völker bei den Regierungen zu unterhalten suchen, weil sie, außer dem Geschäft der Angeberei, wenig Geschick haben, und sich doch nothwendig machen möchten. Würde man diesen Leuten das Doppelte ihres Gehalts versprechen, falls sie Thatsachen entdeckten, zum Beweise der unerschütterlichen Ruhe und Ordnungsliebe der Völker: so würde man nicht weniger bogenreiche Berichte über den trefflichen öffentlichen Geist von ihnen erhalten, als sie jetzt im entgegengesetzten Sinn zu füllen geschäftig sind. Diese Leute, denen es an gründlicher Bildung fehlt, haben keinen Begriff von den Aufgaben der Wissenschaften und den aus diesen Aufgaben hervorgehenden Rechten. Sie verlezen daher, oft ohne es zu wissen, das Achtungswürdigste in einem Volke, beschimpfen die Wissenschaft, und empören dadurch die Gemüther. Sie tragen also die Schuld, wenn gebildete Männer einige Theilnahme an den entfernten Kämpfen gedrückter Völker äußern, und sich vielleicht lebhafter für Spanien und Amerika, als für

die Jagd der einheimischen Revolutionsvögte interessiren. — Doch wollen wir nicht läugnen, daß einige müßige Zuschauer, durch die schnelle Bewegung der Ereignisse in der Napoleonischen Zeit verwöhnt, die gegenwärtige Ruhe ein wenig langweilig, und daher den auswärtigen Sturm unterhaltender finden. Diese Leute sind aber, wenn sie mehr thun als lesen, nur energielose Schwätzer, und viel zu bequem von ihrem curulischen Schreibtisch aufzustehen und die Bivouaks zu bevölkern. Sie machen keine Revolution, wenn sie auch könnten. — Endlich ist allerdings möglich, daß selbst eine höhere Politik sich der Revolutionsfurcht als einer Maschine bediene. Dabei würde denn ein Anspruch auf den Dank der Nachwelt, für Erhaltung des Gleichgewichts, sehr gegründet, und die Verachtung des Urtheils der Zeitgenossen ein Heroismus seyn. Indessen wäre die Gefährlichkeit eines solchen hohen Spiels groß, weil es die Gemüther entfernte, und doch selbst da, wo es eine Zeitlang gedient, als Spiel erkannt werden könnte. Auf jeden Fall scheint die Zeit, da der Gegner zu Boden geworfen ist, günstig, den Völkern die Wohlthaten des Friedens auch mit ihnen, und die Beweise des hergestellten öffentlichen Vertrauens durch offenkundige Thatsachen fühlbar zu machen. Durch welche Mittel dieses am sichersten zu bewirken sey, kann von dem isolirten Schriftsteller auch um deswillen nicht angegeben werden, weil er, bei der Achtung für den edlen Willen der Handelnden, nicht unbescheiden Hoffnungen erregen soll, die zu erfüllen vielleicht noch außer der Zeit wäre. Im Allgemeinen aber kann die Erwartung, als Zeichen der Ehrfurcht, sich aussprechen.

198.

Nie zeigt sich der Verstand des Menschen schwächer, als wenn er unternimmt, gegen allgemein herrschende Vorurtheile und Leidenschaften zu kämpfen. Der Unver-

ſtand hat hier ein viel bequemeres und einträglicheres Geſchäft; von ihm ſagt niemand, daß er die eingeführte Ordnung ſtöre, ja, es giebt Leute, welche ihn für die Stütze derſelben halten. Dennoch werden Männer, welche von Gott die Gabe des Verſtandes erhielten, ſelbſt auf die Gefahr von dem öffentlichen Ankläger verfolgt zu werden, die Behauptung wagen, daß gegenwärtig keine Nothwendigkeit vorhanden ſey, den Verſtand unter Aufſicht des Unverſtandes zu ſetzen. Ein ſolcher Verſuch wäre gefährlich, weil letzterer, als unverbeſſerlicher Feind der Regierung, ſelbſt die verſtändigen Freunde derſelben von ihr entfernen müſſte.

199.

Als Mahomed eines Tages den Himmel beſuchen wollte, wählte er als Fahrzeug nicht etwa einen flammenden Wagen oder geflügelte Pferde, ſondern ſetzte ſich ganz bequem auf einen Eſel. Dieſe Wahl, meynt Swift, wird von vielen Chriſten nachgeahmt. In der That bemerkt man, daß Leute, die nur irgend eine anſehnliche Höhe erreichen wollen, ſich gern einen Eſel anſchaffen, ja, man findet bisweilen ganze Ställe voll von dieſen edlen Thiere in den Behauſungen derjenigen, deren Geſchäft es iſt, über die Berge zu kommen. Dieſe Gewohnheit iſt denn auch ganz verſtändig; daher geflügelte Pferde mit Unrecht den Eſeln ihren Vorzug beneiden. Ein Thier mit ſanftem Tritt und geduldig, Schläge zu ertragen, ſagt dem Bedürfniß viel beſſer zu, als ein ſtolzes Roß, das ſeine Schwingen braucht, und, während es über Abgründe hinweg über die Wolken hinausfliegt, leicht den ungeſchickten Reiter abwirft.

200.

Die Ehe iſt das Grab der Liebe. Auch diejenigen, die ſich mit dem Aberglauben ehelich verbinden, neben

ihre theure Hälfte nicht; aber die finden ihren Vortheil dabei, sie andern als eine reizende Schöne zu schildern.

201.

Gewisse Leute, sagt Swift, scheinen zu glauben, daß die Religion wieder in Kindheit verfallen sey, und mit Wundern genährt werden müsse, wie zur Zeit als sie noch in der Wiege lag.

202.

Ich werde glauben, daß unsere royalistischen Blätter Nutzen stiften, wenn sie mit Geist, Anstand und Feinheit, nicht aber durch Schimpfen ihre Gegner zu widerlegen suchen. Dieß ist jedoch nur von denen zu erwarten, die auf einem Fond von Wissenschaft und Humanität basirt sind. Sie können guten Rath annehmen, und es ist erlaubt, ihn zu geben. Was aber den Staatsmann des Herrn Pfeilschifter betrifft, so soll man ihn seinem Schicksal überlassen; denn ein Staatsmann, der von der Staatswissenschaft soviel versteht, als mein Stiefel, hat keine Ansprüche, daß ein ernsthafter Mann sich mit seiner Besserung abgebe.

203.

Hobbes behauptet, die Worte „Mensch" und „vernünftig" sagen gleichviel, und wären in einander enthalten. Sind denn die Unvernünftigen keine Menschen? Nehmen die Bevölkerungslisten der Staaten auf diesen Unterschied Rücksicht? Zeigen sie an, wieviel unter den angegebenen Seelen beseelt sind? Wäre es vielleicht rathsam, wenn sie jeden vernünftigen Menschen zweifach ansetzten? Dadurch käme vielleicht ein Gleichgewicht zwischen kleinen und großen Staaten zum Vorschein.

204.

Wer darf sich schmeicheln die guten Sitten zu befördern, wenn er die ungesitteten Zungen zu priviligirten macht?

205.

Der ſehr ronaliſtiſche Philoſoph Hobbas ſagt: „Das Reich der Finſterniß iſt eine Verſchwörung von Betrügern, welche um über andere in dieſer Welt zu herrſchen, das Licht der Vernunft durch irrige und unverſtändliche Lehren wegzuſchaffen und auf dem Wege zum ewigen Leben geiſtliche Finſterniß zu verbreiten ſuchen.“

206.

Man hat irgendwo von dem „Muth des Gehorſams“ geſprochen, und wirklich gehört Muth dazu, der Vernunft gehorſam zu ſeyn. Der Unverſtand dagegen kann auf den Gehorſam der Feigen mit Sicherheit zählen.

207.

Wenn ein Menſch zu philoſophiren anfängt, ehe er etwas gelernt hat, wird er leicht ein Phantaſt. Der wahre Philoſoph arbeitet auf dem Boden der Erfahrung und vereint ihre Maſſen zu dem Bilde einer Idee.

208.

Man muß den Stoff kennen, den man bearbeiten will, und unſere Werkzeuge müſſen auf die Natur des Stoffes berechnet ſeyn. Die neueren Reformatoren wollen ohne Menſchenkenntniß die Völker, und zwar durch Inſtrumente regieren, die den Verhältniſſen nicht angemeſſen ſind. Leider ſind einige alte Miniſter um nichts klüger: ſie meinen mit Zöglingen des 16ten Jahrhunderts zu thun zu haben, und mit den Gängelbändern der alten Zeit Leute regieren zu können, die ihnen entwachſen ſind.

209.

Es iſt einer von den kleinen Vorzügen des Krieges, daß man Leute tödten darf, die man nicht kennt, die

vielleicht zu den edelsten ihres Geschlechts gehören. Die Fanatiker und Ultra wollen diese Vorzüge auch im Frieden beibehalten.

210.

Unter keinem äußern Schicksal wird der starke Geist erliegen: die wechselnde Gestalten an den Ufern, zwischen denen der innere Lebensstrom sich durchwindet, sind ihm nur Gegenstände der Betrachtung; sie halten ihn nicht von seinem Ziele zurück.

211.

Jedes Zeitalter hat seine Thorheiten, gegen welche zu kämpfen die Aufgabe der aufgeklärten Zeitgenossen ist; sind die Thorheiten vorübergegangen, so wird es der Nachwelt schwer zu begreifen, wie sie je so mächtig werden konnten, eine umständliche Widerlegung nothwendig zu machen. Ich habe ein sehr ernsthaft geschriebenes Buch gelesen, das keine andere Absicht hatte, als den Satz einiger Schwärmer zu bestreiten, welche behauptet hatten, daß die abgeschiedenen Seelen der Gläubigen nach dem Tode in dem Seitenhölchen Christi ihren Wohnort haben würden. Solche Widerlegung ist heut zu Tage überflüssig. Wie glücklich müßte es seyn, in einer Zeit zu leben, wo die Anfeindungen des politischen Fanatismus für gleich überflüssig geachtet werden dürften!

212.

Nicht der Despotismus, die Freiheit gewährt sichern Schutz gegen die Greuel der Anarchie; die Türkei und Nord-Amerika liefern den Beweis für diese verkannte Wahrheit.

Vertraute Briefe,

> Juvenes adhuc laboris expertes, statuarum ritu patiemur pannos et vinculos? Adhuc aliud aliquod iter salutis quaerendum est.
>
> Petron.

den 1ten Januar 1814.

Sie fragen: was ich unter gegenwärtigen Umſtänden zu thun beſchloßen habe? und deuten auf die Antwort, die Sie erwarten.

„Es iſt eine große, heilige Sache", ſagen Sie, „für „welche die Völker bewaffnet werden! Wem Geſund„heit und Jugend erlauben, das Schwerd zu ergreifen, „der ſoll hinziehen an den Rhein, für Freiheit und „Vaterland zu kämpfen." — Freiheit und Vaterland! Waum verſchweigen Sie den andern Theil der beliebten Deviſe: „Gott und Fürſt"? — „Wer Vermögen be„ſitzt", fahren Sie fort, „und nicht ſelbſt in den Krieg „ziehen kann, ſoll die Hälfte, mehr als die Hälfte ſeiner „Güter in die Hände derjenigen niederlegen, denen die „Vorſehung die Leitung der europäiſchen Menſchheit an„vertraut hat". —

Nach ſolchen Aufforderungen kann ich nicht zweifeln, welchen Entſchluß Sie bei mir vorausſetzen. Dennoch mein Freund, muß ich freimüthig erklären, daß ich unter den gegenwärtigen Umſtänden nichts zu thun entſchloſſen bin. — Sie ſtaunen, Sie entrüſten ſich, und rufen

mir den alten Spruch zu: „Wer nicht für uns, iſt gegen uns!“ Ich muß mirs gefallen laſſen; ich bitte Sie ſogar, meine Unthätigkeit nur als den geringſten Grad der Oppoſition anzuſehen, da ich als Privatmann außer Stande bin, mehr zu thun. So iſt es. — Indeſſen wird nicht blos mit dem Schwerdte in der Fauſt gekämpft. Erlauben Sie mir daher, nach Art der arabiſchen Ritter, von denen, beiläufig geſagt, unſere europäiſchen Ritter das Weſen erlernten, Ihnen eine kleine unſchuldige Privatfehde anzubieten, nicht arabiſch, ſondern deutſch mit Feder und Dinte. Dabei iſt keine Gefahr, die ich Ihrer großen Sache nicht nehmen will, Sie wagen höchſtens in leidenſchaftlicher Kampfrüſtigkeit an den Schild der Beſonnenheit und Erfahrung anzuſtoßen. Ueberdem fechten Sie mit einem Manne, deſſen Hände gebunden, wenn auch vielleicht ſeine Gedanken frei ſind. Sein Enthuſiasmus wird Ihnen nicht beſchwerlich fallen: er hat ihn in die Taſche geſteckt, um dem Ihrigen freies Spiel zu laſſen.

Zur Sache. Ich kann mich Ihren deutſchen Kämpfern nicht anſchließen, weil ich nicht weiß, was die Leute wollen, oder beſtimmter, weil es mir offenbar iſt, daß ſie ſelbſt es nicht wiſſen. Der Zweck der Ruſſen, Oeſterreicher, Preußen und Engländer liegt klar am Tage; was aber haben die Deutſchen in dieſem Kriege zu ſuchen? Für eine heilige Sache wollen ſie ſtreiten? Lieber Herr, die heiligen Kriege hat die Geſchichte als verdächtig bezeichnet. Es iſt Vermeſſenheit, das Heilige mit Blut rein waſchen zu wollen. Die Kanonen beſtreichen nur die irdiſchen Sphären; dort oben muß man ſich anderer Waffen bedienen.

Und wie heißt Ihre Sache, die heilig ſeyn ſoll. — „Gott, Fürſt und Vaterland“?

Hatten Sie denn unter Napoleon keinen Gott und keine Fürſten? War er es nicht, der dem katholiſchen

Gotte größere Rechte in protestantischen Ländern zugestehen machte? Hoffen Sie, Gott werde sich jetzt deutlicher offenbaren? Die Menschen werden religiöser seyn, wenn es Millionen gelingt, Einen Mann zu besiegen? Seit wann ist Gott so ohnmächtig geworden, daß er der Hülfe der Menschen gegen den Einen Titanen bedarf? Wie locker und lose müssen wir an unserm Gott hängen! Erzählen die Himmel nicht mehr die Ehre Gottes? Giebt das moralische Gesetz in der Brust des Menschen nicht mehr Zeugniß von seiner Herrlichkeit? In den Kreuzzügen gegen die Ketzer, in den Kriegen der Spanier gegen Peru und Mexico wurden Millionen zur Ehre Gottes gemordet. Will das neunzehnte Jahrhundert die Thaten des Mittelalters erneuern? Nichts mehr davon, daß dieser Krieg für Gott geführt wird.

Es bleiben Fürst und Vaterland übrig; und ich frage Sie, ob Napoleon den Deutschen die Fürsten rauben wollte? Hat er ihre Länder nicht vergrößert? Haben sie im Bunde mit ihm nicht die Souveränität im Innern erlangt? Sind sie nicht mächtiger geworden? Werden fremde Mächte die Eroberungen nur zum Besten deutscher Fürsten vertheilen? — Da man den hohen Alliirten keine Unvorsichtigkeit zutrauen darf, so ist vorauszusehen, sie werden das Beste für sich behalten, um wieder zu der frühern Macht zu gelangen. Dies ist so gewiß, als sie Europa in Anarchie zu stürzen glauben würden, wollten sie es anders machen. Fällt nun auch hier und da ein kleiner Theil der Beute einem oder dem andern deutschen Fürsten zu, so wird er dadurch nicht mächtiger im Verhältniß zu den europäischen Fürsten, vielmehr offenbar schwächer, als zu jener Zeit, da diese selbst geschwächt waren, und ein mächtiges Frankreich den Riesenstaaten das Gleichgewicht hielt. Wie wollen Sie dadurch, daß Sie Frankreich niederwerfen, die deutschen Fürsten erheben? Die Allur-

ten werden sich nicht selbst berauben, diejenigen zu bereichern, die zur Napoleonischen Zeit ihre Feinde waren? — Von der andern Seite hört man von deutschen Patrioten, Napoleon hätte Unrecht gethan unsern Fürsten die Souveränität zu geben; er hätte sich dadurch die Völker entfremdet. Sollen etwa die Alliirten den deutschen Fürsten die von Napoleon ertheilte Souveränität wieder nehmen? Dies wäre möglich, sogar auf eine Art möglich, welche den Völkern nicht angenehm ist. Im günstigsten Fall würde die Unabhängigkeit nach außen leiden. Tritt aber ein solches Resultat ein, wie wollen Sie es denn erklären, daß Sie diesen Krieg **für die Fürsten** führten? Und das Resultat kann nicht ausbleiben, auch wann die Alliirten die großmüthigsten Gesinnungen gegen die deutschen Fürsten hegen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Schwächern von den Stärkern abhängen. Wo diese in den Personen wechseln, da gehen jene aus einer Hand in die andere; es ist nur die Frage, oder vielmehr es ist keine Frage, ob das vorübergehende Uebergewicht der Persönlichkeit, oder das bleibende der Verhältnisse auf die Dauer drückender sey. Diese Wechselfälle sollten in Ueberlegung genommen werden, ehe es zu spät ist. Sollen die Fürsten sich bewaffnen, damit ihre Macht beschränkt werde? Oder sollen sie die Völker zum Kampf aufferdern, damit die Völker die Fürsten zwingen, der Souveränität zu entsagen?

Sonach ist nicht abzusehen, wie die Deutschen sich einbilden können, der Krieg werde zum Besten ihrer Fürsten geführt. Erwägen Sie die Kräfte, die Verhältnisse, die Interessen der Nachbaren, so wird es einleuchten, daß, selbst bei dem besten Willen der letzteren, solches unmöglich sey.

Für Gott in den Krieg zu ziehen, ist unnöthig; den Fürsten können Sie dadurch keine Hulfe leisten. Wie sieht es nun mit dem Vaterlande aus?

Deutschland, seit Jahrhunderten in verschiedene Staaten getheilt, kann nicht plötzlich zu einem Ganzen, wie andere europäische Staaten, vereinigt werden. In Frankreich, obgleich Einem Fürsten unterworfen, mußten durch eine blutige Revolution die Provinzen zu einem gemeinschaftlichen Vaterlande verbunden werden? Wollen Sie auf solche Art ein Vaterland auf deutschem Boden zu Stande bringen? Sie werden sich an Gott versündigen und gegen die Fürsten empören müssen. Sie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortschreiten, das Volk durch Gräuelthaten zu Gräuelthaten begeistern müssen, um alle Fürsten zu vertreiben, wo dann die schlechtesten Menschen sich ans Ruder stellen, und die Anarchie am Leben erhalten, bis, wenn der Zufall günstig ist, irgend ein großer Mann Raum gewinnt, und mit Gewalt dem Reiche des Wahnsinns ein Ende macht. Wollen Sie sich allen diesen Zufällen aussetzen? Nur durch ein solches gewagtes Höllenspiel können Sie ein deutsches Vaterland erobern.

Sie glauben nicht, daß die einheimischen oder fremden Fürsten Ihnen dazu behülflich seyn werden. Sie werden also genügsamer seyn, Sie werden die einzelnen Staaten bestehen lassen müßen, und, indem Sie dieselben in einem politischen Bunde möglichst nahe bringen, diese Allianz als ein Surrogat des Vaterlandes geltend machen.

Auch für diesen Fall ist zu rathen, sich das Ding in Concreto deutlich vorzustellen. Wie soll ein solcher Bund beschaffen seyn? Mehrere Staaten bilden, wie mehrere Individuen, eine Vielheit und keine Einheit. Diese ist nur durch eine Obergewalt, welcher Art sie auch seyn möge, zu erhalten.

Wollen Sie einen Kaiser? Allerdings scheint dies das sicherste Mittel; dann aber werden Sie dem neuen Kaiser große Macht zugestehen müssen, weil jene alten Scheinkaiser weder die innere Concentration, noch die äußere

Sicherheit verbürgen konnten. Und dann, verhehlen Sie sich's nicht, werden die Fürsten zu Pairs im Oberhause herabsinken. Darum dürfen Sie den Gedanken an Regeneration der Kaiserwurde, die kein bloßes Spielwerk wäre, nicht einmal laut werden lassen. Er ist auch, selbst aus dem nationellen Gesichtspunkt betrachtet, nicht haltbar. Die langedauernde Verschiedenheit der einzelnen Staaten, ist in ihr inneres Wesen übergegangen, und hat nothwendig dem Geiste jeder Regierung eine eigene Richtung gegeben. Setzen Sie den Geist Einer solchen, lange in der Absonderung ausgebildeten Regierung über alle andere, so muß daraus ein innerer Widerspruch, eine gezwungene Verbindung ungleichartiger Theile entstehen, und statt ein Vaterland, werden Sie einen Heerd der Factionen und Intrilen geschaffen haben. Sie werden bei Einführung einer solchen Monarchie für das gesammte Deutschland, um nichts weiser und gerechter seyn, als die Jakobiner, welche, ohne Rücksicht auf vorhandene Rechte, Verhältnisse und Kräfte, eine theoretisch ersonnene, nicht aus der Entwicklung der Gesellschaft natürlich hervorgegangene Verfassung mit Gewalt einzuführen den Versuch machten.

Oder wollen Sie eine Oligarchie? Wollen Sie einigen Gliedern die Oberaufsicht über die andern zugestehen? Dies möchte das leichteste, und darum vielleicht das beliebteste seyn. Aber auch in diesem Fall würde die alte eingewurzelte Verschiedenheit des Geistes der einzelnen Regierungen ein organisches Zusammenwachsen verhindern. Ueberdem sollte man wissen, daß die Oligarchie schlimmer ist, als selbst absolute Monarchie, wenn nicht etwa durch die Natur der Dinge die Oligarchen nothwendig durch ein gemeinschaftliches National-Interesse in allen innern und äußern Verhältnissen beherrscht werden. Ein solches Interesse aber ist in Deutschland wohl

in dem einzelnen Fall einer von Aussen drohenden Gefahr, nicht aber in dem fortwährenden innern politischen Leben denkbar, falls Sie nicht das Unterste zu oberst kehren, und den lebendigen, wenn immer bisweilen kranken Gehalt durch gewaltsames Aufdringen einer todten Form vernichten wollen.

Wollen Sie endlich eine fürstliche Republik mit Freiheit und Gleichheit für alle einzelnen Glieder derselben? Dann ist zu bedenken, ob jemals in der Geschichte eine solche Republik existirt habe; ob nicht jede Republik entweder, im Fall ein großer Mann zu finden war, von Einzelnen regiert wurde, oder der Anarchie sich hingegeben sah, falls, bei allgemeiner Mittelmäßigkeit und Schwäche, der verwaiste Staat von der falschen Kraft der Intrikanten und der Habsucht der Plünderer zerrissen wurde *). Wie ist aber eine Republik unter Fürsten möglich, deren jeder eine Militärmacht unterhält; wo also der Mächtigste nothwendig der Herr werden muß, und zwar ohne daß man nöthig hätte, Ehrgeiz oder Eroberungssucht bei ihm vorauszusetzen? Die Sache macht sich von selbst, weil es eben in der Natur und Gewalt der Dinge liegt.

Somit glaube ich bewiesen zu haben, daß die Leute, welche für Gott, Fürst und Vaterland in den Krieg ziehen, nicht wissen was sie wollen. Unstreitig wird dieser Krieg große Resultate bringen; aber eben so gewiß ist, daß die Träume unserer Patrioten nicht realisirt werden können; und dies macht den letzten Ehre, denn sie sind keine blutdürstigen Jakobiner.

*) Ein französischer Publizist meint, „die Monarchie sey unmöglich"; ich glaube mit größerem Recht behaupten zu können, die Republik sey unmöglich, denn eher findet sich Ein guter Regent, als sich Viele finden.

Noch erinnere ich mich, daß Sie, lieber Freund, behaupten, für die Freiheit über den Rhein zu ziehen. Darauf kann ich nur antworten, daß ich Ihnen glückliche Reise wünsche. Indem Sie so das goldne Vließ in der Ferne aufsuchen, kann es Sie ermuthigen und beruhigen, daß in der Heimath Fremde Ihren Rücken decken. Melden Sie mir gefälligst, wenn Sie den seltenen Schatz gefunden haben, und seyn Sie dann nicht geizig auch andern etwas davon zukommen zu lassen. Sollten Sie aber vergebens suchen, so wird dann mein Entschluß des Nichtsthuns vielleicht Gnade vor Ihren Augen finden.

Den 10ten Januar 1814.

Ich danke Ihnen für die Mühe eines zehn Seiten langen Briefes. Das Resultat Ihrer weit greifenden Deduktion scheint mir die Behauptung, daß dieser Krieg gegen kein Volk, sondern für alle Völker, und nur gegen Napoleon, oder wie Sie mit einem sonderhaften — (ich brauche ein neues Wort für eine ganz neue Sache) — Stolz ihn nennen, — gegen Bonaparte geführt werde. Es wird mir schwer zu begreifen, wie eine bloße Persönlichkeit so große Anstalten nothwendig machen konnte. Wurde jemals einem Manne von seinen Feinden größere Huldigung dargebracht? Ein Welttheil muß gegen ihn bewaffnet werden, und zwar derselbe Welttheil, der sich eine Zeitlang von ihm beherrschen ließ; der seinen Ruhm, seine Ehre mit ihm theilte, und was er im Bunde mit ihm gewann, nicht hinzugeben gesonnen ist!! Der Anarchie, die Europa zu verwüsten drohte, legte er Fesseln an, baute die zerstörten Throne und Altären auf, lehrte die Völker wieder Ehrfurcht vor den Königen haben, hauchte dem todten Körper des Adels eine neue Seele ein, umgab die vermoderte Kirche mit neuem Glanze, schuf, mitten in dem Kriege gegen die Inhaber des Welthandels, einen

bisher unbekannten innern Verkehr, der die Gewerbe bereicherte, lehrte die Völker fechten, führte sie zum Sieg und machte sie mächtig. Und dieser Mann war der Feind der Könige, des Adels, der Geistlichkeit, der Völker? Sie mußten ihn hassen, und gleichwohl beugten sie sich alle vor ihm, und konnten ihren im Innern genährten Haß nicht eher zur That bringen, als bis ein Naturereigniß seine Macht zerbrach und zwischen Europa und dem Einen Manne das Gleichgewicht einigermaßen wiederherstellte! Sie werden mir zustehen, daß, wer über solche Dinge klagt, diesen Mann bis zur unabsehbaren Höhe erhebt, und zugleich die Massen, die sich von ihm beherrschen ließen, in Demuth herabsetzt. Er muß keinen Gleichen haben; sonst wäre mit seiner Besiegung die Gefahr nicht abgewendet. Ist er ein gewöhnlicher Mensch, so kann ein anderer ihm das Kunststück ablauern, und die Eroberung der Welt von Neuem anfangen. Dies besorgt Niemand. Man weiß, daß der Natur in Jahrtausenden kein Napoleon gelingt. Was ist also Ihr Haß, lieber Freund, anders als eine Huldigung seiner Größe? Prüfen Sie diesen Haß, den Ihren, wie den allgemeinen, mit Ernst und Ruhe, wenn dies in Ihrer gegenwärtigen Stimmung möglich ist, und Sie werden ein anderes Resultat davon erwarten lernen, als Ihnen jetzt einige Freiheitsprediger vorspiegeln. Denn, (erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Hülfe komme,) den größten Antheil an Ihrem gegenwärtigen Enthusiasmus haben die Deklamationen der, verkappt in den Heeren der Alliirten herumlaufenden Republikaner, die, wie schon einmal, der Welt eine neue furchtbare Täuschung bereiten. Diese Menschen die man gewähren läßt, weil im Kriege alle Mittel gelten, konnten es dem Kaiser nie verzeihen, daß er sie in ihrer Unmacht und Blöße, und der Welt das Beispiel aufgestellt hat, wie man die Interessen der Civilisation

ohne Hülfe geſchwätziger Demagogen befördern könne. Dieſe Leute bilden ſich ein, ſie wären es, die Europa gegen ihren einzig furchtbaren Feind bewaffnen. Wenn ſie mit ihm fertig werden, hoffen ſie, die übrigen, deren Schwäche er nachwies, zu überwinden. Der Irrthum iſt ſo plump, daß es unbegreiflich wäre, wie die beſonnenen Deutſchen ſich von ihm täuſchen laſſen, wüßte man nicht, daß unſer Volk, durch die Wirkung der ihm eigenthümlichen Verhältniſſe, gerade am weiteſten von einer klaren politiſchen Anſicht entfernt, und am wenigſten reif iſt, einer ſelbſtſtändigen Politik zu folgen. Jeder fremde Enthuſiasmus ſteckt uns an, weil dabei eine weite Ausſicht möglich iſt, die wir auf unſerm beſchränkten einheimiſchen Standpunkt nicht finden. Daher können die Engländer, indem ſie uns in Sold nehmen, uns glauben machen, wir ſtritten für die eigene Sache. Daher waren wir, im Anfange der franzöſiſchen Revolution, geſchwätzige Revolutionäre, bis die Bivouaks der Republikaner uns für den eigenen Heerd beſorgt machten, ohne deswegen uns über unſere allgemeinen Intereſſen aufzuklären. Wollte nicht jeder ſeine kleine Vaterſtadt in ein Saragoſſa verwandelt wiſſen? Als aber die Franzoſen kamen, kühlten viele ihren Muth im Keller, und wurden erſt wieder Helden, als die Moscoviter ſich als Helden gezeigt hatten. — Unſere Politik geht nicht über den Tag der Noth hinaus. So iſt auch jetzt Deutſchland im Gedränge, und wir thun wie es eben der unvorgeſehene Augenblick haben will. Dieß iſt allerdings nicht anders zu machen; wohl aber können wir uns hüten, das, was Fremde iſt, für das Unſere anzuſehen.

Wenn Napoleon der Feind der Mächte iſt, ſo iſt er deswegen noch nicht der unſrige. Wir haben ihm viel zu danken, das in der Folge anerkannt werden wird. Am wenigſten ſollten wir, als Philoſophen, durch das Geſchrei

der engliſchen Blätter, oder der franzöſiſchen von Neuem krähenden Republikaner oder ihrer deutſchen Nachtreter, uns irre führen laſſen. Große Männer ſind eine Seltenheit, und eine Art Offenbarung der Natur über unſere künftige Geſchichte. Sie wirken, man mag es anſtellen wie man will, unaufhaltſam auf ihr Zeitalter, und nicht ſelten ſind ihre Feinde die erſten, die ſich durch ein großes Beiſpiel belehren laſſen. So erkannten, durch Luther geweckt, die Jeſuiten die Unvermeidlichkeit einer Reform, und brachten, nur im andern Sinne, eine faſt eben ſo große als die lutheriſche zu Stande. So beſchützte Wilhelm von Oranien alle von Cromwell geſchaffenen Intereſſen, und befeſtigte dadurch von Neuem das königliche Anſehen, das Jakob II. verſpielt hatte. Große Männer können phyſiſch beſiegt werden, ihre Wirkſamkeit iſt unſterblich. Werden Sie nun nicht lieber ſich an dieſe fortdauernde Wirkſamkeit, als an die bald vergeſſenen Ausſprüche erkaufter Libelliſten halten?

Den 1ſten April 1818.

Sie wandeln noch immer im Nebel! Um Ihnen unumwunden zu ſagen wie die Sachen ſtehen, ſey es erlaubt einen Royaliſten redend einzuführen. Ob ein ſolcher Herr wirklich den Brief geſchrieben, oder ob ich ihn nur erdichtet habe, iſt ganz gleichgültig. Leſen Sie was folgt.

„Die verkehrten Berufungen auf Menſchen- und Volksrechte wollen in Deutſchland noch nicht nachlaſſen, und die Errichtung der Stände hat ihnen hier und da einen Schein von Rechtmäßigkeit gegeben. Daher die vielen Deklamationen, die in unſern revolutionären Blättern immer wieder von Neuem laut werden; daher ſogar unter beſonnenen Staatsmännern die Beſorgniß ſich regt, als müſſe dem angeblichen Zeitgeiſte ein Opfer dargebracht

werden. Diese Erscheinungen deuten auf die Möglichkeit einer nahen Gefahr, die man am Besten in der Geburt erstickt. Die Heilmittel gegen die Uebel sind nicht schwer zu finden; sie sind auch dem Eingeweihten bekannt genug, nur will man sie, unkluger Weise, dem großen Haufen verbergen, wodurch nichts bewirkt wird, als daß man Hoffnungen bestärkt, die den verkehrten Sinn am Leben erhalten. Die beste Politik ist Wahrheit und Offenheit; überdem ist die Partei der Gutgesinnten stark genug, um demagogisches Geschrei nicht zu achten. Man untersuche nur die Sache genauer; man halte sich nicht bei der Oberfläche auf, sondern dringe bis in die Tiefe, so wird alle Sophisterei bald zu Schanden werden. Was wollen die Vertheidiger der Volksrechte? Freiheit und Antheil an der Regierung durch erwählte Abgeordnete des Volks. Nicht wahr, darauf reduziren sich ihre Ansprüche? — Was ist aber die Freiheit? Ist sie ein Gut, das Jeder bei seiner Geburt mit auf die Welt bringt? Keineswegs. Die wilden Nationen sind nicht frei, und je entfernter sie von bürgerlichen Einrichtungen leben, in desto sclavischer Abhängigkeit finden sie sich von den niedrigen Bedürfnissen, welche jeden freyen Gedanken, jedes selbstständige Gefühl unterdrücken. Die Geschichte lehrt, daß in dem Laufe von Jahrtausenden nur ein Paar Völker, unter ganz besondern Umständen, die Freiheit erlangten, und daß auch dort der große Haufe im Sklavenstand erhalten wurde. Die Völkerkunde und die Geschichte strafen also die Behauptung Lügen, daß der Mensch das Recht der Freiheit mit auf die Welt bringe. Er hat von der Natur weiter kein Recht, als für seinen Unterhalt, so gut er kann, zu sorgen, und dieses Recht wird ihm nicht streitig gemacht. Man kann den Menschen nur eine Anlage zur Freiheit, so allenfalls wie zur Musik, zur Wissenschaft ꝛc. zusehen. Diese Anlage ist zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Formen

gräbt worden; die Formen werden durch Verfaſſungen regelmäßiger Staaten beſtimmt und ſind das Reſultat eines Kampfes der Kräfte, über deren Ordnung und Unterordnung die Vorzeit, während des Kampfes, entſchieden hat. Die Freiheit iſt alſo ein Lohn der Anſtrengung, und zwar ein Lohn, der ſo gut vererbt werden kann, wie Geld oder Güter, die auch erſt durch Anſtrengung erworben wurden. Das erſte Fundament aller ſtaatsrechtlichen Einrichtungen iſt Sicherheit des Eigenthums; wer im Beſiz der Freiheit iſt, hat ein Recht darauf. Freiheit vom Staate für die Unfreien fordern iſt eben ſo unſinnig, als Reichthum von ihm für die Armen fordern. — Aber ihr meinet, ihr habt in dem Kampf gegen Napoleon die Freiheit erringen helfen; ihr habt ſie alſo durch Anſtrengung erworben? Gemach, lieben Leute, ihr könnt auch hier mit eurem Geſchwäz die Lehren der Geſchichte nicht umſtoßen. Seit Jahrhunderten hat es Kriege gegeben; aber es iſt keinem gemeinen Soldaten der ſiegenden Armee eingefallen, ſich deswegen, daß er mitgefochten, das Recht eines Fürſten, eines Grafen oder Freiherrn anzumaßen. Man hätte ihn ausgelacht, wie man euch auslacht, wenn ihr jezt alle bürgerliche Ordnung umkehren wollt. — Man hat euch Freiheit verſprochen; bemerkt ihr. Bedenkt, welche Freiheit verſprochen wurde. Ihr klagtet und weintet über den Druck unter der franzöſiſchen Eroberung. Da erbarmten ſich die Großen und Mächtigen der Erde und ſprachen: „Wohlan, wir wollen euch befreien von der Laſt; aber ihr müßt das Schwerdt zur Hand nehmen und unſere Heere verſtärken.“ Ihr thatet ſo, die Mächtigen beſiegten den Eroberer, und ihr wurdet euren Fürſten und alten Gewohnheiten wiedergegeben. Das Verſprechen iſt erfüllt; ihr habt weiter nichts zu fordern. — Indeſſen will ich nicht läugnen, daß in einigen Proklamationen eine Sprache geführt wurde, die, als nicht ganz klar,

mißverſtanden werden konnte. Mißverſtehen giebt aber kein Recht; und von der andern Seite war es natürlich, daß man in außerordentlichen Umſtänden ſich herabließ zur Sprache der Enthuſiaſten: dieſe mußten auch gewonnen werden, und die Klugheit rieth damals, mit Worten nicht zu geizen. Ihr könnt aber jetzt auf eine freiwillige Ertheilung deſſen, was ihr Freiheit nennt, um ſo weniger Anſpruch machen, als ihr die Natur nicht umzukehren vermögt. Die Freiheit — ſchlagt nach im Buche der Natur und Geſchichte, — die Freiheit iſt ein erworbenes Gut, eine Eroberung Weniger über Viele. Die Frucht jeder Eroberung gehört nur den Häuptern, deren Geiſt und Kraft die Eroberung möglich machte. So gehört das Haus, das ich bauen laſſe, nicht den Handlangern, deren ich mich bediente, ſondern mir, der die Handlanger zu benützen weiß. — Ich meine es redlich mit euch, wenn ich euch offen ſage, wie die Sachen ſtehen, um euch von euren lächerlichen Hoffnungen zu heilen. — Wie ſollt ihr endlich ein Recht erlangt haben, durch Abgeordnete an der Regierung Theil zu nehmen? Die ganze Idee einer repräſentativen Regierung iſt eine Ausgeburt der franzöſiſchen Revolution. Habt ihr noch nicht genug geſehen, was dabei heraus kam, als dieſe Revolution mit ihren Ideen ſich entwickeln konnte? Zu einer ungeheuern, alles zermalmenden Macht wuchs ſie heran, als der Mann ſich fand, der ſie zu handhaben verſtand. Sie zwang uns und euch, das Wachsthum dieſer Macht noch zu vergrößern. Zum Glück, anfangs für Frankreich und ſpäter für uns, concentrirte ſich dieſe Rieſenmacht in einem einzigen Manne, den die Revolutionäre nicht verſtanden, und den wir beſſer beurtheilten. Als die Elemente ſich gegen ihn erklärten, verließen ihn die Revolutionäre, ohne zu ahnen, daß er ihre Stütze war. Die Vorſehung kam uns zu Hülfe; wir beſiegten ihn, und mit ihm die Re-

volution, deren Repräsentant und Bürge dieser Mann war; denn er hatte sich wie eine Mauer allen Rechten der alten Ordnung entgegen gestellt. Diesen Damm mußten wir niederreissen. Es gelang. Ihr habt mitgeholfen, und nun meint ihr, wir sollen die Revolution, gegen welche alle unsere Anstrengungen gerichtet waren, unter euch einführen! Wie, wir sollten den Napoleon nach St. Helena geschickt haben, und das, wodurch er uns gefährlich wurde, unter euch, unter den kleinen Affen eines großen Mannes, zum vollen Gedeihen bringen? Es kann euch nicht Ernst seyn mit dieser Forderung, oder ihr wäret wahnwitzig, — und den Wahnsinn muß man einsperren. Unsre Klugheit hat geholfen, das Centrum der Revolution zu sprengen; und wir sollten in den Kammern ein neues Centrum erschaffen, den Keim der Umwälzungen absichtlich pflegen, bis wir, zur Freude der Revolutionäre, uns unter Ruinen alter, ehrwürdiger, wohlerworbener Rechte und aller staatsrechtlichen Ordnung begraben müßten? Oder wir sollten dem künftigen Eroberer Organe aufsparen, mit deren Hülfe er den Thron für erledigt erklären kann, wie ihr das Beispiel davon gegeben habt? — Nicht also; der Gott unserer Väter beschützt uns. Wir haben die fremde Last abgeworfen und sind nicht gesonnen eine einheimische uns aufzulegen, d. i. unter das Joch der Volkstyrannei uns zu beugen. Der Sieg ist unser, wenigstens in Deutschland. Oder wollen prahlende Demagogen, ohne Stütze unter dem Volk, ohne Muth und Kraft zur That, ohne irgend eine reelle Gewalt, uns den Sieg streitig machen? Versucht es; wir stehen gerüstet. — Daß in einigen kleinen Staaten auf euer Geschrei Rücksicht genommen wurde, macht uns nicht irre. Je größer der Widerspruch des Kleinen mit dem Großen, desto sicherer ist die fortwährende Verbreitung unsers Sieges. Und so muß es seyn. Es könnte in Frankreich der böse Geist

wieder mächtig werden; darum müssen wir die Kräfte des guten Geistes immer mehr conzentriren und vereinen. — Noch einmal; ich meine es redlich mit euch, und will euch von Thorheiten, von gefährlichen Hoffnungen zurückbringen. Je mehr ihr denkende Menschen seyd, desto leichter werdet ihr die Wahrheiten verstehen, die ich euch an's Herz lege. Seyd ruhig, treibt in stiller frommer Ergebung eure Geschäfte, und freut euch, daß die Revolution besiegt wurde. Für euch hat sie ferner keinen Spielraum."

Sie, Lieber Freund, halten dieses Schreiben vielleicht für eine boshafte Ironie; doch wären Sie es dann nur selbst, der die Satire hineinträgt, etwa wie unsere lustige Gräfin jüngst das wohlgetroffene Porträt der Madame C. für ihre Karikatur erklärte. — So ist es; und alle Philosophie wird diejenigen nicht widerlegen, welche die dienstbare Sophisterei gewähren lassen.

Juli 1818.

Ew. Wohlgeboren fordern in Ihrem gütigen Schreiben mich auf, an der Revolution, welche Sie vorbereiten, thätigen Antheil zu nehmen. Mit dem innigsten Dank für dero schmeichelhaftes Zutrauen muß ich bedauernd bemerken, daß ich im nächsten Augenblicke demselben nicht entsprechen kann, indem ich gerade bei einer Contrerevolution beschäftigt bin. Da letzte jedoch sehr bald fertig seyn wird, so werde ich alsdann freie Hände haben, und bereitwillig zu Dienste stehen. Nur eine kleine Bedingung wünsche ich mir vorzubehalten. Ich sehe voraus, daß Ew. Wohlgeboren bei der Arbeit nothwendig in Verlegenheit, und höchst wahrscheinlich an den Galgen kommen werden. So lange nun wünsche ich mich ruhig zu verhalten. Seyn Sie indeß unbesorgt. Sobald ich höre,

daß Ew. Wohlgeboren gehenkt ſind, werde ich die Revolution ohne Weiteres fortſetzen, oder ſehen, was ſonſt zu thun iſt. Bis dahin mit ausgezeichneter Hochachtung ꝛc.

Mai 1820.

Sie ſcheinen mich warnen zu wollen, indem Sie mir zurufen, ich ſoll an M — z denken. Gern befolgte ich Ihren Rath; fühle mich aber unfähig an Dinge zu denken, von denen ich nicht weiß, was ich denken ſoll. Wahrſcheinlich leben wir beide, M — z und ich, in gegenſeitiger Unwiſſenheit von einander. Wie ſollte dort je von mir die Rede geweſen ſeyn? Ich war einfältig genug, die Leute für Schwachköpfe anzuſehen, die ich jetzt als gefährliche, alſo als bedeutende Menſchen in Verdacht gekommen ſehe; ich habe mich daher von dieſen großen Geiſtern entfernt gehalten, ja ſogar gewagt, öffentlich über Sie zu ſpotten. Noch mehr, ich war ſo kurzſichtig, geheime Geſellſchaften, wenn dadurch öffentliche Veränderungen bewirkt werden ſollten, für ein unfehlbares Zeichen des Blödſinns der Propaganda zu halten. Ich verſäumte mithin, mich den Kochtöpfen der Revolutionen zu nahen, und das, was allenfalls mein Wunſch geweſen wäre, als Dienſtthuender Küchenjunge oder Chef de cuisine zu Stande zu bringen. Denn ich will Ihnen nicht verhelen, daß auch ich allerdings meine kleinen revolutionären Ideen habe, und dadurch eine große Revolution bewirken möchte. Ich wünſche nämlich es dahin zu bringen, daß überall Laſter und Unverſtand in den Staub getreten, dagegen Tugenden und Weisheit zu höchſten Ehren gebracht werden möchten. Nun ſehe ich aber ein, daß dies gerade ſo ſchwer iſt, als ein Erdbeben zu machen. Folglich geht vor der Hand mein Thun und Trachten dahin, zu lernen, wie man, es ſey durch Magnetiſiren der Berge oder durch Einpreſſen des Lichtſtoffs in dunkle Hölen, ein tüch-

tiges Erdbeben nach Belieben hervorrufen könne. Ich habe die beste Hoffnung, daß mir dieses in Kurzem gelingen werde, und dann stehe ich für nichts. Da Sie jedoch die angeborne Milde meines Herzens kennen, so werden Sie nicht besorgen, daß ich meine Kunst durch Mißbrauch entwürdigen möchte. Ich denke nur, bei Gelegenheit, wenn etwa einige thörichte und lasterhafte Leute beisammen sind, und über Pläne zum Verderben der Welt brüten, ihre Stühle und Tische in ein leises Beben zu bringen, allenfals sie selbst ein wenig zu schütteln, und ihnen dabei mit hoher Stimme aus dem Keller Göthe's Ausspruch zuzurufen: „Edel sey der Mensch, hülfreich und gut."

Diesen unschuldigen Schrecken würde ich so lange wiederholen, bis die Unverständigen zur Vernunft kommen, und wirklich edel, hülfreich und gut werden. — Da haben Sie mein ganzes Revolutionsprojekt, das ich übrigens keiner lebendigen Seele anvertraut habe. Man kann also in M — z nichts davon wissen; und wäre es, würde man nicht einen Mann ehren, der, nur auf entgegengesetztem Wege, nach gleichem Ziele strebt? Denn gelingt es, ein Erdbeben zu machen, so muß unmittelbar diese Erfindung zugleich an die Hand geben, wie man es verhüten könne. — Nach dieser Eröffnung werden Sie Ihre Warnung als überflüssig erkennen, und mir vielmehr zu meiner ernsthaften Beschäftigung Glück wünschen. — Apropos von Revolutionen: ich höre, daß in Ihrer Gegend alte, etwas schadhaft gewordene Revolutions-Instrumente in einer geheimen Auction an den Meistbietenden verkauft werden sollen. Sie würden mich aufs höchste verbinden, wenn Sie einige derselben, um jeden Preiß, für mich erstehen wollten. Ich habe solche Dingerchen noch nie gesehen und wäre begierig, sie kennen zu lernen. Sie können sie mir mit dem leeren Wagen schicken, der nächstens

von ○ ○ mit ſieben Pagoden hieher retour fährt. — Meinen Empfehl an ihren lieben Spitz; er iſt gar ein liebes Thier, nur ſollte er ſichs abgewöhnen alte Hausfreunde unnöthigerweiſe anzubellen. Sie ſehen, meine moraliſchen Wünſche erſtrecken ſich bis auf die Hunde. Um ſo mehr aber bin ich ein Menſchenfreund und vor Allem

der Ihrige.

Den 14ten Juli 1821.

Nicht weiter, mein Freund. Ergreifen Sie die Zügel Ihrer Einbildungskraft, die Sie auf ſchwindlicher Höhe an jähe Abgründe führt, ehe Sie wiſſen, was mit Ihnen geſchieht. Ihre Ruhe, Ihre Menſchenfreundlichkeit, Ihr Leben ſelbſt iſt in Gefahr, wenn Sie nicht bei Zeiten abſtehen, von dem Verſuche, „in das Rad des Schickſals einzugreifen.“ Sie müſſen den Gedanken ganz aufgeben, etwas thun zu wollen. Iſt denn das Leben nichts außer dem politiſchen Treiben? Dann wäre es nicht der Natur, es wäre den Händen und Sinnen oft verkehrter Menſchen anvertraut. Dies iſt der Stolz, die Sicherheit des Einzelnen, daß er ein inneres Leben in ſich bewahrt, welches nicht unter dem Einfluß äußerer Gewalten ſteht; wo ſelbſt dieſe vor einem unbeſtechlichen Richterſtuhl gerichtet werden. Mögen beſoldete oder Soldſuchende Schreiber jede ſelbſtſtändige Meinung verfolgen; wir können ſie in uns bewahren, zugleich aber uns hüten, für Abſichten wirken zu wollen, die wir nicht kennen. Auch wollen wir nicht vergeſſen, daß wir eben ſo wenig den Blitz aus den Wolken mit unſern Sprüchen und Sätzen ableiten, als den Lauf der Welt aufhalten können. — Wir ſind nicht unthätig, wenn wir geſchehen laſſen, was wir nicht ändern können, ſo lange wir uns unſer Urtheil frey und uns ſelbſt gegen den Andrang losgebundener Leidenſchaften aufrecht erhalten. — „Sie haben ſich für

außerordentliche Fälle ausbilden und tüchtig machen wollen? Sie glauben diese Fälle wären nun vorhanden, und es sey Zeit, hervorzutreten?" — Lieber, legen Sie nicht als feindlichen Tadel aus, was der Ernst des Alters und der Erfahrung Ihnen zuruft. Es thut vielmehr Noth, uns in den gewöhnlichen, alltäglichen Fällen zu bewähren; die außerordentlichen machen sich ohne uns; sie stehen unter der Leitung der Natur, die sich nicht rükken und schütteln läßt. Wir alle müssen an eine Vorsehung glauben, die uns hinstellt, wo wir nothwendig sind. Sich hindrängen, ohne zu wissen, wann die Zeit reif ist, sey den Revolutionären überlassen, die doch nichts zu Tage fördern. — Ich tadele nicht, daß die Thatkraft sich gedrückt fühlt, wo sie keinen Gegenstand findet, an den sie sich üben könnte. Ich erkenne dies für ein Unglück; aber nur darum ist es Unglück, weil sich die Sache nicht ändern läßt, sonst wäre es Begünstigung der Zeit. Man mache sich deutlich, was man wolle, so wird man die Unmöglichkeit des Gelingens einsehen. Was soll werden in Deutschland, das Sie beruhigen könnte? Andere Staatsmänner, andere Gelehrte, andere Bürger, eine ganz andere Nation? Wollen Sie ein Gebäude aufführen, wo keine Bauzeug zu finden ist? In Deutschland ist jetzt schlechthin nichts zu thun, als den Wissenschaften zu huldigen, und die Geschichte zu studiren. — Hüten Sie sich, irgend eine Zeitung zur Hand zu nehmen, wie ein wohlerzogener Mann sich hütet, Unrath zu berühren. Lesen Sie den Plato, den Plutarch, die englischen Geschichtschreiber, vor allen den erhabenen Gibbon, und lernen Sie in Ihrer schönen, schuldlosen Häuslichkeit Trost finden gegen das Entbehren des öffentlichen Lebens. Ist Ihnen das Herz gepreßt, so eröffnen Sie sich den Musen; diese verstehen Alles und am Besten, was edle Menschen wollen, was sie zu sehen wünschen, und zu thun den

Muth haben. In der ſtillen Werkſtatt der Künſtler, nicht auf öffentlichem Markte, werden die Bande gewoben, die uns mit einer helleren Zukunft verbinden, und dem Blicke des Weiſen eine Ausſicht eröffnen, die den Thoren erſchrecken würde, wenn er ſie zu ſehen fähig wäre. Der alte Gott lebt noch, wir wollen in Demuth ihm dienen: er läßt ſich den Schutz der Seinen nicht rauben. — Leben Sie wohl, d. i. ruhig.

III.

Ueber die ſpaniſche Contre-Revolution.

> Mai fecero pace con danari, ma sempre con la virtu.
>
> Machiavel.

Die Ereigniſſe in Spanien haben Männer betrübt, deren wohlwollende Geſinnung unverdächtig iſt, wenn es auch der Politik, die auf mehrere wenig bekannte Umſtände Rückſicht zu nehmen hat, noch nicht geſtattet ſeyn ſollte, ihre Redlichkeit anzuerkennen. Von den Inſurgenten von Barr, welche in Polen eine Revolution beabſichteten, um die Wiedergeburt ihres Vaterlandes zu Stande zu bringen, von dieſen Revolutionären ſagte die Kaiſerin Maria Thereſia: „Sie wären die Einzigen in Polen, welche vom Gefühl der Ehre und Rechtlichkeit „beſeelt wären.“ — Warum ſollte im heutigen Europa eine ähnliche großmüthige Denkungsart unmöglich ſeyn? Es wurde, in Beziehung auf Spanien, die Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in dieſem intereſſanten Lande, von dem Unternehmen der Cortes von Vielen erwartet, ſogar von einem europäiſchen Cabinet gewünſcht. Jetzt fürchten edle Männer, daß Willkühr und Inquiſition hier ferner den alten unſeligen Zuſtand herſtellen möchten. Wir ehren dieſe Beſorgniß; ſtatt aber kleinmüthig ſich ihr hingegeben, wird es erlaubt ſeyn, den Gründen nachzuforſchen, welche das Mißlingen des Unternehmens und die getäuſchte Erwartung nothwendig herbeiführen mußten. Sollte auch nichts dadurch gewonnen werden, als die Erkenntniß, es ſey auf dem Wege der ſpaniſchen Weltverbeſſerer keine zeitgemäße Beſchränkung der Will-

kühr zu finden, keine Erleichterung der Last des Zeitalters zu erwarten, der Gewinn solcher Einsicht wäre immer bedeutend.

Es ist begreiflich, daß auf allen Seiten, über Ursache und Folgen dieser Begebenheit, die Leidenschaften ihre Urtheile geltend zu machen suchen. Je nachdem sie den Parteyen angehören, sahen die einen in dem Siege hohe militärische Genialität, das Beginnen einer neuen glänzenden Kriegs-Geschichte, den unmittelbaren Schuz Gottes auf Seite der Glaubensarmee; während die andern alles dem Verrath zuschrieben, ohne zu bedenken, daß sie sich damit selbst ins Angesicht schlugen. Offenbar wurde der abermalige Beweis geliefert, daß ein wohldisciplinirtes Heer, unabhängig von der öffentlichen, vielleicht im Widerspruch mit der eigenen Meinung, seine Schuldigkeit thut. Daß auf der entgegengesezten Seite einzig der Verrath diesen Ausgang verschuldet habe, ist nicht wahrscheinlich. Einige Revolutionäre mögen sich Anfangs für stärker gehalten haben, als sie in der That waren; nachdem sie zur Selbstkenntniß gelangten, benuzten sie den glücklichen Zufall, der ihnen Gelegenheit gab, die bescheidenere Meinung sich noch bezahlen zu lassen. Solche Charaktere werden keinen Beobachter überraschen, der die frühere Geschichte des Widerstandes der Spanier gegen Napoleon verstanden hat. Waren Sie damals für englisches Geld zu haben, warum sollten Sie das französische verschmähen? Beides zu nehmen, wurde ihnen von Leuten in frommer Kleidung angerathen. Abgesehen aber von den käuflichen Generalen, was thaten die andern unbestechlichen Regeneratoren? Ohne sich eine Macht im Innern und gegen Außen zu schaffen, ohne sich nur auf den Gebrauch derjenigen zu verstehen, die ihnen in die Hände fiel; verkündeten sie eine geschriebene, auf Theorien der französischen Liberalen gestüzte Verfassung, die für Spanier leicht so passend seyn mag, als

der Code Napoléon für Malabaren. Die Wiedergeburt von Einführung der repräsentativen Regierung, mitten unter Feinden derselben, und gleichsam im Bunde mit ihnen, erwarten, ist Wahnsinn. Gebe der Himmel, daß Niemand weiter in solche Krankheit verfalle, und man einsehe, wie eine Verfassung nicht plötzlich aus dem Nichts, sondern nur aus dem moralischen Vermögen einer Nation hervorgehen, und nur in so fern gut seyn könne, als die rechten Menschen dafür da sind. — Mit Empörung der Sklaven ist die Freiheit noch nicht eingeführt oder verbürgt. Schweizer und Niederländer bewiesen im Kampfe, daß sie aufgehört hatten, Sklaven zu seyn. Die Griechen in neueren Zeiten fechten selbst — ohne fremde Hülfe und ohne ihre ganze Hoffnung auf ein Mittel zu setzen, welches die Selbstständigkeit nur repräsentirt. Dies war der Irrthum der Cortes: sie hielten ihre neue Verfassung für eine Sache, da sie doch nur das Zeichen war, dem, wenn es gelten sollte, eine vorhandene Sache entsprechen müßte. Das Geld repräsentirt den Reichthum eines Volks, die Früchte seines Bodens, seines Fleißes, seiner Geschicklichkeit. Man schütte aber ganze Säcke voll Goldstücke über eine von wilden, armseligen Leuten bewohnte Insel: wird dies Geld die Wilden plötzlich civilisiren oder zu reichen Leuten machen? Eine repräsentative Regierung kann einem freien, civilisirten, tapfern, reichen Volke zusagen; ohne diese Bedingung ist sie ein bloßes Zeichen ohne bezeichnete Sache. Auch wird sie nicht das einzige Mittel seyn, dem Zustande sklavischer Unmündigkeit und Armuth ein Ende zu machen; sie ist vielleicht gar kein Mittel, vielleicht nur ein Resultat, das die Natur herbeiführt, und das wohl zur Erhaltung in ruhigen, nicht aber zur Schöpfung in unruhigen Zeiten tauglich ist.

Es ist mithin eine ungegründete Trauer, wenn man das Unglück aller Völker beweint, falls irgendwo die con-

ſtitutionelle Monarchie nicht eingeführt werden konnte. Ein großer Theil Unverſtand und Jammer aller Art iſt aus Europa gewichen, ehe man an Einführung dieſer Verfaſſung dachte, und bis auf den heutigen Tag macht die Civiliſation in Ländern Fortſchritte, in denen es keine Tribüne giebt. Große Männer haben zu allen Zeiten Licht verbreitet, aber noch nie iſt es gelungen, den Mangel großer Männer durch Formalitäten zu erſetzen; beſonders im Beginnen einer neuen Periode iſt dies rein unmöglich. Nicht einmal zur Erziehung großer Charaktere iſt dieſe Verfaſſung vorzugsweiſe geſchickt. Größere Männer als die Helden des neuen Syſtems haben gelebt und gewirkt, als Aberglauben und Lehnsſyſtem die Welt für ewig in Feſſeln geſchlagen zu haben ſchienen; aber nie haben ſie verſucht, Barbaren plötzlich in Athener umzuwandeln. Gott kann ſprechen: „es werde Licht", — und es wird Licht; der Menſchen Rede zeigt oft erſt nach Jahrhunderten ihre Wirkung. Bis auf den heutigen Tag iſt nicht alle Saat aufgegangen, welche Plato ausſtreute; viel noch wäre von ihm zu lernen. Doch ſelbſt mit dem Auffaſſen einer Lehre iſt ſie noch nicht praktiſch ins Leben geſetzt. Wir ſtehen unter der Gewalt von Ereigniſſen, deren Reihe und Zuſammenhang wir ſelten einſehen, welche zu leiten nur Wenigen gegeben iſt. Indeſſen ſoll nicht jedes Mißlingen am Beſſern verzweifeln machen. Nicht immer ſind es Anſtalten zur Veredlung der Menſchen, welche den beſſern Zuſtand herbeiführen. Die Barbarenhorde der Türken, die ſich über Griechenlands claſſiſchem Boden verbreitete, hat die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften und mit ihr die Freiheit im damals finſtern, tyranniſirten Europa veranlaßt. Auch mißlingen große Anſtalten oft in Beziehung auf den vorgeſetzten Zweck, während ſie, unerwartet ein anderes wohlthätiges Reſultat herbeiführen. Die Kreuzzüge konnten das Chriſtenthum nicht im

Oriente herrschend machen; aber sie civilisirten Europa durch den Umgang mit den damals gebildeten Arabern.

Solche Betrachtungen können den Trost gewähren, daß mit Auflösung der Cortes nicht Alles für Spanien verloren ist. Wunderbar sind die Wege der Vorsehung: was uns als Maasregel der Verfinsterung erscheint, ist vielleicht Stahl und Stein, woraus sie Lichtfunken zu ziehen weiß. — Liegen Keime der Civilisation im spanischen Volke, so werden sie Wurzel schlagen und zur gehörigen Zeit an den Tag kommen. Man hat Beispiele, daß Pflanzen Felsen gesprengt haben. Nur muß angeborne Kraft im Keime liegen; eine gemahlte oder aus todtem Holz geschnizte Eichel kann nie wachsen: die repräsentative Regierung in Spanien war nichts anderes.

Die Halbinsel hat diese Erfahrung theuer bezahlt; das übrige Europa, das zum Theil sein eigenes Heil von den Cortes erwartete, kann sich die Belehrung wohlfeiler zu Nutzen machen. Man wird einsehen, daß diese Verfassung weder die Spanier, noch irgend ein Volk in Europa, bei dem gegenwärtigen Zustande der Staaten, von allen Uebeln befreien könne, denen möglichst abzuhelfen allerdings unsere Aufgabe ist. Man wird einsehen, daß Leute, welche die schwierigste Aufgabe der Welt durch ein beschriebenes Pergament lösen zu können vorgeben, kein Zutrauen verdienen, daß, wenn man sie gewähren läßt, das Uebel nur ärger werden möge; und überhaupt, daß nicht alles Gold sey, was auf den Tribünen und in liberalen Zeitungen glänzt. Man wird einsehen, daß diejenigen nicht nothwendig Anhänger blinder Willkühr seyn müssen, welche behaupten, daß in einer Revolution eine gute Regierung nur sehr zufällig durch blos repräsentative Mittel zu Stande kommen könne. Man wird die Beschuldigung als thöricht erkennen, daß diese Gegner der Repräsentation nicht wissen, was sie wollen, wenn sie

nicht eben so schnell als die Freunde derselben ein unfehlbares Mittelchen der Weltverbesserung anzugeben wissen. Denn nun zeigt sich in seiner ganzen Nacktheit der Irrthum der Liberalen, welche meinen, es lasse sich, unabhängig von Zeit, Umständen und Personen, die ganze Staatsweisheit in einige allgemein faßliche Formeln bringen, die man drucken läßt, um die Reform der Gesellschaft für immer zu sichern. Was würde man von Leuten erwarten, welche Maler dadurch zu bilden hoffen, daß sie den Schülern Vorlesungen über die Kunst halten? Die Unterthanen einer repräsentativen Regierung müssen erst ihre Schule der praktischen Uebung gemacht haben, ehe sie tüchtige Gehülfen werden können. Dies ist nicht leicht. Gerade weil die Liberalen die Schwierigkeiten übersehen, rufen ihnen jetzt die Ereignisse in Spanien eine Lehre zu, die allerdings demüthigend für ihre Eitelkeit seyn muß.

„Ist es euch Ernst, sagen diese Ereignisse, mit der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, so haltet nicht jede liberale Phrase für eine Waffe im Kampf des Jahrhunderts; setzt Mißvertrauen in eure eigene Unfehlbarkeit und Reife, und bedenkt, daß jede gründliche Ueberzeugung mit dem Zweifel, als dem Vorläufer aller Weisheit, anfangen müsse. Bezweifelt euren bisherigen blinden Glauben, daß die Völker reif wären von euch, unter repräsentativen Formen, regiert zu werden. Haltet euch nicht für Staatskünstler, weil ihr einige gute Grundsätze in euren Denkbüchern aufgezeichnet habt. Lernt die Kluft messen zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem Punkte, von dem ihr ausgeht, und dem Ziele, wohin ihr strebt. Vergeßt nicht die Zeit in Anschlag zu bringen, welche menschliche Füße nöthig haben, den Weg zurückzulegen, und macht euch nicht eher auf den Weg, als bis ihr euch in der Gegend orientirt habt. Lernt

Menschen kennen; erwartet von Zwergen keine Riesenarbeit. — Studiert die Natur der Massen, wie sie sich in den Entwickelungsperioden, nach Ausweis der Geschichte, offenbart. Seht ihr dann die Möglichkeit, ein würdiges Ziel zu erreichen, so verhehlt euch und andern nicht die Hindernisse; sondern bereitet euch vor, den Kampf mit Ehren zu führen. Achtet die großen Männer, und laßt euch nicht von der eitlen Hoffnung verführen, als könntet ihr ohne sie fertig werden. Entsagt dem Vorurtheil, als würden Advokaten euch besser, denn eine Militärmacht vertheidigen. Seyd wohlwollende, fleißige, geschickte, besonnene Bürger, zu edel, um zu kriechen, und zu weise, durch unnütze Sprünge müßige Gaffer zu unterhalten. Erkennt es für thöricht, eine Regierung anzufeinden, ehe ihr wißt, wie eine gute beschaffen seyn müsse; ehe ihr fähig seyd, einer solchen zu Hülfe zu kommen, ja sie nur zu verstehen und zu ertragen. Rechnet nicht jeden Fehlgriff eines Beamten oder Ministers der Regierung als unverbesserliches Gebrechen an; sondern seyd überzeugt, daß, wenn ihr verständig und geschickt und zugleich Freunde der Regierung seyd, ihr sie dadurch gegen Verirrungen schützen werdet, indem jede Regierung ihre weisen und geschickten Freunde schonen und ihren Tadel zu vermeiden suchen muß. Es giebt kein ander Mittel die Regierungen zu verbessern, als daß die Bürger aufhören schlecht zu seyn."

Vielleicht können diejenigen, welche großes Heil für Europa von der spanischen Revolution erwarteten, von einigen dieser Lehren nützlichen Gebrauch machen. Wir wünschen nur die Leser, in Absicht auf allgemeine Folgen der Contrerevolution, zu beruhigen. Denn wir wissen es, Viele glauben, daß Wiedereinführung der Inquisition in Spanien als moralische Ansteckung auch auf das übrige Europa wirken könnte. Wir kennen ihren Gedanken

entgegen, und ehren ihre Beſorgniß. Allerdings iſt es wahr: wenn alles öffentliche Leben ertödtet, der Geiſt verfolgt, und Finſterniß verbreitet wird, ſo iſt das Daſeyn der Völker ohne Werth und Würde, ihre Geſchichte ohne Bedeutung; ſie ſind weniger als eine Heerde, die vom Hirten wenigſtens auf gute Weide geführt wird, um fett zu werden. Aber wer will denn die Völker entwürdigen? Wer könnte es, wenn er gleich wollte? Gäbe es in irgend einem Winkel einen blödſinnigen Tyrannen, welcher durch künſtliche Mittel die Menſchen ſo aberglaubig und arm zu machen ſuchte, als im Mittelalter jederman und der Tyrann ſelbſt es ganz natürlich war: ſo würde ein ſolches Beginnen an dem gegenwärtigen Zuſtande der Welt ſcheitern. Denn ſind gleich auf der einen Seite die Nationen gewiß nicht ſo weit, als liberale Publiziſten ſie ſchildern: ſo ſind ſie doch auf der andern Seite lange nicht ſo roh, daß ſie ſich geduldig in die Knechtſchaft der früheren Jahrhunderte zurückführen ließen. Die Poſten, die Buchdruckereien, die Bibliotheken, alle Künſte des Friedens und Krieges, Schiffahrt, Handel, Gewerbsfleiß, könnte man nicht vernichten. Dieſe Dinge, nicht die Tribünen, ſind die Wächter der Civiliſation. Auch iſt Schnellkraft in der ethiſchen Natur des Menſchen: die Laſt, die ſeinen edelſten Kräften unleidlich wird, wirft er ab. Man müßte geringſchätzende Begriffe von dem heutigen Geſchlecht haben, wollte man eine feige Unterwerfung unter dem Blödſinn für möglich halten. Einzelne mögen, aus mißverſtandenem Eifer, oder im Uebermuthe des Glücks, ihre Stellung mißbrauchen, und feindſelige Maaßregeln gegen die moraliſche Ehre einer aufgeklärten Zeit in Vorſchlag bringen. Die Wirkſamkeit dieſer ephemeren Schreckbilder wird den morgenden Tag der Geſchichte nicht überleben. Andere Einzelne können geopfert werden; das Ganze muß man beſtehen laſſen. Und

es schreitet vorwärts in dem allgemeinen Strom der Bewegung des Jahrhunderts. Durch welche Mittel sollte eine absolute Blindheit der Gewalt und ihrer Opfer auf die Dauer zu erhalten seyn? Durch ein Schreckenssystem? Selbst Kinder haben Muth, wo ein solches System die Leidenschaften aufregt. Menschen, die man das Leben zu verachten gewöhnt, fürchten den Tod nicht. Ein Schrecken, der die Leute bereit findet, ihn vielmehr zu verspotten, als sich davor zu fürchten, würde nur ein Possenspiel seyn, von dem sich in den ersten Tagen das erleuchtete, in der Schule einer großen Zeit erzogene Europa mit Widerwillen und Abscheu hinwegwenden würde. Niemand fordert, Niemand erwartet von dem heutigen Geschlecht, daß es sich geduldig zu Grunde richten lasse; nur ist es natürlich, daß diejenigen, welche bisher im Besitz der Gewalt waren, nicht von Leuten verdrängt seyn wollen, welche, ohne inneren Beruf und Energie, diese Gewalt zu usurpiren suchen, und den Mangel an Bekanntschaft mit dem Zustande des Volks, durch schimmernde Theorien und prahlende Reden zu ersetzen, die eigene Unbehülflichkeit dadurch unschädlich zu machen vermeinen.

Was ist für Europa dadurch verloren, daß die spanischen Revolutionäre in ihrer Unmacht dargestellt wurden? Die repräsentative Regierung wies sich dort als unhaltbar aus; weiter ist es nichts! Die liberalen Schriftsteller freilich haben den Glauben zu verbreiten gesucht, als sey das heutige Europa zwischen zwei Systemen getheilt, und als gäbe es keinen Ausweg, man müsse entweder der absoluten Gewalt, ja der Tyranney selbst in die Hände fallen, oder sein Glück mit der repräsentativen Regierung versuchen. Die Meinung, daß wir zwischen diese Alternative gestellt wären, ist eine wahre Krankheit des Jahrzehends, die ihren Grund in der überall sich hervordrängenden Schwäche hat. Schwache Geister nämlich

halten ſich gern an fertige handgreifliche Vorſchriften, denen ſie dann Zeiten, Dinge und Perſonen leicht anzupaſſen hoffen; der Starke dagegen findet das Geſetz aus den vorhandenen Verhältniſſen heraus, und, indem er nach demſelben handelt, leitet er die Maſſen. Wir können ein großes Beiſpiel für dieſe Wahrheit anführen. Napoleon ſagte: „Ich war nie Herr meiner Bewegungen; „ich war nie wirklich ganz ich ſelbſt. — Ich konnte viele „Plane haben, beſaß aber nie Freiheit genug, einen aus„zuführen. Wie ich auch das Ruder hielt, wie ſtark auch „mein Arm war, die vielen und plötzlich andringenden „Wellen waren noch ſtärker; und ich war nur klug genug, „lieber nachzugeben, als durch hartnäckigen Widerſtand „mich dem Umſchlagen auszuſetzen. Nie war ich wahr„haft Herr meiner Handlungen, ſondern wurde ſtets „durch die Umſtände regiert. So war es; weil ich nicht „die thörichte Anmaßung hatte, die Ereigniße aus mei„nem Syſtem zu ſpinnen, ſondern im Gegentheil mein „Syſtem dem unvorgeſehenen Gewebe der Ereigniſſe ein„fügte.“ Dieſes Geſtändniß verkündet den großen Mann! Als er von dieſem Verfahren abwich, bereitete er ſeinen Sturz. In dem ruſſiſchen Feldzug, wo er, wenn man ſo ſagen darf, ein Fanatiker ſeines eigenen Glücks geworden war, handelte er als Doktrinär, der die Ereigniſſe aus ſeinem Syſtem zu ſpinnen verſuchte. General Monthion erzählt, in der Geſchichte des ruſſiſchen Feldzugs, daß in dieſer Zeit, die Wiederwärtigkeiten Napoleon erbitterten, und er ſich ſelbſt zu täuſchen ſuchte; um ihm zu gefallen, mußte man ihm die Dinge nicht ſo wie ſie waren vorſtellen, ſondern wie er wünſchte, daß ſie ſeyn möchten. Auch hätten mehrere Perſonen ſeine Gunſt verloren, weil ſie ihm die Wahrheit ſagten, während andere ſie erlangten, indem ſie ihn betrogen.“ — Es mag leichter ſeyn, ihn in dieſer Verirrung, als in ſeiner Größe nachzuahmen. —

Wir sprechen hier von denjenigen, welche Welt und Zeit entweder nach dem System der Liberalen oder der Servilen zu beurtheilen und zu behandeln suchen, während andere sich von beiden möglichst frei erhalten, ohne die Sache der Freiheit und gesetzmäßiger Ordnung abzuschwören. Jene sehen die Welt durch ein künstlich geschliffenes Glas; diese mit natürlichen Augen. Weil die Liberalen, in Folge ihrer Theorien, in Europa überall absolute Monarchien gewahren, so glauben sie, jeder müsse ein Anhänger derselben seyn, der ihre Theorie nicht gelten läßt. Und weil die Fanatiker, durch ihre Brille, überall von den Gespenstern der Revolution verfolgt werden, so halten sie jeden für einen Revolutionär, für einen Feind der Regierungen, der ihre Albernheiten verwirft. Allerdings giebt es zwei Parteyen, die sich bekämpfen, und zwischen denen der Sieg vielleicht auch jetzt noch nicht entschieden ist; aber es ist nicht nothwendig, und geschieht auch nicht, daß der aufgeklärte und wohlwollende Theil der Völker sich zu einer oder der andern bekennen müße. Es giebt einen Zufluchtsort der Besonnenheit, wo man gegen ihr beiderseitiges Andrängen geschützt ist: dieser Zufluchtsort ist die wahre gute Gesellschaft in Europa, die, wenn sie sich gleich nicht zu den Salons der Frivolität hindrängt, doch durch den vertrauten Umgang denkender Männer Nahrung und Einfluß erhält, und im Frieden mit der Menschheit, wie mit den Regierungen lebt. Ruhig auf die ewigen Gesetze der Moral vertrauend, sieht sie mit Mitleiden auf den Kampf unkluger Faktionen herab, und glaubt bereits Anzeichen zu sehen, daß das Ende ihres Spiels sich nahe.

Die Liberalen sind unwidersprechlich geschlagen; aber auch die andere, vielleicht jetzt die lauteste Partey hat, durch die Niederlage ihrer Gegner, an Macht verloren; denn dies ist die Natur der Parteikämpfe, daß jede Par-

tei nur so lange stark ist, als ihr eine Opposition gegenübersteht. Sobald die Ultra keine Liberalen zu bekämpfen finden, hat es mit ihrer Thätigkeit ein Ende; denn sie haben sonst nichts gelernt. Die Liberalen, ihrer Seits, hatten dem hartnäckigen Widerstande der Ultra zu danken, daß sie wieder eine Rolle spielen konnten. Unter Napoleon war schon einmal das Reich der Schwätzer niedergeworfen. Die Gemeinplätze, ihre Hauptwaffe, erhielten in den vorübergehenden Erscheinungen des politischen Lebens nur dadurch wieder einige Bedeutung, daß ihnen andere Gemeinplätze entgegengestellt wurden, und daß, bei der Lebhaftigkeit dieser Klopffechtereien, alle Bewegung im Staatsleben auf Controverse zweier Doktrinen sich zu beschränken schien. Jede Partei bestand jedoch nur durch den Widerstand der andern; keine hatte ein ursprünglich eigenes, energisches Leben; es waren Skelette, durch den Wind gegeneinander geschleudert; was ein Kampf auf Leben und Tod schien, war nur ein Tanz, von Automaten aufgeführt.

Nichts hat mich mehr gewundert, als daß ernsthafte Leute an solchen Gaukeleyen Theil nahmen, und sich zu Mitspielern hergeben mochten. Wollte man vielleicht, nach dem Napoleonischen Trauerspiele, eine Posse für die Gallerie zum Besten geben?

Wie konnte es besonnenen Männern einfallen, Gefahr für den Geist eines erleuchteten Jahrhunderts zu fürchten, weil einige Jesuiten die Mumie ihrer entseelten Herrschaft wieder einmal durch die Straßen trugen? Der Fanatismus hat keine Wurzeln mehr im Volksleben. Steckt er, wie die Kinder, abgepflückte oder von Modehändlern fabrizirte Blumen in die Erde, so kann er dabei sich keinen Garten erziehen.

Wie konnten andere Männer Erschütterung der Staaten besorgen, weil einige liberale Blätter ungehindert um-

herfliegen? — Leute, die gern unreife Politik in Zeitungen lesen, fangen deswegen noch keine Revolution an; sie freuen sich vielleicht, wenn den Großen bisweilen Bitterkeiten gesagt werden, glauben aber, es sey nun alles gethan und denken nicht weiter daran. Eher könnten die fanatischen Blätter, die allen Wünschen und Hoffnungen der Völker Hohn sprechen, die Gemüther empören, während die liberalen Zeitungen zur Ableitung müßiger Unruhe dienen können. Ueber diese Dinge sollte Niemand entscheiden, als wer die menschliche Natur kennt. Lesende Revolutionäre sind gar unschuldige Leute. Diejenigen, welche allen Widerspruch, um so mehr allen Widerstand, mit Gewalt unterdrücken möchten, wissen nicht, was sie thun. Die Physiker werden ihnen sagen, daß ohne Widerstand eine Kraft gar nicht wirken könne. Dasselbe Gesetz herrscht in der Moral: Geister und Tugenden schlafen ein, wo aller Widerstand verschwindet. Der Protestantismus hörte auf, als solcher eine Macht zu seyn, seitdem man ihn nicht mehr anfeindete, sondern ruhig fortvegetiren ließ.

Uebrigens hat Gott die menschliche Natur so eingerichtet, daß Geist und Tugend immer die Hauptsache, ihr Gegentheil nur aufreizende Nebenkräfte sind. Darum mögen Obscurantismus und Heuchelei auf Augenblicke zu siegen scheinen; der Augenblick geht vorüber, und das natürliche Verhältniß stellt sich wieder her. Die liberale Partey, so lange durch Opposition ihrer Gegner am Leben erhalten, wurde, durch einen Zusammenfluß von Umständen und in Folge eigener Ungeschicklichkeit, zu Boden geworfen: ist deswegen jedes Talent, das sich zu ihr gesellte, vernichtet? Sind deswegen alle guten Grundsätze, welche sie angenommen hatte, aus der menschlichen Natur verbannt? Die Talente werden, der Täuschung entrückt, auf festerem Boden sich anbauen; die Grundsätze werden

sich energischere Organe erschaffen; die wahre Freiheit, d. i. die Möglichkeit angeborne Kraft zum Besten der Gesellschaft zu verwenden, wird nicht unterdrückt werden. Ich bin des starken Glaubens, Gott habe Güte und Wahrheit, die Grundpfeiler der Freiheit, so fest mit unserer Natur verbunden, daß eine Verschwörung aller Fanatiker, Bande, die Gott geknüpft, nicht zu lösen im Stande ist. Ja, man dürfte sich freuen über eine Anfeindung der Freiheit, weil die Freiheit nicht ächt seyn kann, welche keine Probe hält und im Kampfe nicht zu siegen versteht.

Darum ist nicht Alles verloren, und wir haben nicht nöthig, uns der blinden Gewalt zu unterwerfen. Sind wir etwas werth, so werden wir der Menschenwürde auch in den Staatsverhältnissen Anerkennung zu erwerben wissen. Kein Unverstand, und versteckte er sich hinter Thron und Altar, soll uns in Schrecken setzen; als Freunde und Vertheidiger von Thron und Altar wird es uns gelingen ihn zu entlarven und von der usurpirten Stelle zu verjagen.

Was uns aber bei diesen Betrachtungen, zum größten Troste gereicht, und worauf alle Freunde der Ordnung die Völker aufmerksam zu machen die Pflicht haben, ist, daß die Regierungen über den Parteyen erhaben stehen, und Jedem eine sichere Zuflucht gewähren, der gegen Heuchler aller Art, gegen Obscuranten wie gegen Anarchisten, sich nach mächtigem Schutz umsieht. Die deutschen Regierungen wenigstens können nicht in den Verdacht kommen, daß sie den Geist unterdrücken, und eben so wenig, daß sie die Anarchie begünstigen wollen.

Die beiden Parteyen, welche sich bekämpften, sind nicht die Welt. Es könnte wohl geschehen seyn, daß eine derselben sich in eine Regierung einschlich, als der Streit so laut wurde, daß die öffentliche Autorität Notiz davon

nehmen mußte. Darum sind die Regierungen nicht selbst zur Partey geworden; sie gehören dem Ganzen, sind durch und für dasselbe, und bilden die Natkon, die ohne dieselbe nur ein Haufen zusammengelaufener Menschen seyn würde. Ist jetzt eine Partey aus dem Felde geschlagen, so muß bald auch die andere weichen; denn sie existiren nur durch gegenseitigen Kampf, und jede wird unnütz ohne die andere. Die Staatsgewalt gewinnt wieder Raum und Zeit, über die augenblicklichen Erscheinungen hinauszugehen und den bleibenden Zwecken der Gesellschaft alle Aufmerksamkeit zu schenken.

Eine Regierung kann einer Partey zu Hülfe kommen, ohne sich ihr für ewige Zeiten verkauft zu haben. Wo zwei einigermaßen rasende Kämpfer die öffentliche Ruhe stören, mag es klug seyn, auf Augenblicke dem Tollsten beizustehen, damit nur Einer übrig bleibe, mit welchem alsdann man um so leichter fertig wird. Wurden in dem Kriege gegen Napoleon nicht seine liberalen Feinde, als die offenbar tollsten, unterstützt? Nahm man nicht eine liberale Sprache an, ohne daß diejenigen, die solches thaten, deswegen im Dienst der Liberalen standen? Beklagen sich deshalb die Liberalen über Täuschung, so darf man fragen: warum sie sich täuschen ließen? und die Antwort lautet: weil sie ohne Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse, ohne die eigene Macht zu messen, sich's einfallen ließen, regieren zu wollen? Bestanden sie nur eine einzige Probe? Beym ersten ernsthaften Angriff liefen sie davon. Und nicht etwa nur in Neapel und Spanien; es geschah auch in Frankreich. Haben Lafayette, und seine Anhänger, nachdem sie, aus Liebe zur Freiheit, gegen den Kaiser deklamirten, sich etwa aufs Pferd gesetzt und an der Spitze der Armeen die Selbstständigkeit der Nation vertheitigt? Napoleons Herrschaft schien ihnen unleidlich, darum dachten sie nicht daran, sich gegen Fou-

ihn zu schützen? Sie unterwarfen sich freudig, weil man ihnen erlaubte, noch eine Zeitlang fortzudeklamiren. War dies nicht politischer Blödsinn? Sie glaubten, weil man sie gegen Napoleon gebraucht, werde man Achtung für sie haben müssen; denn sie hatten ja Frankreich von dem Tyrannen befreit. Aber man hatte sie bei dieser Gelegenheit kennen gelernt. Die Mächte verließen sie, und sie zerfielen in nichts.

So können auch die Fanatiker zu Schanden werden, sobald die Regierungen die Hand von ihnen abziehen, was sicher nicht lange ausbleiben wird.

Die Regierungen haben sich nicht zu den Grundsätzen des Fanatismus bekannt. Wohl wurde ihnen häufig dieser Vorwurf gemacht; aber unbefangene Männer wußten, daß Umstände nöthigen konnten, über solche Anklagen im besseren Bewußtseyn hinweg zu sehen. Wollte eine Partey, weil der gesellschaftliche Zustand verbessert werden müsse, alles Bestehende über den Haufen werfen, und gieng sie in ihrer Anmaßung soweit, wirklich hier und da revolutionäre Experimente zu machen: so mußte dem Unwesen gesteuert, es mußte bewiesen werden, daß das Bestehende noch größere Kraft in sich bewahre, als die Angreifenden ins Werk setzen konnten. Und dies geschah zum Besten der Völker, die vor der Gefahr geschützt wurden, sich der Schwäche anzuvertrauen. Die Regierungen haben dadurch nicht der Thorheit derjenigen sich schuldig gemacht, welche das Mittelalter wieder einführen möchten. War es die Aufgabe der Regierungen aufzubauen, so mußten sie zuerst denen das Handwerck legen, deren Staatsweisheit einzig im nachäffenden Niederreißen besteht. Dadurch haben sie noch nicht sich verbunden, den alten Bauriß in Ausführung zu bringen, den die neuen Gothen auf dem Markte feil bieten. Sie haben nie erklärt, Alles niederreißen zu wollen, was die Reformation,

die engliſche und franzöſiſche Revolution aufgebaut haben. Ueberall erblickt man geachtete Spuren dieſer wahrhaft großen Ereigniſſe. Nur die Arbeiten der kleinen Affen derſelben wollen ſie nicht dulden. Und ſie thun recht daran!— Sie erlaubten den Fanatikern in den Zeitungen ſich auszuſprechen, weil der Gegner ein gleiches Recht in Anſpruch nahm, und die Zeit noch nicht gekommen war, beide zum Schweigen zu bringen; leicht möglich, daß die Fanatiker Doctrinen aufſtellten, die den Rechten der Völker, dem Geiſte, den Intereſſen der Civiliſation entgegenſtreben; leicht möglich, daß einzelne Beamte Halleriſche Salbung, Adam Müllerſche Ideen-Verrenkung, oder anderweitige Sophiſterei für die höchſte Weisheit des Jahrhunderts anſehen. Die Regierungen, wohlwiſſend, warum es dieſen Leuten zu thun iſt, ließen ſie ſchwatzen. Wo aber iſt eine Maßregel der Regierungen nachzuweiſen, die feindſelig gegen die Völker und gegen die Civiliſation mit Recht genannt werden dürfte? Sie haben die Carbonari beſiegt und einige eingekerkert, weil dieſe Leute ſichs einfallen ließen, Revolutionen zu machen, und regieren zu wollen, ehe ſie ſich zu vertheidigen verſtanden. Das erſte Criterium einer Regierung iſt die Selbſtſtändigkeit; man iſt nicht ſelbſtſtändig, wenn man vor dem erſten Feinde davonläuft. Uſurpiren Schwachköpfe und energieloſe Menſchen die Staatsgewalt, unternehmen Carbonari mit Neapolitanern Dinge, die nur mit Spartanern ausführbar ſind: ſo iſt der Sturz von der erlogenen Höhe gebührendes Recht.

Wir haben vielleicht hierbei von einigen Leſern den Einwurf zu befürchten, daß dieſe Anſicht einſeitig ſey. Sie fragen uns vielleicht: ob es nöthig war, deutſchen Geiſt zu feſſeln, weil die Calabreſen nicht reif für die Freiheit waren? Aber wo iſt, aufrichtig geſprochen, deutſcher Geiſt ſo recht eigentlich gefeſſelt worden? Einige Be-

wute haben ein unanſtändiges Geſchrei gegen den Freiheitsſinn einer aufgeklärten Zeit erhoben. Sie haben Mißtrauen aufgeregt. Aber dies ſind nur vorübergehende Erſcheinungen. — Die Irrlichter einer komiſchen Propaganda, die uns mit Myſtik, Deutſchthümelei und poetiſcher Nürnberger Waare ein neues Vaterland zuſammen zu zimmern verſprach, wurden ausgelöſcht; dem Verſuche, unſere Jugend, durch Verleiern hohler Phraſen in der ſinnloſeſten Sprache, wo möglich verrückt zu machen, wurde geſteiert. Dürfte man darin Hinderniſſe unſerer Civiliſation erblicken? — Oder erſcheint es als geiſttödtend, daß einige Zeitungen unterdrückt wurden? Welch ein Volk müßten wir ſeyn, wenn wir nur mit Hülfe der Zeitungen bei Verſtand erhalten werden könnten! Ich will über den Werth oder Unwerth dieſer Blätter nicht abſprechen; aber ich nehme keinen Anſtand den Wunſch zu äußern, daß bis zur Zeit, da der politiſche Horizont ſich wieder aufklärt und Raum für Großthaten gewonnen iſt, alle Zeitungsleſerei bei Seite geſetzt werden möchte. Die Natur dieſer Art Schriften erzeugt ein oberflächliches Hinwegeilen über die ſchwierigſten Aufgaben der Politik. Jede jagt nach Neuigkeiten und hat, bei der Jagd, nicht Zeit den Zuſammenhang der Ereigniſſe, ihre Bedeutung und ihren Einfluß zu unterſuchen. Solch ein Zuſammenkarren der Neuigkeiten, ſolches Ausruhen bei Gemeinplätzen und modiſchen Phraſen, muß nothwendig eine ſeichte Anſicht der Dinge unter den Leſern verbreiten. Oder ſollte es in der Politik anders ſeyn, als in Literatur und Kunſt? Haben nicht unſere Literaturzeitungen der gründlichen Gelehrſamkeit, unſere Zeitungen für die elegante Welt, unſere Freimüthigen und dergleichen den guten Geſchmack unter uns ſeltener, und den Ruhm der ſeichten Köpfe wohlfeiler gemacht? Das ewige Begnügen mit unreifen Producten des Augenblicks muß von der Gediegenheit entfernen,

muß allen Ernſt und alle Tiefe vernichten, muß die Menſchen in Gecken verwandeln. — Iſt der Nachtheil zu überſehen, den unſere politiſchen Blätter auf das Urtheil der Menge gehabt? Ehe bei uns eine allgemeine Politik möglich war, fütterten ſie die hungrigen Leſer aus fremden Zeitungen mit allgemeinen Sätzen, die im Auslande ihre Anwendung finden mochten, aber unſerem Zuſtande nicht entſprachen. So wurden unſere Politiker franzöſiſche Liberale, Anhänger der Cortes, intereſſirten ſich für die Carbonari; wußten aber nicht, was der Heimath Noth thut, und dachten nicht daran.

Es iſt dabei allerdings nicht zu überſehen, und darf ohne Ungerechtigkeit, nicht verſchwiegen werden, daß, wenn bei uns die einheimiſchen Angelegenheiten entweder gänzlich übergangen, oder doch nur von ſeichten Köpfen und unberufenen Schriftſtellern behandelt wurden, die Urſache dieſer Unbilligkeit zum Theil darin zu ſuchen war, daß die beſſeren Schriftſteller es unter ihrer Würde fanden, ſich der Aufſicht unwiſſender Cenſoren zu unterwerfen, während die Taglöhner ſich jede Demüthigung gefallen ließen, und froh waren, wenn es ihnen gelang, irgend ein beiſſendes Artikelchen, hinter den Augen der Geiſteszöllner, einzuſchwärzen. Man würde aber ungerecht ſeyn, wollte man den Unverſtand der Cenſoren oder einiger jungen Leute, die ſich durch überſpannten Eifer bei Diplomaten beliebt zu machen hofften, den Regierungen als Schuld anrechnen. Die Fürſten wenigſtens wußten nicht, und konnten nicht wiſſen, wie weit die Anmaßung untergeordneter Köpfe geſteigert, welcher unnütze Lärm über einige obſcure Blätter erhoben wurde.

Es kann indeß der Nachtheil, der daraus entſtanden ſeyn mag, nicht von Bedeutung ſeyn; vielmehr dürfte man an Gewinn glauben, wenn dadurch die Zeitungen außer Credit geſetzt wurden. Es wird nämlich denſelben

von allen Seiten ein größerer Einfluß angedichtet, als sie in der That ausüben können. Man hält sie z. B. für die festeste Stütze der englischen Freiheit, indem sie die allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten unterhalten, und, als Controlle der Minister, diese von Eingriffen in die Nationalrechte abschrecken. Wir erinnern dagegen an den Spectator und dessen beissenden Spott über die englischen Zeitungsleser. Er schildert die letztern als leere, unwissende Leute, die sich nicht zu helfen wissen, wenn sie morgens, noch nüchtern von Zeitungslektüre, ein Urtheil fällen sollen; kaum aber haben sie ihr politisches Frühstück verschluckt, so sind sie von allem gehörig unterrichtet, kennen den Zustand von Europa, Amerika, Ostindien und China, und leiten, daß es eine Freude ist, ohne Schwierigkeit das Universum zum Besten John Bulls. Unterdessen geht die Welt ihren Gang, und die morgenden Blätter leihen dem Leser eine andere eben so gründliche Weisheit. — — Mich dünckt, die heutigen Menschen sind den Zeitgenossen Addisson's vollkommen ähnlich.

Welcher Einfluß im Großen läßt sich von den Zeitungen nachweisen? Welchen Dienst haben sie der öffentlichen Moral geleistet? Wurde in England dadurch das Joch der Amerikaner erleichtert? Wurde der Krieg gegen die Unabhängigkeit verhindert; die Tyranney in Ostindien gestraft? Konnte der Nation die Ungerechtigkeit gegen Napoleon erspart werden? Was den Ministern beliebte, thaten sie, ohne sich um die Zeitungen zu bekümmern; und das Volk, von der öffentlichen Meinung unterrichtet, ließ sich gleichwohl alles gefallen. Wo es sich zusammenrottete, forderte es Nachlaß, nicht selten unmöglichen Nachlaß der Steuern und dergleichen, nicht aber Gerechtigkeit gegen Napoleon und Indien. Diese Dinge rührten den ehrlichen John Bull nicht, wie kräftig sich auch die Zeitun-

gen aussprechen mochten. — So gut ist es den Nationen noch nicht geworden, daß ein Mittel erfunden sey, den Ministern die Ungerechtigkeit, und dem Volke die irrige Meinung unmöglich zu machen. — Auch ist das Zeitungslesen in England vielmehr eine Sitte, als ein politisches Werkzeug; es erhält vielmehr die Ruhe, als daß es dieselbe gefährdete. Müßige Leute werden beschäftigt, und unterhalten sich schwatzend über die Angelegenheiten der ganzen Welt, während sie, ohne einen solchen Ableiter, vielleicht die Heimath näher ins Auge fassen, oder aus Langerweile Unruhen anzetteln würden; denn die Langeweile ist in einer geistreichen Nation eine furchtbare Feindin der Regierung, und eine langweilige Regierung gewiß keine langdauernde.

Wir sprechen von England. — Was dort heilsam oder unschuldig, könnte bei uns möglicherweise nachtheilig, wenn auch für die Ruhe der Staaten nicht gefährlich werden. Dort ist eine Masse von erprobten guten Grundsätzen verbreitet, welche unter der Aufsicht freier Schriftsteller die falschen Begriffe, die sich einschleichen möchten, zurückdrängen. Unsere Politik ist noch nicht componirt; doch stimmen einige Leute die Instrumente; da ihnen aber keine Noten vorliegen, so mag wohl jeder sein Stückchen spielen, — eine Ouvertüre in großen Harmonien wird noch erwartet. Wir sind noch nicht so weit, daß uns Zeitungen unentbehrlich wären, und es muß hier daran erinnert werden, was auch in anderer Beziehung wahr ist, daß nämlich die Publizisten viel zu günstig von der Civilisation der Völker urtheilen. Wenn die Regierungen die Völker besser kannten, sind sie deswegen zu tadeln?

Wahrlich, die Weltverbesserer sollten sich eingestehen, daß noch große Massen von alter Barbarey unter den neueren Völkern verbreitet sind. Wo die Menschen, nach dem Wechsel der Ereignisse, die Farbe ihres Herzens ver-

ändern, und heute ſich demjenigen verkaufen, das ſie geſtern haßten; wo ſie, unbekümmert um den innern Ruhm einer Sache, Ehre bei den entgegengeſetzteſten Intereſſen beteuln; wo die Heere der Aufpaſſer leicht unzählige Rekruten finden: da ſind die Menſchen noch Barbaren, und der Verſuch, ſie in einem Tage umzuſchaffen, kann nur einen ſchmachvollen Erfolg haben. Vielen iſt es warm in dem dunkeln Mantel der Barbarei; ſie fürchten für ihre Geſundheit, wenn man ſie einladet, die friſche Morgenluft der Civiliſation einzuathmen. Einige redliche hochgebildete Männer, ſind, gerade durch ihre Cultur, zu weit über die Menge hinausgerückt, als daß ſie die Fähigkeiten derſelben kennen, und ihren Bedürfniſſen abzuhelfen verſtehen ſollten. Sie ſind die Bewohner einer geiſtig-ethiſchen Inſel und verdienen alle Achtung; aber wenn ſie aus ſolcher Heimath hinaus in die gemeine Welt treten, wenn ſie dieſe zu regieren unternehmen, ſo zeigt ſich bald, daß ſie Fremdlinge ſind, die, unbekannt mit den herrſchenden Gebräuchen, die vortrefflichſten Dinge zur Unzeit ſagen, und Anſtalten einführen wollen, für welche die Gemeinheit nicht vorbereitet iſt.

Wir wünſchen, daß dieſe Betrachtungen der ernſten Prüfung derjenigen gewürdigt werden möchten, welche in den ſpaniſchen Ereigniſſen Anlaß zu niederſchlagender Beſorgniß zu ſehen glaubten; und würden uns glücklich ſchätzen, wenn wir durch unſere Bemühung zur öffentlichen Verſöhnung beigetragen hätten. Es konnte nicht unſre Abſicht ſeyn, hiſtoriſche Aufſchlüße über die Ereigniſſe auf der Halbinſel zu geben. Dieſe Blätter ſind nur gegen Beſorgniſſe gerichtet, welche, von den Pyreneen aus, die Barbareyen der Inquiſition und den blutdurſtigen Bigotſinn einer Camarilla ſich über das civiliſirte Europa verbreiten laſſen. Der Zuſtand des Welttheils ſcheint Bürgſchaft zu leiſten gegen ſolche Gefahr; die einzelnen

Erſcheinungen, die man als Zeichen ihrer Annäherung anſieht, ſind viel zu unbedeutend, um ein ſo großes Reſultat, als die allgemeine moraliſche Verkehrtheit ſeyn würde, herbeiführen zu können. Die Kräfte der heutigen Geſellſchaften ſind ſtark genug, ſich dem rückkehrenden Aberglauben und den Aeffereien der Feudalzeiten mit Erfolg zu widerſetzen. Der Menſchenfreund hat mithin nicht Urſache an Verbeſſerung zu verzweifeln; denn die feige Niederträchtigkeit, die ſich Alles, ſelbſt die Gewalt des Blödſinns, geduldig gefallen läßt, kann nicht der allgemeine Charakter der europäiſchen Nationen ſeyn. — Was in Spanien ſelbſt geſchehen werde, iſt keinem ſterblichen Menſchen zur Zeit bekannt. Leicht mochte es ſeyn, den einen unhaltbaren Zuſtand durch einen andern unhaltbaren zu vertreiben. Die Frage: was nun werden ſoll? käme jezt zu ſpät. Die Gewalt der Dinge reißt alle mit ſich fort; ſie müſſen mit dem Strome ſchwimmen. Das arme monarſchiſche Princip wäre ſicher ſehr übel geſchüzt, wenn nichts geſchehen wäre, als es den Händen der Cortes zu entreißen, um es in die Gewalt der Mönche und der Höflinge zu geben. Die Weltordnung wird indeſſen nicht darunter leiden: die Folgen des Irrthums, wie jene der Verbrechen, zeigen ſich nicht immer im erſten Augenblicke; werden jedoch früher oder ſpäter als unausbleiblich von der Geſchichte nachgewieſen.

IV.

Die politiſche Reform und die neuen Intereſſen.

> Errant velut in mari magno, nec quo ferantur intelligunt; quia nec viam cernunt, nec ducem sequuntur.
>
> Lactantius.

Die Völker fühlen, daß die alten Staatseinrichtungen, welche das Feudalweſen ihnen überliefert hat, nicht mehr den Bedürfniſſen der heutigen bürgerlichen Geſellſchaft entſprechen, es ſey in den Verhältniſſen von Volk zu Volk, oder in jenen der Bürger *eines* Staates gegen einander. Daher verlangen die Völker eine Verbeſſerung ihres geſellſchaftlichen Zuſtandes.

Wie dieſe Verbeſſerung beſchaffen ſeyn müße, darüber können die Meinungen getheilt ſeyn; im Allgemeinen aber ſind ſie darin einig, daß die eigenen großen National-Intereſſen geſchüzt und befördert, und daß die Angriffe ausländiſcher National-Intereſſen ſowohl, als die Anmaßungen inländiſcher Kaſten-Intereſſen durch die Staatsgewalt überwältigt werden ſollen.

Auf dieſen *Zweck* iſt das Streben des Völker gerichtet. Als *Mittel* zu dieſem Zweck fordern ſie eine ſolche Organiſation des Staates, welche den natürlichen und ge-

schickten Vertheidigern der National-Interessen eine legitime Stelle in der Hierarchie des Staates einräumt. — Die Organisation selbst ist, was man die Verfassung nennt.

Das Verlangen der Völker nach Einführung einer die National-Interessen beschützenden Verfassung, ist das charakteristische Zeichen des Jahrhunderts. Die Nationen wollen nicht im Dienst der Kasten stehen; sie wollen nicht einmal untergeordnete Glieder der Kasten seyn, sondern die Nation soll als das Ganze anerkannt werden, und die Kasten sollen Glieder dieses Ganzen seyn, oder wenn sie dazu nicht tauglich wären, allenfalls als Luxus-Artikel geduldet werden. Der Staat d. i. eine die Nation schützende Anstalt, soll durch Staatsmänner, nicht durch Kastenmänner regiert werden.

Der wesentliche Inhalt der Geschichte unserer Zeit besteht in der wechselseitigen Einwirkung solcher Bestrebungen und Anstalten, welche die Einführung einer Verfassung, im angegebenen Sinn, begünstigen oder verhindern.

Diese Wendung des politischen Lebens der Völker wurde zuerst in England sichtbar, wo das Volk sich, nach vieljährigen Kämpfen, seinen Antheil an Gesetzgebung und Steuer-Bewilligung erwarb. Daher glaubte man, daß sie nur aus Empörungen hervorgehe. Von England ward die neue Gestaltung des Staatsorganismus nach Nordamerika verpflanzt, wo sie ebenfalls nicht ohne Empörung und Bürger-Kriege zum Grundgesetz des Staates erhoben werden konnte. Mit Hülfe französischer Armeen erkämpften die Nordamerikaner ihre Unabhängigkeit; sie führten zugleich die aus dem Mutterlande herstammende Verfassung, mit den für den neuen Freystaat angemessenen Veränderungen, d. i. mit Entfernung aller Feudal-Ueberreste, bey sich ein.

Die Folgen früherer verderblicher Regierungen, die Fortschritte der Civilisation, und die Bekanntschaft, welche

die Franzoſen mit den Wirkungen der Freiheit in Amerika gemacht hatten, — alle dieſe Umſtände erzeugten die franzöſiſche Revolution — eine Begebenheit, die das ganze alte Staatsſyſtem des europäiſchen Kontinents erſchütterte, und deren Folgen bis auf den heutigen Tag noch nicht zum Stillſtand ihrer Verbreitung gekommen ſind.

Der Zweck dieſer unermeßlichen Weltbegebenheit war die Einführung einer ſolchen Verfaſſung, welche den National-Intereſſen Macht und Ueberlegenheit über die Kaſten-Intereſſen geben ſollte. Bei allem Wechſel der öffentlich verkündeten Verfaſſungsurkunden, und bey allen verſchiedenen Glücksfällen des Krieges, zwiſchen der Nation und den Privilegirten, blieb der Zweck der allgemeinen Volks-Bewegung ſtets ſich gleich und derſelbe: Dem Ganzen ſollte Gewalt über den Theil gegeben werden. Dieſe Verfaſſung wurde und wird, nach Verſchiedenheit der Umſtände und der handelnden Perſonen, unabläſſig zu begründen oder zu verhindern geſucht.

Der Widerſtand, der ihren Anhängern entgegengeſetzt wurde, brachte dieſe zur Verzweiflung und Wuth: ſie entfeſſelten den Dämon der Volksrache, und Frankreichs ſchöner Boden ward mit dem Blute von Millionen Menſchen befleckt. Zwiſchen den Anhängern der alten Ordnung und den entſchloßenen Vertheidigern der neuen, ward ein Kampf auf Leben und Tod geführt. Der Friede ſchien nur durch Ausrottung der unterliegenden Partey möglich.

Während dieſen Kämpfen ſahen die andern europäiſchen Regierungen das in Frankreich von den Anhängern des neuen Bürgerthums erfochtene Uebergewicht aus einem Geſichtspunkte an, der ſie für die Ruhe und Sicherheit aller Throne beſorgt machte. Es ſchien ihnen, als hätte eine große Räuberbande in Frankreich die Stelle der Regierung uſurpirt. In der That fand man, (mit Ausnahme weniger wohlwollender, tugendhafter und energi-

ſcher Männer, die ſich, mitten in der früheren Verderbniß, als Organe der Güte menſchlicher Natur erhalten und gebildet hatten), unter der Maſſe nur Zöglinge des alten Regiments, das in Plünderung der Staatsgelder, in Heucheley und feiger Tyranney ſeine Stärke geſucht hatte. Wie ließen ſich auch von alſo erzogenen Menſchen die Tugenden erwarten, durch welche das neugeborne Leben allein geſichert und ausgebildet werden konnte? Daher waren viele Anſchuldigungen gegen die neuen Machthaber gegründet; wenn auch einige Herren, die ſie anklagten, um nichts beſſer waren. Daß aber bey dieſen Kämpfen die Individualität der Handelnden nicht die Hauptſache war; daß von den höchſten Intereſſen, von Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes die Rede war, dieß wurde nur zu häufig aus Unverſtand überſehen, oder aus egoiſtiſcher Bösartigkeit abſichtlich geläugnet. Die erhabenſten Anſtrengungen, zur Veredlung des bürgerlichen Vereins, wurden für eitle Empörung erklärt. Es wurde beſchloßen, mit vereinter Macht die Empörer anzugreifen, ihre Anführer zu vertilgen, und das Recht des alten Herkommens in Frankreich wieder in ſeiner ſogenannten Reinheit herzuſtellen.

Dieſe Bemühungen, zur Ertödtung des neuen Lebens, haben den Nationen im Ganzen nicht geſchadet; ſie haben vielmehr die politiſche Erziehung der Völker kräftig, wiewohl wider Willen ihrer Feinde, gefördert. Keine halb aufrichtige Verſöhnung hätte die Völker ſo ſchnell mit der Summe ihrer Kräfte, und mit dem geſchickteſten Gebrauch derſelben bekannt gemacht, als es die Anfeindung ihrer Rechte auf Leben und Tod gethan hat. Schwer aber haben diejenigen ihren Irrthum gebüßt, welche nicht einſehen wollten, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr das ſechzehnte ſeyn wollte, noch konnte.

Und dieſer Irrthum, der hartnäckige Widerſtand gegen die National-Intereſſen, hat die Throne erſchüttert, die Begeiſterung der Völker für die Freyheit irregeleitet, aber nicht überwunden; er hat dem Verlangen nach politiſcher Wiedergeburt einen großen, den aufgeklärteſten Theil von Europa als Domäne zugewendet, und, um die Feinde einer geſellſchaftlichen Veredlung fortwährend zu ſchwächen, — dieſe Feinde immer noch nicht weiſer gemacht.

Die Anſtrengungen der Feinde des neuen Frankreichs dienten nur dazu, das Nationalgefühl der Franzoſen zu ſteigern, und ſie zu Thaten geſchickt zu machen, die um ſo mehr an das Wunderbare gränzten, als ein großer Theil der übrigen Welt ſeine Ehre darein ſezte, dieſe Thaten nicht zu verſtehen, ſo bloß klein zu handeln, und die Großthaten der andern als Verbrechen zu ſtempeln. Alles ſollte in herkömmlicher Geiſtloſigkeit und ſclaviſcher Gemeinheit erhalten werden. Fünfundzwanzig Millionen Menſchen aber wollten die Schmach nicht ertragen, ſich von Fremden vorſchreiben zu laſſen, welche Anſtalten ſie beim Zuſtande ihrer Kultur, ihrer Bedürfniſſe und ihrer Ehre am angemeſſenſten finden ſollten. Dieſe durch Heldenthaten kundgegebene Geſinnung mußten ſelbſt diejenigen achten, die ein anderes Regierungsſyſtem für weiſer hielten; ihr eigenes Ehrgefühl lehrte ſie, daß jeder Nation die Selbſtſtändigkeit das Heiligſte ſeyn müße. Darum duldeten die Edlen unter den Feinden wohl, daß käufliche Schriftſteller fortwährend gemeinen Schimpf gegen die Franzoſen zu Markte brachten; aber ſie ehrten ein Volk, das, von äußern und innern Feinden bedroht, ſolche Energie in Vertheidigung ſeiner Unabhängigkeit offenbarte; ſie mußten ſich eingeſtehen, daß die Franzoſen Recht hatten, ſich fremder Willkühr nicht zu unterwerfen. Zulezt ward

eine ähnliche Gesinnung unter den eigenen Völkern die letzte Zuflucht der Feinde des neuen politischen Lebens.

Der militärische Geist der Franzosen erwachte in seiner ganzen Stärke. In dem langen Kriege, der sich aus dem Entschluße, die fremde Einmischung abzutreiben, entspann, schien endlich der ursprüngliche Zweck, welcher Frankreichs Wiedergeburt herbeyführte, denen, die nur die Oberfläche der Ereigniße sahen, fast aufgegeben, und einer neuen, nur künstlicher organisirten Militär-Despotie gewichen zu seyn. Doch mitten in dem verworrenen Kampfe, in welchem die Feinde der Freiheit bald ihre Sprache annahmen, zeigte sich den tiefeindringenden Blicken des unbefangenen Beobachters eine eiserne Consequenz, welche die Sicherung der National-Interessen nie aus den Augen verlor, und zugleich den Mann, der diese Interessen zu den seinigen machte, zu immer neuen Siegen, zu fast unermeßlicher Macht führte. Merkwürdig, wiewohl begreiflich, ist, daß diese Wendung des neuen politischen Lebens fast am meisten von denen mißverstanden, und nachher sogar bekämpft wurde, deren Anhänglichkeit an politischer Reform keinem Zweifel unterworfen war. Es ist aber leichter, sich Ideale der Freyheit zu schaffen, und gutmüthig sich in Träume zu wiegen, als den Weg und die Stufen, die zum hohen Ziele führen, zu kennen, und sich der Arbeit zu unterwerfen, welche die Wegräumung der Hindernisse nothwendig macht. Die gutmüthigen oder phantastischen Ideologen dachten nur an die Schönheit des Zieles, und waren ungeduldig es zu erreichen. Aber sie vergaßen, daß mächtige Feinde ihnen den Weg dahin versperrt hatten, und daß vor Allem diese erst überwunden werden mußten. Daher fielen sie auch augenblicklich den Feinden in die Hände, und wußten sich nicht mehr zu helfen, als sie Denjenigen verließen, der ihnen allein den Sieg sichern konnte. Oekonomisch berechneten sie die Kosten der Siege,

und fanden sie zu theuer, ohne zu bedenken, daß die Selbstständigkeit nicht um einen Spottpreis zu haben ist. Jetzt jammern sie, daß ihre Ideale um keinen Preis zu realisiren sind! — Diese Träumer, Republikaner oder was sie sonst seyn mögen, haben die neuen Leiden der Nation verschuldet, die durch ihre schönen Reden um nichts gemildert werden. Sie sind es, die einst vor dem Richterstuhl der Geschichte zur Verantwortung werden gezogen werden, warum der niedergetretene Aberglaube sein Haupt wieder erhebt; warum der Kastengeist die Nationen wieder in Fesseln zu legen versucht; warum Frankreich, gleich einem gelähmten Organ im europäischen Körper, alle Funktionen des Lebens unterbricht, und eine Art Starrsucht bemerklich macht? — Sie hätten solche Folgen ihrer unnatürlichen Allianz nicht erwartet, sagen sie; sie hätten die Feinde für todt gehalten, und an ihre Auferstehung nicht geglaubt; sie wären der Siege müde geworden, und hätten nun die Früchte ihrer Anstrengungen genießen wollen. — Sie haben geglaubt, aber sie haben nicht gedacht; sie waren der Siege müde, jetzt können sie ihre Geduld an den Niederlagen üben; sie haben sich für größer gehalten, als die Größe selbst; jetzt wundern sie sich, daß die Kleinheit sie verspottet. — Jene Siege bewiesen wohl, daß der Streit noch nicht ausgefochten, daß noch immer ein Angriff zu fürchten, daß die Macht der Gegner nicht erstorben war. Immer neue Anstalten der Sicherheit wurden nothwendig; denn je mehr gewonnen wurde, desto mehr mußte verbürgt werden. Daher schien den Kurzsichtigen, welche über die Gewalt der Umstände, durch ohnmächtiges Vorhalten von einigen glänzenden Ideen, Herr zu werden hofften, die ganze Thätigkeit der französischen Diktatur nur auf unbegränzte Eroberung berechnet; sie sahen nichts als den Ehrgeiz eines Einzelnen, und eine Individualität, neben welcher keine andere,

wie sie der gewöhnliche Wurf der Natur gibt, bestehen könne. Das Interesse der Völker, meinten sie, sey vergessen werden; sie sprachen sogar davon, daß die Moral in Gefahr stehe, von der Erde verbannt zu werden, — als ob diese etwas wäre, das ein einzelner Mensch willkührlich von der menschlichen Natur absondern könne. Die Unglücklichen! Sie haben ihren Irrthum hart gebüßt, und noch hat die Büßung nicht ihren höchsten Grad erreicht. — Nur den Gewinn können sie noch haben, daß es ihnen jezt klarer wird vor den früher geblendeten Augen. Wirklich scheint ihnen manches deutlich geworden zu seyn. Sie fangen an, zu bemerken, daß allen Anstalten der diktatorischen Macht, ihren verschiedenartigsten Entwürfen, die nur dem persönlichen Ehrgeiz zugeschrieben wurden, ein weiteingreifender Zusammenhang mit allem, was die Zeit Großartiges, was sie zur Beförderung der Kultur, und was sie den Aufschwung zu einem geistvollern Leben Begünstigendes erzeugt hatte, zum Grunde gelegen habe. Dieser Zusammenhang war es, welcher, mehr oder weniger deutlich empfunden, die Welt in Staunen gesezt und unterworfen hatte; denn die Welt war zu aufgeklärt und zu mächtig, als daß sie nur ein Gaukelspiel bewundert und vor demselben sich gebeugt haben sollte. — Die den Sieger beschimpfen, schlagen sich selbst ins Angesicht.

Eine große Lehre gieng aus jener Zeit hervor. In einem erschütternden Beyspiele ward bewiesen, daß wenn ein großer Charakter sich an die Spize der neuen Interessen stellte, er fast allmächtig werden konnte. War dieses Beyspiel gefährlich, so führte es auch seinen Trost mit sich, für diejenigen nämlich, welche die Nachahmung des Beispiels fürchteten; sie konnten sich sagen: daß solche Charaktere selten sind.

Doch nicht die Virtuosität allein, womit die Macht gehandhabt wurde, machte sie unwiderstehlich: sie wurde es durch die Stütze, die sie in dem raschen Wachsthum der neuen Interessen, und in der Ueberzeugung aller civilisirten Völker fand, daß auch sie neue Interessen gewonnen hätten, zu deren Sicherung neue Anstalten unentbehrlich geworden wären.

Die Fortschritte der Kultur waren überall sichtbar. Sie hatte die Kräfte der mittleren Stände und selbst des gemeinen Volkes, im Vergleich mit der Vergangenheit, ins Unendliche vervielfältiget und erhöht; sie hatte den ganzen materiellen, wie den geistig-moralischen Zustand der Gesellschaft in ein anderes Wesen verwandelt. Es kam nur darauf an, diesem Zustande Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu sichern. — Im ganzen civilisirten Europa wurde dieß gefühlt; überall zeigten sich die Völker — wann nicht mündig in den Augen der Philosophen, doch der Vormundschaft der Unmündigen entwachsen.

Wenn gleich in Frankreich, zum Schutz der neuen Interessen, nur die Willkühr oder besser der Genius eines Einzelnen ohne Widerspruch zu herrschen schien; so trat doch diese Willkühr, — eben weil sie von dem Genius ausgieng, — im Gefolge und in der Umgebung solcher Kräfte auf, welche in der innigsten Verbindung mit dem Aufschwung des Geistes der Völker standen; — ein Aufschwung, den selbst die Zügel einer Censur, die den Aberglauben, die Anarchie und die Kasten-Intriken zähmte, auffallend befördern mußte. Das Interesse der Wissenschaften war nicht gefährdet, wie große unsterbliche Werke beweisen; und kein Obscurantismus durfte das Licht verfolgen.

So waren Konsequenz, Zusammenhang, Virtuosität, Erweckung der Kräfte, und National-Interesse, die Bestand-

theile einer unwiderstehlich scheinenden Macht: — während die Lockungen eines augenblicklichen, einseitigen Vortheils, oder die Drohung eines vorübergehenden Uebels, während Unversöhnlichkeit, Stillstand, Hemmung, die Kräfte der Trägheit, des Herkommens, und die Scheu vor der eigenen Wiedergeburt die Gegner in dem Kreise dunkler Bestrebungen festzuhalten und abzumühen schienen —, ohne direkten Gewinn für die bürgerliche Gesellschaft.

In dem Zustande, der durch solche Stellung der gegenseitigen Kräfte herbeigeführt wurde, entwickelte sich (aus der Spannung und aus dem Uebergange in ein durchaus neues Zeitalter) ein Heer von Leiden, ein fast allgemeines Gefühl von Unzufriedenheit, das um so aufreizender wirkte, als von den aufrichtigen oder verstellten Volksfreunden die unvermeidlichen Leiden als die Folge, ja wohl gar als die Absicht, der finstersten Tyrannei dargestellt wurden. Es wäre so leicht gewesen, verkündeten sie, die neu concentrirten Kräfte so zu gebrauchen, wie Gerechtigkeit, Mäßigung und das Wohl der Gesellschaft es forderten; der Tyrann habe seine Aufgabe verkannt; sie hätten es besser gemacht, und ohne ihn würde Europa ein Paradies der Freiheit werden.

Das Unglück der französischen Armee gab der genährten und gepflegten Unzufriedenheit eine offene und bestimmte Richtung. Die Hoffnung, von schweren Leiden erlöst zu werden, leitete zum Entschluß, die Befreiung zu erkämpfen. Haß gegen Tyrannei ward für die neugeschaffenen Heere. Das Feldgeschrei der Freiheit ertönte von der Beresina bis an den Rhein. Alle Mittel, welche den Volks-Enthusiasmus erzeugen und ermächtigen konnten, wurden in Wirksamkeit gesetzt. Selbst Uebertreibung, selbst demagogische Künste wurden geduldet und aufgemuntert. — — Es war, beiläufig bemerkt, wohl begreiflich, daß man die Revolutionen durch ihre eigenen Waffen zu bekämpfen

ſuchte; ob es aber klug war, wird erſt das nächſte Jahrzehend ausweiſen. Die Gegenwart iſt immer nur ein Proviſorium der Zukunft, und Solon meinte, Niemand ſey vor dem Ende glücklich zu preiſen. Schon jezt glauben Viele, es ſey gefährlich und darum unpolitiſch geweſen, den Völkern Grundſäze der Freyheit und Anſichten über Verträge bekannt zu machen, die ihnen ſtets ein Geheimniß bleiben müſſen, wenn ſie in dem alten Gleiſe des Herkommens erhalten, und verhindert werden ſollen, ihre unveräußerlichen Rechte für ehrwürdiger als die Willkühr zu halten. Welcher Meinung man übrigens auch zugethan iſt, ſo wird man immer eine Maasregel tadeln müßen, die dem Intereſſe derer, die ſie ergriffen, entgegengeſezt iſt. Bringt ſie gleich im erſten Augenblicke einigen Vortheil, es kann dennoch nicht fehlen, daß ſie im Verfolg die Spize gegen den Unvorſichtigen richtet, der, ſeinem Syſtem untreu, ſich unter feindlichen Schuz flüchtet, und ſich für einen Anhänger des entgegengeſezten Syſtems ausgiebt. Die Erfahrung der lezten Jahre beſtätigt dieſe Bemerkung: treuer als die Freude über dieſe Befreyung iſt den Völkern die Erinnerung geblieben, daß die Ausſicht auf ein würdiges öffentliches Leben ihnen eröffnet wurde, und daß ihre neuen Intereſſen ſichere Bürgſchaft ſich verſprechen durften. Dieſe Erinnerung wirkt nun wie ein Stachel in der Bruſt und erzeugt neue Unzufriedenheit, bringt Störung des innern Friedens ins bürgerliche Leben; dagegen dort, wo die Hoffnung auch nur anſcheinend in Erfüllung gieng, die Völker zu verjüngter Energie ſich geſtärkt fühlen, und eine Verſchmelzung aller Parteyen im gemeinſchaftlichen Intereſſe möglich gemacht wurde.

In dem lezten Kriege gegen Napoleon ward das Centrum der Macht geſprengt, die auf die neuen Intereſſen ſich ſtüzte; allein die Intereſſen ſelbſt wurden nicht ausgerot-

tet und konnten nicht ausgerottet werden. Sie sind in Verhältnisse gegründet, die in der Natur der Dinge liegen; sie sind zwar zerstreut über die civilisirte Erde, aber haben ihren Vereinigungspunkt im Geiste des Zeitalters, der, wie alle Geister, mit materiellen Waffen nicht angegriffen werden kann. Der Geist — was würde es helfen, eine Wahrheit zu verbergen, die wenn sie erkannt wird, dadurch zugleich unschädlich wird? — der Geist unterwirft sich nur dem höhern Geiste. Wo die Geister in Aufruhr, da kann sie nichts als die höhere Intelligenz bändigen; ihr Gegentheil befördert den Sieg derer, die mit ungleichen Waffen angegriffen werden.

Die Zerstreuung der neuen Interessen macht sie nicht weniger beachtenswerth: denn es hängt überall nur von dem Willen und der Einsicht der Schwächern ab, sich mit ihnen zu verbinden und dadurch die Stärkeren zu werden. Das gegebene Beispiel ist aus der Geschichte nicht zu vertilgen, und man darf so wenig erwarten, daß die Menschen aus Anhängigkeit an das Alte ihren Vortheil verkennen werden, als man erwarten wird, daß die Krieger auf Erfindung des Geschützes verzichten und sich wieder mit der Rüstung der alten Ritter begnügen werden. Es ließen sich daher noch viele innere Kämpfe im civilisirten Europa voraussehen, wenn man nicht hoffen durfte, es werde die Weisheit der Regierungen ihnen dadurch zuvorkommen, daß das Bedürfniß der Zeit erkannt und ihm abgeholfen werde. Erst wenn dieß allgemein geschieht, wird in Europa wahrhaft das Gleichgewicht, das ist ein wahrer innerer, dauerhafter Friede hergestellt seyn. Im entgegengesezten Fall könnte ein Staat, der sich auf die neuen Interessen stüzt und die neuen Institutionen zu Hülfe ruft, dadurch eine so verhältnißmäßig größere Macht erhalten, als wäre sein Boden und seine Bevölkerung um das Dreyfache vermehrt worden. Dieser Staat würde

dann ein unfehlbares Uebergewicht über die andern, und um so wahrscheinlicher erlangen, als alle denkenden, sich ihrer Würde und ihrer Rechte bewußten Männer, welche in Ländern wohnen, die hinter dem Aufschwung der Zeit zurückbleiben, den Sieg der Civilisation über die Erbschaft roher Zeiten als kein Unglück fürchten, sondern vielmehr, wenigstens mit ihren Wünschen, begünstigen dürften. — Der ist wahrlich kein Feind der alten Regierungen, der sie auf diese Möglichkeit aufmerksam macht; ihre Feinde werden davon schweigen, und sich freuen, wenn jene Regierungen ihre Kräfte bey vergeblichen Kämpfen gegen die politische Reformation verschwenden. Die ächten, besonnenen, vorausseh enden Freunde werden dagegen rathen, sich an die Spitze der Reformation zu stellen, weil dadurch allein die Dauer des eigenen Sieges gesichert und die Gränze bestimmt werden kann, wo die Veränderungen stille stehen sollen. Beobachtet man mit Aufmerksamkeit den Gang, den die Ereignisse bisher genommen; erwägt man die Unmöglichkeit, den gerechten Ansprüchen auf friedlichem Wege Anerkennung zu verschaffen; erinnert man sich an den Widerstand, welcher dem Zwecke der repräsentativen Verfassung *) so vielfach entgegengesezt wurde: so wird man die Anschuldigungen gegen die Zeit zu würdigen wissen, und es vielmehr bedauernswürdig als strafbar finden, wenn irgendwo die Völker ertrotzen mußten, was ihnen nicht hätte verweigert werden sollen.

Es ist wahr, der historische Ursprung des neu aufgeregten Lebens ist in England, Amerika und Frankreich von der Empörung der Völker gegen die bisherige Ordnung

*) Wir bitten, den Zweck der repräsentativen Verfassung nicht mit dem zu verwechseln, was hier und da für repräsentative Verfassung ausgegeben wird. Auch entscheiden wir noch nicht, ob das Mittel unter allen Umständen zum Zwecke führen kann.

begleitet gewesen. Eine zeitgemäße Verfassung konnte dort nicht ohne Bürgerkriege eingeführt werden. Es scheint sonach, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn das Verlangen nach Verfassung überhaupt nur für eine Frucht der Empörung angesehen wird, und daher das Mißtrauen und die Anfeindung von Seiten aller bestehenden Regierungen gegen sich aufregt. Allein wo von so wichtigen Angelegenheiten die Rede ist, sollte man die Dinge genau unterscheiden. Das Zusammentreffen zweier Thatsachen beweist noch keinen innern Zusammenhang derselben. Bey dem Zusammenhange selbst darf Ursache und Wirkung nicht verwechselt, es darf nicht eine für die andere gesezt werden. Als die Spanier in Amerika das Christenthum einführen wollten, zerstörten sie die originelle Kultur jener Länder und ihre Denkmäler; ja, sie vernichteten die Völker selbst und pflanzten das Kreuz als Siegeszeichen auf einen Boden, den der Blutdurst in ein Grab unschuldiger Völker verwandelt hatte. Gebot deswegen das Christenthum solche Grausamkeiten? Und kann, weil etwa die christliche Kultur jene der Amerikaner übertraf, aus dem Beyspiel der Spanier gefolgert werden, daß jede höhere Kultur nicht anders eingeführt werden kann, als wenn man Generationen hinwürgt? — Die Geschichte liefert Beispiele, daß die Civilisation auch ohne fortgesezten Mord der Völker befördert werden könne. Waren doch die Araber, welche Spanien eroberten, menschlich, und fanden ihren Vortheil dabey, die überwundenen Völker zu schonen! Nie war Spanien volkreicher, nie blühten dort Künste und Gewerbe schöner, als während der Herrschaft der Mauren.

Eine neue Ordnung kann beginnen, ein verbesserter Zustand der bürgerlichen Gesellschaft kann erreicht werden; ohne daß dabey Empörungen als nothwendig vorausgesetzt werden müßten. Auf die Reformation, die Luther bewirkte, folgten auch blutige Religionskriege; gleichwohl

wurde die Reformation in manchen Ländern ohne Blutvergießen eingeführt. Ganz neuerlich sind die Bewohner der Südsee-Inseln zu Christen bekehrt worden, ohne daß sie, so viel man weiß, mit dem Schwerte zur Taufe getrieben werden mußten. — So wurde zwar eine dem neueren Zustande der Nationen entsprechende Verfassung, in Britannien, Amerika und Frankreich theuer mit Blut erkauft; in Deutschland aber bemühten sich wohlwollende Fürsten, so viel es ihnen möglich war, ihren Völkern die Theilnahme an einem verbesserten gesellschaftlichen Zustande zu sichern, ohne daß eine Spur von Empörung vorausging; die Verbesserung zeigte sich vielmehr von dem Jubel dankbarer Menschen, von befestigter Unterwerfung, von größerer Ordnung im Staate und von verstärkter Macht der Regierungen begleitet. Dieß erhabene, zum erstenmale gegebene Beyspiel sichert den Ruhm der gegenwärtigen Deutschen in der Geschichte. Diesem Beispiel nicht überall gefolgt zu seyn, dürfte einst bereuet werden. Es ist nicht nothwendig, daß die Verfassung nur eine Frucht der Empörung sey. Es war letztere überall nur eine Wirkung des Widerstandes, den die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes bei einem Theile der Machthaber, bey einer gerade herrschenden Partey fand.

Wer mit Unbefangenheit die Geschichte der Stuarte, der Befreiung von Amerika und der französischen Revolution studirt, wird nicht lange in Zweifel seyn, ob die Ansprüche der Völker durch ein anderes Mittel, als durch Abtreibung unterdrückender Gewalt durchgesetzt werden konnten.

Wir entschuldigen durch diese Bemerkung so wenig die Empörung, als wir den Mord vertheidigen würden, falls wir in einer Geschichte die Unvermeidlichkeit einer Schlacht,

wo doch viel gemordet wird, nachgewiesen hätten. Vielmehr wünschen wir den Grund der Empörung zu zerstören, indem wir darauf aufmerksam machen, wodurch sie allein unmöglich gemacht werden könne. War das, was die Völker forderten, gerecht, war es dem wohlverstandenen Interesse einer gutorganisirten Regierung förderlich? Dieß ist die Frage, auf deren Entscheidung es hier ankommt. Als die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sich noch im Zustande patriarchalischer Einfalt befanden, als die Menschen sich fast nur in Herren und Knechte theilten, genügte ihnen ein einfaches Regiment, wie bei allen barbarischen und halb barbarischen Völkern noch gegenwärtig in Asien und Australien. Die Asiaten, die sich's gefallen ließen, aus der Kultur in die Barbarey zurückgetrieben zu werden, kennen nichts höheres, als den Despotismus. Bei den Malaiischen Völkern aber, die sich im Uebergange zur Kultur, also im Fortschreiten, befinden, wird eine Feudalverfassung angetroffen, die eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Feudal-Regiment der germanischen Eroberer hat. Wir wollen diesen interessanten Völkern wünschen, daß ein günstiges Schicksal über sie wachen möge; damit es Niemanden bei ihnen einfalle, die Uebergangsperiode versteinern zu wollen.

Der verschiedene Grad der Freiheit, der in der Geschichte und Länderkunde bey den Völkern der Erde zu bemerken ist, muß irgendwo seinen Grund haben. Auch kann es nicht zufällig seyn, daß alle europäische Völker in den verschiedenen Zeiten ihren verschiedenen politischen Zustand, ihre der Zeit gemäße Verfassung hatten. Eine unläugbare Wahrheit ist es, daß die Verfassung der Staaten sich, nach dem Grade der Civilisation der Völker, mit der Zeit verändert. Es ist unmöglich, die heutigen Franzosen nach Principien zu behandeln, die unter Ludwig dem Heiligen, oder später unter Lud-

wig XIV. unbestritten waren. Nicht weniger würden die Deutschen gegenwärtig unleidlich finden, was ihnen unter Karl V. als ein ehrwürdiges Recht erschien. Dieß sollten diejenigen bedenken, welche die Volksrechte nur auf historische Fundamente zurückführen wollen. Nicht weniger als der einzelne Mensch haben die Nationen ihre Jahre der Kindheit, des Alters, der Reife, des Stillstandes und der Abnahme. Geht ein Volk seiner Männlichkeit entgegen, so kann der frühere Zustand ihm so wenig zur Regel dienen, als dem Manne die Gängelbänder des Kindes anpassen mögen. Darum ist es eine sinnlose Behauptung, wenn man dem gegenwärtigen Geschlecht zum Vorwurf macht, es wolle weiser als seine Ahnen seyn, es wolle die bisherige Erfahrung Lügen strafen. Es wäre in der That schlimm, wenn wir nicht weiser wären, als die alten germanischen Barbaren und ihre nächsten Nachfolger.

Schwer ist es auch nicht, einzusehen, es reiche, für unsere Bedürfnisse, die einfache Sorge der Altvordern nicht mehr hin. Und was wäre die Erfahrung, wenn sie das Menschengeschlecht zu einem ewigen Stillstand verurtheilte? Es ist gerade in der Natur der Erfahrung, daß sie mit der Zeit ihr Gebiet erweitert. Europäer wollen und sollen keine Chinesen seyn. Begnügt sich in irgend einem Winkel von Europa ein Volk mit solcher chinesischen Weisheit: so wäre zum wenigsten lächerlich, wenn man dieses Volk den andern zum unabweichlichen Muster aufstellen wollte. Wie die Menschen aller Parteyen gern reicher werden wollen, so kann keine Partey ohne Ungerechtigkeit der andern verbieten, immer weiser und besonnener zu werden, und ihre geistigen Schätze zu vermehren. Der Obscurantismus ist die heilloseste Anmaßung, und muß vor Gott und der Vernunft hors la loi erklärt werden. Denn was das Gesetz und die Propheten lehren, will er gerade vernichten: er will die Menschheit zum Stillstand,

zur Brutalität verdammen. Daß jedes Volk in Bildung des Geistes vorwärts schreiten soll, daß die Beförderung dieser Bildung Zweck aller Staatsanstalten sey, ist schlechthin wahr und gewiß, und bedarf so wenig eines Beweises, daß derjenige, der einen Beweis fordert, schon gegen das Grundgesetz jedes bürgerlichen Vereins sündigt, indem er bezweifelt, ob der Mensch eine höhere Bestimmung als das Vieh habe. Der Biber baut wie er vor Jahrtausenden gebaut; aber die Menschheit hat nach allen Seiten hin ihr Gebiet erweitert, in den Wissenschaften, in dem bürgerlichen Verein; sie ist auch in den Künsten weiter gekommen, welche lehren, wie sie, in diesem erweiterten Gebiet, sich nach Gesetz und Ordnung bewegen könne. Alle Staatsanstalten können keine andere Absicht haben, als die gesammten Kräfte eines Landes und seiner Bewohner auf eine solche Art organisch zu verbinden, daß sie sich wechselseitig zum Wohl des Ganzen unterstützen; daß keine Kraft zerstörend, sondern daß alle belebend und vermehrend auf einander einwirken. Die Summe der Kräfte in einem Staate konstituirt dessen Größe und Stärke. Zerstört der Staat Kräfte in sich selbst, so schwächt er sich; läßt er auch nur gewisse Kräfte unbenützt, so ist er weniger stark, als er seyn könnte. Diejenigen Anstalten, welche für eine kleine Summe von Kräften hinreichten, werden unzulänglich, sobald neue Kräfte erwachen, oder die älteren an Energie gewinnen.

Auch dadurch kann eine Veränderung der Staatsanstalten nothwendig werden, daß einige Kräfte an früherer Stärke verlieren, wo dann der Ausfall durch andere ersetzt werden muß. So lange die römischen Senatoren die Besten und Weisesten im Staate waren, konnten sie allein ihn regieren; als die Bildung im Volke sich verbreitete, ohne daß Geist und Tugenden der Senatoren im gleichen Grade voranschritten — da wurde es nothwen-

tig, durch die Tribunal-Gewalt der Regierung zu Hülfe zu kommen.

Vergleichen wir den gegenwärtigen Zustand des civilisirten Europa mit den frühern Jahrhunderten, so springt in die Augen, daß die Summe und intensive Stärke der Kräfte der Völker durchaus von derjenigen verschieden ist, die zur Zeit bemerkt wurde, als das Feudal-Regiment zur Sicherheit und zum Wohl der Staaten hinreichend war.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem neu aufgeregten Leben der heutigen Völker, bei den Ursachen und Resultaten, die in den innern Staatsorganismus nothwendig eingreifen mußten.

Durch Ausdehnung der Schiffahrt sind alle Völker der Erde in Verbindung getreten; die Früchte aller Zonen, die Erzeugnisse ihrer Gewerbe werden gegen einander ausgetauscht. Ein unermeßlicher Welthandel ruft alle Nationen zur Theilnahme auf, und kann — ohne diese Theilnahme — nicht bestehen. Nicht blos die Küstenbewohner empfinden das Gedeihen oder die Stockung dieses Handels; die Bewohner der Binnenländer, der Thäler in den vom Meere entfernten Gebirgen leiden, sobald der Handel zwischen der alten und neuen Welt gehemmt wird. Der Weber in den Sudeten, der Eigenthümer der Glashütten in Böhmen verarmt, wenn er seine Leinwand nicht nach Amerika, seine Glaswaaren nicht nach Spanien für den Kolonialbedarf absetzen kann. Durch den Welthandel sind alle Gewerbe gesteigert, ist die Industrie zu einer bisher unerhörten Ausdehnung erhoben worden. Nicht weniger hat der Ackerbau dabey gewonnen, sowohl durch Erhöhung der Frucht-Preise, als dadurch, daß die früher unbebauten Strecken immer mehr bearbeitet werden. Allerdings wurden auch die Bedürfnisse der Menschen durch Ausbreitung des Handels vermehrt. Aber dieß ist kein Unglück, vielmehr die Bedingung der Kultur; denn das un-

terscheidet den gebildeten freyen Bürger vom rohen Sklaven, daß jener nicht wie dieser in brutaler Genügsamkeit leben will. Kann er durch Arbeit die Mittel der Befriedigung gewinnen, und ist sein Erwerb durch die Gesetze gegen Raub geschützt; so wird er bald mit den größern Bedürfnissen sich zugleich zu einem höhern Grade der Civilisation geleitet fühlen. Mit der größern Regsamkeit des Verkehrs unter den Völkern, erwacht ihr Erfindungsgeist. Für den gesteigerten Bedarf suchen sie durch immer neue Mittel zu sorgen. Kenntnisse vervielfältigen sich. Die Bekanntschaft mit fremden Nationen bringt neue Ideen in Umlauf. Die Wissenschaften finden ein größeres Feld zu bearbeiten; die Künste schnellern Lohn und vielseitigere Aufmunterung. Man betrachte den Zustand der Wissenschaften seit Entdeckung von Amerika, und man wird über den Umfang des neuen geistigen Gebiets der Menschheit in gerechtes Erstaunen gesetzt werden.

Die einmal durch den Handel angeknüpfte Verbindung der Völker ist durch glückliche Erfindungen bis ins Unendliche vervielfältigt worden. Unberechenbarer Vorschub ward ihr geleistet durch die Verbesserung der Posten, durch die Erfindung der Druckerpresse, durch so vielfältige Maschinen, welche auf leichte Erzeugung der Fabrikate Einfluß hatten. Kein Nutzen-bringendes Geheimniß konnte lange verborgen bleiben; das Leben der Künste war öffentlich geworden und fand in dieser Oeffentlichkeit selbst Nahrung für den wachsenden Reichthum der Welt.

Wer möchte glauben, daß für diese neue Gestalt der Welt, wo Alles Leben und Bewegung, Freiheit und Oeffentlichkeit, Geist und Schwung ist, die alten Bande ausreichen könnten, welche die Menschen an die Scholle fesselten? Wer möchte die Staatsanstalten finsterer Jahrhunderte, die Ausgeburten einsamer Gewalt, der Angst und

der Noth, für Mittel erkennen, alle Bedürfnisse eines erleuchteten, vielseitig gebildeten, für die Zwecke der Gesellschaft gereiften Zeitalters zu befriedigen? Die Erweiterung des Handels, der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften haben die Kräfte der Menschen bis ins Unglaubliche vervielfältigt.

Die Sicherheit aber, welche das Bestehen, das Gedeihen und die Ausdehnung dieser Kräfte fordern, ist dasjenige, was man die neuen Interessen nennen kann; sie umfassen Alles, was mit dem Wohlstand, der Bildung und der Macht der Staaten auf das Innigste zusammenhängt. Die neuen Interessen wollen keine Zerstörung des Eigenthums; sie fordern Erweiterung desselben. Keine Verletzung der Rechte, ihre Befestigung ist der Zweck. Die Menschen und ihre Interessen sollen den wechselnden Launen der Willkühr entzogen und unter unwandelbare Herrschaft der Gesetze gestellt werden. Die neuen Interessen verlangen, daß das allgemeine Wohl, bei allen Anstalten der Gesammtheit, eine höhere Berücksichtigung erhalte, als das Behagen der Individuen ihm zugestehen möchte. Die neuen Interessen können mit Recht die allgemeinen genannt werden; denn ihre Begünstigung wird ohne Ausnahme Jedem zu Gute kommen, und Jeder wird sie für die seinigen erkennen, sobald er bedenkt, daß aller Ertrag von Besitz dort nothwendig größer wird, wo lebhafter Verkehr die Nachfrage vermehrt. Es ist daher ein Irrthum, wenn z. B. der Land-Edelmann glaubt, er werde ärmer, falls die andern Stände reicher werden. Nur das ist wahr, daß auch er, in dem aufgeregten Leben, gebildeter und thätiger seyn muß, weil ohne Geschick und Fleiß er zurückbleiben würde. Aber niemand wird fordern, daß durch die Staatsanstalten Unwissenheit und Trägheit begünstigt, und der Lohn dem Talente und der Thätigkeit erschwert werden solle.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Gedeihen der neuen, d. i. der allgemeinen Interessen befördert wird, wenn der Staat allen seinen Bürgern den möglichsten Grad von Selbstständigkeit zugesteht, daß Handel und Gewerbe nur durch bürgerliche Freiheit zum blühenden Zustand erhoben werden können. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Sicherheit des Eigenthums und der Personen die nothwendige Bedingung des allgemeinen Wohlstandes ist, und daß diese Sicherheit nicht möglich sey, wo nicht die Gleichheit vor dem Gesetz Jeden in den Schranken der Ordnung erhält. Nicht minder ist es offenbar geworden, daß bei den vervielfältigten verwickelten Verhältnissen des gegenwärtigen bürgerlichen Lebens, eine Regierung mit dem besten Willen die allgemeinen Bedürfnisse nicht kennen kann, wenn sie sich nicht mit allen Klassen der Bürger in geordnete Verbindung sezt, sie selbst oder ihre Vertreter anhört, und mit Hülfe ihrer Einsicht, ihres Raths und ihrer Zustimmung den Gesetzen Grund, Kraft und willigen Gehorsam sichert. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß zur Sicherung des Gehorsams gegen die Gesetze, und zur Verminderung der Ungerechtigkeit, wodurch die Würde und das Ansehen der Regierungen gefährdet werden, nichts zweimäßiger sey, als wenn die Untersuchungen wegen Uebertretung der Gesetze öffentlich geführt werden, und die mögliche Parteylichkeit der Richter in der ungehinderten Aufmerksamkeit der Bürger eine Kontrolle findet. Auf gleiche Weise hat sich die Oeffentlichkeit auch in der Untersuchung über Staatsangelegenheiten als nüzlich erwiesen, sowohl weil dadurch jede einseitige Meinung leicht ihre Berichtigung findet, als auch weil die Geister in Spannung und Thätigkeit gesetzt werden, und die Regierungen nicht minder als die Gesammtheit der Bürger, fortwährend mit dem Zustande des Landes und mit seinen Bedürfnissen bekannt bleiben, wodurch

die so wohlthätige Theilnahme am öffentlichen Leben wach erhalten wird.

Diese Erfahrungen können die Freunde der repräsentativen Verfassung allerdings für sich anführen; diese Erfahrungen sind es, welche den Wunsch der Völker für Einführung dieser Regierungsform erklären und rechtfertigen. In der That geht der Zweck des repräsentativen Gouvernements dahin, daß die bürgerliche Freiheit und die Gleichheit vor dem Gesetz als das Grundprinzip der allgemeinen Wohlfahrt anerkannt werde. Kein Staatsbürger soll der Willkühr der Personen, er soll nur dem Gesetz unterworfen seyn. Dem Gesetz und seinen Wirkungen soll sich keiner entziehen. Mit Ausnahme des Staats-Oberhauptes, das, als Repräsentanten der Heiligkeit des Gesetzes — zu Folge der Idee von demselben — nie Unrecht haben kann, soll jeder Staatsbürger verantwortlich seyn. Das Gesetz soll keine Emanation der Willkühr, sondern das Resultat einer freyen Berathung der Regierung mit den freygewählten Abgeordneten des Volks seyn. Da auch die Besteuerung Gegenstand der Gesetzgebung ist, so soll keine Auflage dem Volke ohne Bewilligung seiner Abgeordneten aufgebürdet werden. — Die Justiz soll öffentlich verwaltet werden, um der Parteylichkeit der Richter entgegen zu wirken. Die Richter sollen nach dem Gesetze, nicht nach besondern Spezial-Befehlen sprechen. Das Mittel der öffentlichen Mittheilung der Gedanken, die Presse, soll frey und für den Gebrauch derselben jeder Bürger nur nach den Gesetzen verantwortlich seyn; da jedoch die öffentliche Moral, die Ruhe der Bürger, und die Sicherheit des Staates, unter dem Schutz der Gesetze stehen, soll die Presse so wenig als irgend ein anderes Mittel zur Verletzung der Sitten, der Ruhe und Sicherheit gemißbraucht werden. Ueber diese Verletzungen sollen die ordentlichen Gerichte zu entscheiden haben.

Gegen diese Zwecke und Ansprüche der Repräsentativ-Regierung läßt sich in der That nichts Vernünftiges einwenden. Indessen ist häufig, selbst von ihren Vertheidigern, übersehen worden: 1) daß die Repräsentativ-Regierung nur ein Mittel, nicht aber der Zweck selbst sey, und 2) daß, wenn dieß Mittel zum Zweck führen soll, es gewisse Bedingungen voraussezt, die früher erfüllt seyn müssen, ehe das Mittel sich als wirksam ausweisen könne.

Wir erklären uns näher.

Die Repräsentativ-Regierung soll etwas leisten, das durch die Feudalregierung nicht erreicht werden kann. Es ist aber nicht genug, daß Männer von der Tribüne schöne Reden halten; die Regierung soll die Kräfte des Landes in Bewegung setzen zum Vortheil der allgemeinen Interessen. Diese Nationalbewegung ist durch das bloße Daseyn einer Deputirten-Kammer noch nicht gesichert. Die Kammer ist nur ein Mittel. Nun kann aber jedes Mittel gemißbraucht werden, um entgegengesezte Zwecke zu erreichen. Alle äußern Formen dieser Regierung können beobachtet und gleichwohl die Kräfte des Staates, nicht zum Schutz der allgemeinen Interessen, sondern gerade zum Vortheil der Kasten-Interessen verwendet werden. Bey dieser, wie bey jeder andern Regierung, kann die Ausübung der Gewalten nur einer, im Verhältniß zur Masse der Nation, kleinen Anzahl Menschen anvertraut werden; sind diese Menschen, aus irgend einer Ursache, Anhänger der Feudal-Interessen, so werden sie gerade das Gegentheil von dem thun, was durch die Repräsentativ-Regierung bewirkt werden soll.

Dieß leitet uns auf den zweiten Punkt, auf die Bedingungen, welche diese Regierung voraussezt, um ihren Zweck erreichen zu können.

In dem Repräsentativsystem unterscheidet man dreierley Gewalten: die gesetzgebende, die vollziehende und die

richterliche Gewalt. Leztere soll, der Idee nach, unabhängig seyn, und nicht nach dem Einfluß der vollziehenden Macht, sondern nur nach den bestehenden Gesetzen urtheilen. Die Gesetze gehen aus einer Uebereinkunft zwischen den gewählten und erblichen Repräsentanten und dem Staats-Oberhaupte hervor.

Soll nun, bey also getheilten Gewalten, der Staat in Gang kommen, und soll die Richtung dieses Ganges auf Beförderung der allgemeinen Interessen gerichtet seyn; so ist nothwendig, daß die getheilten Gewalten über das Grundprinzip des Staates, d. i. die Herrschaft der allgemeinen Interessen über Kasten-Interessen, einig seyn müssen; denn eine fortwährende Uneinigkeit, besonders eine Uneinigkeit in den Grundprinzipien, würde Anarchie herbeyführen, wenigstens die Regierung in vollkommene Stokkung bringen.

Ist irgend eine von den Gewalten entschlossen, den Kasten-Interessen ein Uebergewicht über die allgemeinen Interessen zu geben; so wird es darauf ankommen, welche die mächtigere ist. Beschüzt die Regierung die Kasten-Interessen, so ist vorauszusehen, daß sie, bey der ihr zu Gebote stehenden Gewalt, alles anwenden wird, die ganze Repräsentations-Anstalt in ein Werkzeug zur Befestigung der Kasten zu verwandeln; sie wird die Wahlen leiten und verfälschen, um Kastenmänner in die Kammer der Abgeordneten zu bringen; die Pairs, die sie erschaffen kann, werden ihr dabey zu Hülfe kommen; sie wird die Gerichte in Werkzeuge des Partey-hasses, zur Verfolgung der Patrioten, verwandeln. So werden dann die Debatten in der Deputirtenkammer zum Gaukelspiel und die Gerichte zum Unterdrückungsmittel. Die National-Interessen werden ohne Schuz seyn, weil keine wirkliche Gewalt sie gegen Angriffe vertheidiget. Alle Gesetze in einer solchen verfälschten Kammer werden zum Vortheil der Kasten-In-

tereſſen gemacht werden; von dem urſprünglichen Zweck der Repräſentativ-Regierung wird keine Rede ſeyn. — Setzen wir einen andern Fall. Es ſey die Regierung oder das Staats-Oberhaupt wohlwollend für die National-Intereſſen beſorgt, aber in der Kammer der Pairs und, aus was immer für Urſachen, auch in der Kammer der Abgeordneten, finde ſich eine große Majorität für die Ober-Herrſchaft der Kaſſen-Intereſſen: ſo wird abermal entweder eine Stockung der Regierung eintreten, oder das Staats-Oberhaupt genöthigt ſeyn, ſich der Majorität anzuſchließen und ſo ſelbſt ein Werkzeug für die Kaſten-Intereſſen zu werden. Denn die ihm zugeſtandene Auflöſung der Kammer iſt kein ſicheres Mittel; ſind die Kaſtenmänner einmal ſo mächtig geweſen, daß ſie die Majorität durch ihre Anhänger beſezten, ſo kann es ihnen auch ein zweites und drittesmal gelingen.

Die Repräſentativ-Regierung ſezt alſo Einigkeit der Gewalten in Abſicht auf das Grundprincip der neueren Staaten, d. i. die Oberherrſchaft der allgemeinen Intereſſen, voraus. Bei der Uneinigkeit der Gewalten geräth die Regierung entweder ins Stocken, oder ſie wird ein Werkzeug der Kaſten-Intereſſen, und dann iſt durch die neue Form nichts gewonnen.

Befragen wir die Geſchichte. Die Repräſentativ-Regierung zeigte ſich in England wirkſam und erfüllte ihren Zweck, als Wilhelm von Naſſau, die Pairs und das Haus der Gemeinden, durch gemeinſchaftliches Intereſſe gegen die Stuarts und ihre Anhänger in Einigkeit verbunden waren. Da konnte die Regierung ihren Gang gehen, und die allgemeinen Intereſſen beſchützen. Gegenwärtig iſt es anders in England: Die Repräſentation iſt nichts als ein Werkzeug der Oligarchie, deren Intereſſe das vorherrſchende iſt. Der Nation iſt nichts geblieben, als die Freiheit der Preſſe, welche Inſtitution, zur Zeit der Einigkeit der ver-

ſchiedenen Gewalten, im Volke wurzeln konnte, ſo daß es jezt gefährlich wäre, dieſe Freiheit der Nation zu rauben. Daß aber ſelbſt dieſe Freyheit wenig materiellen Nutzen bringe, dafür hat die Oligarchie geſorgt, indem ſie ſich kühn, wenn nicht frech, über die Stimme der öffentlichen Meinung hinwegſezt.

Kann nun in einem Lande, wo der Geiſt der repräſentativen Regierung wirklich mehrere Menſchenalter herrſchend war, die Nation dennoch wieder unter das Joch der Kaſten-Intereſſen zurückgeführt werden; wie läßt ſich erwarten, daß in einem Lande, wo, gleich bey der Einführung der Repräſentativ-Regierung, die vollziehende Gewalt den Händen der Kaſtenmänner anvertraut werden mußte, die allgemeinen Intereſſen irgend einen reellen, mächtigen Schutz finden werden?

Dieſer allerdings denkbare Fall offenbart eine neue Bedingung, ohne welche die Repräſentativ-Regierung durchaus unwirkſam iſt: Um der Nation irgend eine Bürgſchaft zu ſichern, muß dieſe Regierung eine lange Zeit in ihrem reinen Geiſte geherrſcht haben, bis gewiſſe Inſtitutionen gleichſam unvertilgbar geworden ſind. Es iſt alſo nothwendige Bedingung, daß die repräſentative Regierung bey ihrer Einführung keinen Feinden derſelben irgend eine der verſchiedenen Gewalten anvertraue. Es wäre, wenn nicht geradezu unſinnig, wenigſtens unnütz, wollte man die repräſentative Verfaſſung irgendwo einführen, wo die Feinde derſelben im Beſitz großer Gewalt ſind. Dieß würde zu den unnatürlichſten Verhältniſſen führen.

Hr. Guizot hat, in ſeiner Schrift: Ueber die Regierungs- und Oppoſitionsmittel ꝛc., von ſolchen Verhältniſſen geſprochen, und dabei über den Gegenſtand unſerer Unterſuchung eine Lehre vorgetragen, der wir nicht überall beiſtimmen können, die uns aber Gelegenheit giebt unſere Gedanken näher auseinander zu ſetzen. Daher ſey es

gestattet einige Stellen aus der Guizot'schen Schrift anzuführen und mit unsern Bemerkungen zu begleiten.

In der Vorrede sagt Hr. Guizot: „Frankreich ist ru„hig, die Regierungsgewalt wird ohne Hinderniß ausge„übt; doch ist Frankreich ohne Vertrauen und die Re„gierung ohne Stärke. Diese doppelte Thatsache fällt „allen denkenden Männern auf; sie verdient näher unter„sucht zu werden.

„Der Zweck und das Gesetz jeder Regierung, in ih„rem eigenen Interesse wie in dem der Völker, besteht „darin, daß die Sicherheit der Gegenwart die Sicherheit „der Zukunft vorbereite und verbürge.

„Es handelt sich in Frankreich darum: den ligitimen „Thron zu erhalten, und die verfassungsmäßige Ordnung „zu begründen. Kann dieß nun durch die Grundsätze, durch „die Verfahrungsweise und mit Hülfe des alten Regiments „geschehen; oder ist, zur Erreichung dieses Zwecks, ein „Bund mit dem neuen Frankreich und mit dessen Grund„sätzen nothwendig?" —

Der legitime Thron und die verfassungsmäßige Ordnung, d. i. die repräsentative Regierung, sind beyde Mittel zur Erreichung des Staatszweckes über welchen lezteren man vor Allem im Reinen seyn muß, wenn man nach wissentlichen Prinzipien die Lage eines Staats und das System einer Regierung beurtheilen will. Daß die Legitimisten Zweck und Mittel mit einander verwechseln, kann leicht nachgewiesen werden. Ob Hr. Guizot nicht in denselben Fehler verfällt; ob er wenigstens nicht das, was erst das Resultat der Zeit seyn kann, gleich im Beginnen fordert; ob er sonach nicht mit dem Ende anfangen will; darüber zu urtheilen, werden wir bald Gelegenheit finden.

„Zwey Dinge, heißt es im ersten Capitel, sind im ge„genwärtigen Augenblick gleich schwach, und fürchten auf „gleiche Weise ihre Zukunft: Diese Dinge sind die Re„gierungsgewalt und die Freiheit. — Woher „kommt dieses Uebel? Hat es keine andere Ursache, als „das ewige Problem aller menschlichen Gesellschaft, die „Schwierigkeit nämlich, Freyheit und Gewalt mit einan„der zu versöhnen und zu vereinen?"

Wir sehen, die politischen Doktrinäre setzen Freyheit und Gewalt einander entgegen, und finden dann natürlich Schwierigkeiten, sie zu verbinden. Die Freyheit im Staate aber, von welcher hier allein die Rede seyn kann, ist ganz etwas anders als die Freiheit des Willens (le libre arbitre), welche ein Gegenstand der Untersuchung in der Moralphilosophie ist. Diese betrachtet den Einzelnen als ein selbstständiges, für sich bestehendes Wesen. Der Mensch im Staate dagegen ist kein für sich abgeschlossenes Wesen, er ist das Glied eines Ganzen, und alle seine Verhältnisse müssen aus dem Wesen des Ganzen abgeleitet werden. Darum ist die Freyheit im Staate nicht die Möglichkeit zu thun, was man will, sondern die Möglichkeit solcher Handlungen der Einzelnen, wodurch der Zweck des Staates befördert wird. So ist die Freyheit im Staate bedingt.

Der Zweck des Staates ist die Civilisation der Menschheit, d. i. die Entwickelung und Ausbildung aller ihrer geistigen und moralischen Kräfte, zur gegenseitigen Unterstützung und Vergrößerung dieser Kräfte, damit eine mit sich einige geistig-moralische Gesellschaft zum vollständigen Leben gelange. Ein organischer Körper ist ein treffendes Bild des Staates. Wie im organischen Körper kein Glied um seiner selbst willen wirkt, sondern für das Ganze, und wie dieses alle Glieder erhält und ernährt, weil nur durch ungehinderte Funktion der Glieder

das Ganze besteht; wie die Functionen der Glieder sich nicht gleich sind, aber mit gleicher Sorgfalt von dem Ganzen unterstützt und befördert werden: so soll es auch im Staate seyn, in welchem sich alle Glieder als Mittel zum Zweck des Ganzen vereinen, und nur in sofern als Glieder anerkannt werden, als ihre Functionen zum Leben des Ganzen nothwendig sind. Dieses Leben ist die Entwickelung aller Kräfte; es ist der Zweck des Staates. Wo nun durch die Wirksamkeit der Einzelnen diese Entwickelung ungehindert befördert werden kann, da ist Freyheit im Staate; wo aber der Einzelne nach Willkühr die Entwickelung der Kräfte unterdrücken, wo er sie vielleicht tödten könnte, da wäre Sklaverey. Weil der Zweck des Staates geradezu die Entwickelung aller Kräfte ist, so ist der Staat nur da, wo diese Entwickelung möglich ist, d. i. wo Freiheit, in dem angegebenen Sinne, herrscht; wo dagegen Unterdrückung der geistigen und moralischen Kräfte möglich ist, wo also bloße physische Gewalt herrscht, da ist Tyranney, da ist kein Staat. Wird die Gewalt zur Beförderung des Zwecks des Staats angewendet, so bewirkt sie Freiheit, im Gegentheil Sklaverey. Die Staatsgewalt soll also immer einig mit der Freiheit seyn; wo eine Gewalt nicht auf diese Freiheit gerichtet ist, da gehört sie nicht dem Staate an, sondern ist rohe Naturkraft, die sich zu unterwerfen gerade die Aufgabe des Staates ist. Wir wünschen, daß der Leser diesen Grundbegriffen der gesammten Staatswissenschaft seine volle Aufmerksamkeit schenken möge.

Hr. Guizot fährt fort: „Zwei widersprechende Noth„wendigkeiten lasten auf uns; ihre gleichzeitige Anwesen„heit ist es, was das Vaterland mit Verwirrung erfüllt „und die besten Bürger irre leitet. — Als die Israeliten „unter Judas Macabeus nach Jerusalem zurückkehrten, „fanden sie die Mauern niedergerissen, die Häuser ver-

„brannt, alles zerstört und durcheinandergeworfen. Al-
„les mußte wieder von Neuem aufgebaut werden, und
„der Feind stand vor den Thoren. Man mußte in der-
„selben Zeit die Stadt bauen und vertheidigen;
„dabey hatte das Volk zugleich die Mühseligkeiten des
„Krieges und die des Friedens, indem es bald das
„Schwert, bald die Kelle ergreifen, bald zur Schlacht,
„bald zur Arbeit gehen mußte. — Dem ähnlich ist un-
„sere Aufgabe: wir müssen zu gleicher Zeit die konstitu-
„tionelle Ordnung gründen, und das alte Regiment zu-
„rücktreiben. Hier sitzt der Knoten unserer politischen
„Lage. — Die Revolution hat die Regierung der alten
„Verfassung gestürzt; die Revolution hat aber eine ihr ei-
„genthümliche, ihr nothwendige Regierung noch nicht zu
„Stande gebracht. Die wahre Regierung der Revolution
„wäre ein System von Institutionen und Einflüssen, wel-
„che, nach allen Stufen der gesellschaftlichen Ordnung, die
„verfassungmäßige Gleichheit und die gesetzmäßige Freyheit
„dadurch verbürgen, daß sie die allgemeinen Interessen über-
„all im Besitz der Staatsgewalt und zugleich in den Stand
„setzen, sich selbst gegen alle Arten von feindlichen Angriffen
„zu vertheidigen. Es ist klar, daß eine solche Regierung,
„eine solche regelmäßige und starke Regierung des neuen
„Frankreichs unter uns nicht existirt. Die Revolution lebt
„noch, so zu sagen, in freyer Luft; sie ist von allen Sei-
„ten offen, ohne Obdach und Schutzwehr; die Grundsätze,
„die sie ausgerufen hat, haben sich noch nicht zu prakti-
„schen Institutionen ausgebildet, nicht zu wirksamen Ge-
„setzen. Die Interessen, welche sie geschaffen hat, sind
„zerstreut und schlecht untereinander verbunden. Man
„werfe einen Blick auf jene Parthey, welche jetzt der Re-
„volution den Krieg erklärt hat; sieht man hier nicht Leute
„bürgerlichen Standes in großer Anzahl, Käufer der Na-
„tionalgüter, und überhaupt einen Haufen solcher Men-

„schen, deren Interesse und deren Gesinnung sie an eine „andere Sache, und keineswegs an die Contrerevolution „bindet. Woher diese Verwirrung? Woher diese Umkeh„rung aller natürlichen Verhältnisse? Daher, weil jenes „Frankreich, das die Revolution geschaffen hat, weder sei„nen Platz eingenommen, noch seine organische Einrich„tung erhalten hat. Noch herrschen Ungewißheit und „Unordnung in seinem Innern; Gutes und Schlechtes, „Wahres und Falsches, die Elemente der Ordnung und „die Saat der Anarchie sind durcheinander geworfen und „gähren fort nach den Launen des Zufalls. Endlich ge„währt das neue Frankreich den Interessen, die ihm von „Rechts wegen angehören, noch nicht die Vortheile einer „vollständigen, geregelten Ordnung der Dinge; daher gibt „es Franzosen, welche anderwärts, selbst mit Gefahr, die „Vortheile suchen, die das neue Frankreich ihnen nicht „verschafft.

„Frankreich hat seine Wahlen, seine Kammern, es „hat alle großen Federn, der politischen Maschine, wie sie „die Revolution verlangte. Es hat das von der Revolu„tion gebildete Verwaltungs- und Rechtssystem. Seine „Gesetzbücher, seine Institutionen des Details sind erhal„ten worden. Noch mehr, unter den Männern, welche „nah oder fern auf Leitung der öffentlichen Angelegenhei„ten einwirken, hat sicher die größte Anzahl an der Re„volution Theil genommen. Und dennoch stehen die „Grundsätze, die Verbindungen, die Sprache und das „ganze System der gegenwärtigen Verwaltung im Wi„derspruch mit den Bedürfnissen und den Wünschen des „von der Revolution geschaffenen Frankreichs; die ganze „Regierung, welche die Revolution uns gelassen hat, ist „von ihren Gegnern in Besitz genommen worden, und „wendet sich jetzt mit unglaublicher Leichtigkeit gegen die „Revolution.

„Unſtreitig kann die Revolution nicht ohne innere „Organiſation bleiben; nicht ohne ſichere Schutzwehr; „nicht jedem zugänglich, der ſie in Beſitz nehmen will. „Dieß iſt gleichwohl ihr gegenwärtiger Zuſtand. Ich „wiederhole alſo: nach fünf und zwanzig jährigen An„ſtrengungen hat die Revolution uns allerdings ihren „Sieg über das alte Regiment vermacht, nicht aber das„jenige regelmäßige Gouvernement gegeben, welches ſie „vollenden und verbürgen ſoll. Dieß Gouvernement muß „geſchaffen werden; ſo heißt die erſte und eingreifendſte „Nothwendigkeit.

„Im Jahr 1814 erhielt Frankreich durch die Charte „die allgemeinen Formen und die oberen Gewalten. Zu „gleicher Zeit aber erſchien die Contrerevolution auf der „politiſchen Rennbahn; und dadurch, daß ſie ins konſti„tutionelle Syſtem eindrang, ſah ſich Frankreich von Neu„nem in den revolutionären Zuſtand verſetzt. Daraus „entſprang eine andere gebieteriſche, dringende Nothwen„digkeit, die oft in geradem Widerſpruch mit jener ſteht, „von welcher ich ſo eben geredet habe. Ich erkläre mich näher.

„Die Schöpfung eines Gouvernements, die Feſtſtel„lung von Inſtitutionen und Einflüſſen, wodurch eine er„neuerte Geſellſchaft regiert werden ſoll, iſt eine mühſame, „ſehr verwickelte Arbeit, die nur durch die engſte Vereini„gung der Staatsgewalt mit den Bürgern vollbracht wer„den kann. Die Gewalt iſt dabei allerdings das thätige „wirkende Werkzeug. Aus ſeiner Uebereinſtimmung mit „den allgemeinen Intereſſen erhält es ſeine Stärke; und „mittelſt dieſer Stärke gründen die allgemeinen Intereſ„ſen das ihnen zuſagende Syſtem. Dieß iſt keine Hypo„theſe, es iſt eine Thatſache, die wir erlebt haben. Die „Conſularregierung, die erſte, welche dem neuen Frank„reich das Anſehen und die Wirklichkeit einer wahren „bürgerlichen Geſellſchaft gegeben hat, iſt auf ſolche Art zu

„Werke gegangen. Es wurde ein Gouvernement geschaf-
„fen, ein unvollkommenes freilich, das die wahren und
„dauernden Bedürfnisse des neuen Frankreichs nur unvoll-
„ständig befriedigte; doch aber ein Gouvernement, wie
„es die Noth des Augenblicks erheischte. Diese Regierung
„entstand aus dem Verein der allgemeinen Interessen,
„die sich um die Gewalt herumstellten, sie durch Wünsche
„in Bewegung setzten, durch ihren Einfluß unterstützten,
„und sich freudig ihrer Wirksamkeit unterwarfen. In
„keinem Lande und zu keiner Zeit ist die Gründung einer
„neuen Ordnung auf andere Weise zu Stande gekommen.

„Aber um dieses Resultat zu erreichen, ist es unerläßlich, daß die Gesellschaft, welche darnach trachtet, im „Frieden mit sich selbst lebe, d. h. daß die herrschenden „Interessen, ruhig von Aussen, nicht anders zu thun haben, als sich zu ordnen und sich im Innern in Verfassung zu setzen. Um ungehindert seine Geschäfte verrichten zu können, muß man nicht für sein Leben besorgt „seyn; um ordnen zu können, muß man in Sicherheit zu „seyn glauben. Die erste Bedingung der Errichtung eines Gouvernements, nach langen Unruhen, ist demnach „der politische Friede in der Gesellschaft, d. h. die Schwachen müssen auf die Vergangenheit Verzicht leisten, und „die Starken müssen über Gegenwart und Zukunft in „Sicherheit seyn.

„So wäre auch Frankreichs Zustand im Jahr 1814 „bey Verkündigung der Charte gewesen, wenn es in Frankreich keine Partey der Contrerevolution gegeben hätte. „Nach den ersten Verirrungen, nach den ersten Fehlern, „die beym ersten Auftreten eines so neuen Regiments unvermeidlich waren, würden die Franzosen ohne Zögern „anerkannt haben, daß, um die Freiheit zu gründen, die „constitutionelle Regierung hergestellt werden müsse; sie „würden gefühlt haben, daß die gewaltigen Deklamatio-

„ben, der ungemeſſene Ehrgeiz, der Geiſt der Anfeindung,
„alle dieſe Werkzeuge des Angriffs und der Zerſtörung
„nicht mehr an der Zeit waren; ſie würden begriffen ha-
„ben, daß die Revolution, die nun Meiſter des Bodens
„war, nichts dringender zu thun hätte, als ihr eigenes
„Gebäude aufzuführen und darin, als ihr Organ und ihr
„Haupt, eine ſtarkkonſtituirte Regierungsgewalt einzuſez-
„zen, wie die Grundbegriffe einer ſolchen Gewalt es for-
„derten.

„Aber das Wiedererwachen der Contrerevolution ver-
„hinderte dieſes friedliche Zuſammentreten der allgemeinen
„Intereſſen Frankreichs, und erſtickte im Keime die Ent-
„wickelung des öffentlichen geſunden Verſtandes. Mit
„Ordnung und Geduld ſollte das neue Frankreich ſein
„Geſchäft vollbringen; aber die Contrerevolution erſchien
„in Waffen und warf die Franzoſen in Wege voll Un-
„ordnung, Gewaltthätigkeit und Dunkelheit zurück.

„Ich habe es ſchon bei einer andern Gelegenheit ge-
„ſagt: unſre Geſchichte von 1789 bis 1800 iſt die eines
„Krieges. Dieſer Krieg mag in ſeinem Urſprunge recht-
„mäßig ſeyn oder nicht, ſo kann die Thatſache doch nicht
„geläugnet werden. Wie man auch über das Recht ur-
„theilen mag, ſo iſt ſoviel gewiß, daß in dieſer Zeit ſich
„das neue Frankreich und das alte Regiment als Feinde
„angeſehen und behandelt haben. Unter Bonaparte hatte
„ſich das alte Regiment glücklich geſchätzt, den Frieden
„zu erhalten. Im Jahr 1814 fing es den Krieg von
„Neuem an, weil es glaubte, es ſey im Stande ſich des
„Sieges zu bemächtigen.“

Dieſe Aeußerungen ſind merkwürdig und geben Anlaß zum Nachdenken. Ob die obige Schilderung der gegenwärtigen Lage Frankreichs wahr ſey oder nicht, darüber maßen wir uns keine Entſcheidung an. In eine hiſtoriſche Unterſuchung können und wollen wir uns nicht

einlaſſen. Wir nehmen den Fall, daß eine Nation dahin gebracht iſt, zugleich ihre Regierung zu ſchaffen und den Feind zurückzutreiben, hier nur als bloße Möglichkeit an, über welche gründlich zu urtheilen allerdings für die Politik als Wiſſenſchaft, von hohem Intereſſe und ſonach eine nicht abzuweiſende Aufgabe iſt.

Wenn ein Land in die angezeigte unglückliche Lage gerathen iſt, ſo dürfen wir fragen: weſſen iſt die Schuld? Hr. Guizot erinnert an den Zuſtand der Iſraeliten während ihrer Befreiung durch den Heiden Judas Maccabäus. Wir verweilen gern bei dieſem Beiſpiel, weil es aus der alten Geſchichte genommen iſt, deſſen Beurtheilung alſo nicht den Verdacht der Parteylichkeit oder perſönlicher Gehäſſigkeit erregen kann. — Als die Iſraeliten unter ein Joch gerathen waren, das ihre Sitten, ihre Religion, ihre bürgerlichen Einrichtungen, ihre Tempel, ihre Veſten und ihre Wohnungen zerſtört hatte, ſo daß das Land eine offene Beute der Feinde war, an die es im innern Kampf der Parteyen verrathen wurde: da wählten ſie den Helden Judas Maccabäus zu ihrem Anführer, und wie durch Zauberey führte dieſer große Mann die ſchlecht bewaffneten, faſt wehrloſen, nakten Kinder Iſraels von Sieg zu Sieg, reinigte das Land vom Feinde, ſuchte dieſen auf ſeinem eigenen Boden auf, und ſchlug ihn. Er kehrte zurück, baute die zerſtörten Städte, die Tempel und die Wohnungen wieder auf, gab dem Geſetz neue Kraft, dem gedemüthigten Volke neuen Muth, und erfüllte die Welt mit ſeinen Wunderthaten. — Wir erſuchen den Leſer das erſte Buch der Maccabäer zur Hand zu nehmen; man wird finden, daß wir keinen Zug in dieſem Gemälde erdichtet haben. — Es gab aber in Iſrael allerley Menſchen. Einige dünkten ſich ſo klug, oder gar weiſer als Judas; ſie wollten nicht ſeinen Befehlen gehorchen, ſondern nach eigener Willkühr zu Werke gehen. Was ſie aber für ſich

unternahmen, kam nur dem Feinde zu gute, und fiel zur Schande der Klüglinge aus. „Diese waren nicht aus dem Stamme der Menschen, durch deren Hülfe Israel die Befreiung erhalten sollte;" sagt die Schrift. — Es gab andere Menschen in Israel, welche dem Feinde als Verräther dienten, und mit dessen Hülfe ihre Landsleute von Neuem zu beherrschen hofften. Diese suchten dem Feinde Anhänger zu gewinnen; und der Feind ließ es an heuchlerischen Versprechungen nicht fehlen, und bot einen Frieden an, falls das Volk den Judas ausliefern würde. Der Verräther Alcimus, der sich zum Feinde geflüchtet hatte, und von diesem als Oberpriester eingesetzt zu werden hoffte, war bei diesen Umtrieben besonders geschäftig. Die Edlen in Israel aber verwiesen mit Unwillen den Antrag. Sie trauten den Feinden nicht, und sprachen: „es ist keine Wahrheit und Redlichkeit in ihnen; denn sie haben Verträge und ihre Schwüre gebrochen." (1. Maccab. VII. 18.) — So blieb Israel seinem Befreier bis an den Tod treu, und als er starb, bewinte ihn das ganze Volk und trauerte um ihn. „Wie ward der Mächtige getödtet, fragten sie, der Israel befreit hat? Alle seine Schlachten und Heldenthaten sind nicht aufgeschrieben worden, denn ihrer ist eine große Zahl. Und nach seinem Tode geschah es, daß die Bösen sich im Lande verbreiteten, und daß die Werkmeister der Ungerechtigkeit sich wieder erhoben. Und der Feind wählte die Bösen und machte sie zu Herren des Landes." (1. Maccab. IX. 20. 25.) So berichtet die Schrift. — Was Hr. Guizot von der doppelten Nothwendigkeit bei der Wiederaufbauung von Jerusalem sagt, ist nicht buchstäblich zu nehmen. Erst nachdem Judas die Feinde in offener Feldschlacht mehrmal besiegt, und das Land von ihnen befreit hatte, kehrte er nach Jerusalem zurück, wo in der Citadelle noch eine kleine Garnison des Antiochus zurückgeblieben war. Judas verjagte diese.

So konnte der Tempel, so konnten die Wälle und die Häuser wieder aufgebaut werden. Judas erlaubte dem Feinde nicht im Beſitz der Citadelle zu bleiben, wohl wiſſend, daß es alsdann unmöglich geweſen wäre, zugleich zu fechten und ſich zu befeſtigen; denn widerſprechende Dinge laſſen ſich nicht vereinigen. — Was wäre vollends aus Iſrael geworden, wenn es den trügeriſchen Verſprechungen der Feinde getraut, und ſeinen Befreyer ausgeliefert hätte? Es gab Leute, welche über den Despotismus des Judas klagten, aber ſie fanden keinen Glauben. — Der Feind hätte die Leichtglaubigen verſpottet, wie er jedesmal that, wo Einzelne ſeiner Grosmuth vertrauten. Iſrael hätte ſich mit Schande bedeckt und ſein nachfolgendes trauriges Schickſal verdient. Hätten gleichwohl, nachdem den Feinden die Thore geöffnet, und ihren Anhängern das oberprieſterliche Amt und alle Aufſeherſtellen eingeräumt worden, einige Iſraeliten ſich eingebildet, ſie könnten, nachdem ſie dem Judas nicht mehr zu gehorchen, mit dem Feinde um ſo leichter fertig werden; ſie hätten ihn nur im Zaum zu halten und zugleich ſolche Einrichtungen zu treffen, wodurch das Andenken an den Gehorſam gegen den Judas verbannt, die Entwickelung der Freiheit aber geſichert werde; — hätte ſich dieſes, ſage ich, in Iſrael zugetragen, ſo würden wohlwollende Menſchen diejenigen vielleicht bedauert haben, die ſich mit ſolchen Einbildungen tröſteten; der Feind aber hätte ſie verhöhnt, und das Volk hätte von ihnen geſagt: „dieſe ſind nicht von der Race der Menſchen, durch deren Hülfe Iſrael die Befreiung kommen kann.“

Die Lage, daß ein Volk ſich in der Nothwendigkeit befindet, ſeine Regierung zu ſchaffen und zu gleicher Zeit den Feind zurückzutreiben, iſt einzig in ihrer Art; die gleichzeitige Löſung der Aufgabe aber würde rein unmöglich ſeyn. Zuerſt muß der Feind aus dem Lande

getrieben werden; dann erst kann von organischen Einrichtungen, und von Constituirung einer regelmäßigen Regierung die Rede seyn. Schlachten zu liefern, ist diejenige Aufgabe, die in der Zeit voransteht. Ohne Anführer aber erlangt man keinen Sieg. Denjenigen zu finden, der den Sieg verbürgt, ist also das erste Bedürfniß. War das Volk in dieser Beziehung glücklich, hatte es unter einem heldenmüthigen Anführer in dem großen Werk der Besiegung des Feindes bedeutende Fortschritte gemacht: so erforderten Klugheit und Ehre, nicht vor der Vollendung der Arbeit auf halbem Wege stehen zu bleiben, nicht den Anführer, nach den ersten Unfällen, zu verlassen, vollends nicht ihn den Feinden auszuliefern. Standhaftes Ausharren im Unglück, fester Entschluß zuerst die Unabhängigkeit des Bodens zu sichern, Zurückweisung jedes trügerischen Friedens, — dieß allein konnte Rettung und Befreyung verbürgen. Wollte man, statt sich im Unglück fester mit dem Anführer zu verbinden, ihn verlassen, und die Theorie der Freyheit statt seiner mit dem Feldherrnstabe belehnen: so wäre voraus zu sehen, daß unaufhörliche Niederlagen das Resultat eines so thörichten Beginnens seyn würden. Und wer würde die Schuld davon auf sich geladen haben? Wer anders als diejenigen, welche das Volk von dem Anführer getrennt und ihm eine Theorie zum Oberhaupte gegeben haben. — Ist zugleich der Feind ins Land gedrungen, und bilden sich die Theoretiker ein, man werde Ordnung, Unabhängigkeit, Gerechtigkeit, kurz alles, was dem Volke Noth thut, dadurch herbeyschaffen, daß man mit dem Feinde sich über die Theorie verständige: so kann es nicht fehlen, das Volk wird die Theoretiker für die Urheber seines Unglücks halten, und der Feind selbst muß mißtrauisch gegen Leute werden, die denjenigen verlassen haben, der allein ihnen Sicherheit und Unabhängigkeit verbürgen konnte.

Doch, ist das Unglück einmal hereingebrochen, so fragt man nicht, wie ist es gekommen? Man forscht den Mitteln nach, es wieder los zu werden. Dazu ist denn allerdings erforderlich, sich den ganzen Zustand, in den man gerathen, klar zu machen. Dieses in Beziehung auf die gegenwärtige Lage Frankreichs zu thun, ist die Bestimmung der Schrift des Herrn Guizot. Viel Wahres und Treffendes sagt er, das die neueste Zeit zu erklären geeignet ist; doch oft scheint er auch zu furchtsam, sich dem eigentlichen Sitz des Uebels zu nahen; oder aus Parteylichkeit, erkennt er die wahre Hülfe nicht an, weil sie einmal unter einer ihm nicht angenehmen Form da war; er sucht sie vielmehr als ein Verderbniß, verdächtig zu machen. Beides, Furcht und Parteylichkeit, sind keine Mittel, sich aus der unglücklichen Lage zu retten.

Hr. Guizot meint, die Revolution hätte den Franzosen ihren Sieg über das alte Regiment vermacht, aber die ihr eigenthümliche Regierung noch nicht zu Stande gebracht; — die Revolution könne nicht ohne Organisation bleiben. Er sieht, wie aus mehreren Stellen seines Werks erhellet, die Revolution für etwas Selbstständiges, Abgeschlossenes, ja für etwas Fortbestehendes an, er personificirt sie gleichsam, und schreibt ihr dann Absicht, Ueberlegung, Interessen und dergleichen zu. Ein solches Verfahren ist allerdings dem Schriftsteller gestattet, insoferne er dadurch seinem Vortrage eine größere Lebhaftigkeit giebt; doch sollte er nie vergessen, daß die Personifizirung einer Reihe von Ereignissen nur ein Bild, und keine Sache ist. Ich erkläre mich deutlicher. Die französische Revolution ist, wie jede andere von so großem Umfange, eine Naturerscheinung in der bürgerlichen Gesellschaft, und kann nur nach Naturgesetzen dieser Gesellschaft erfolgen und erklärt werden. Daß es solche Naturgesetze giebt, scheint von vielen Staatslehrern, am meisten aber von den Staats-

beamten übersehen zu werden. Dieß rührt daher, daß man den Staat für etwas Willkührliches hält, das so oder anders seyn, bald diese, bald andere allgemeine Interessen haben könnte; während er in allen seinen Verhältnissen nach Gesetzen der Nothwendigkeit bestimmt wird, und die allgemeinen Interessen immer dieselben sind. Darum werden gewisse Ursachen in ihm stets gewisse Wirkungen nach diesen Gesetzen hervorbringen, die Menschen mögen dazu mitwirken wollen oder nicht, es mag diese oder jene Partey die Oberhand haben. — Der Staat ist nicht eine nach willkührlicher Uebereinkunft beliebte Einrichtung; sondern eine, aus der naturgemäßen Wirkung der menschlichen Kräfte auf einander hervorgegangene Organisation dieser Kräfte, wodurch das Daseyn einer Gesellschaft möglich und ihr Leben gesichert wird. Der Staat ist sonach nicht ein abgeschlossenes, ein für allemal fertiges Wesen, sondern im steten Werden, und in einer fortwährenden Entwickelung begriffen. Wie der Baum nicht im ersten oder zweyten Jahr das ist, was er seyn soll, sondern wie der Keim und die späteste Reife mit zu seinem Wesen gehören: so sind von dem Staate die verschiedenen Perioden, die er nach nothwendigen Gesetzen durchleben soll, nicht zu trennen. Wachsthum charakterisirt das Wesen des Staats, und nichts ist diesem Wesen mehr zuwider als Stillstand. Es ist allerdings etwas Beharrliches in ihm, wie auch in dem Baume; aber alles Organische ist in fortwährender Bewegung und Entwickelung des Beharrlichen. Dieser ganze Prozeß der organischen Bewegung geht nun im Staate nach Naturgesetzen der Gesellschaft vor sich. Er kann dabey Hindernisse antreffen, er kann, wie das organische Leben der Pflanze und des Thiers, in Krankheitszustände gerathen; aber überall, in der gesunden Entwickelung, wie in dem Kampfe zur Ueberwindung der Krankheit, erfolgen die Erscheinungen nach Gesetzen

der Nothwendigkeit. — Das Leben des Staats besteht in der ungehinderten Wirksamkeit aller Theile zur Erhaltung und Ausbildung des Ganzen, d. i. zur Sicherung und Fortschreitung der Civilisation, welche der Zweck des Staates ist, und allein die allgemeinen ewigen Interessen bildet. Arbeiten die Theile diesem Zwecke gemäß, so ist Gesundheit des Staates sichtbar, im Gegentheil Krankheit. Wo letztere eintritt, da muß der Krankheitsstoff nothwendig ausgestoßen werden, wenn die Gesundheit erfolgen soll. Ein Staat kann lange krank seyn; aber es sammeln sich über lang oder kurz die heilenden Kräfte und stellen das Gleichgewicht der gestörten organischen Kräfte wieder her. Ihr Ausbruch heißt Crisis oder Revolution. Diese ist ein Uebel; aber sie ist nicht die Ursache der Krankheit, sondern die Folge einer der Natur des Staats entgegengesetzten Einwirkung äußerer oder innerer Feinde des Staats, die sich leider auch unter denen finden können, die eigentlich die Organe der Gesundheit seyn sollten.

Eine solche Crisis oder Revolution beobachtet ein von dem gesunden Zustand abweichendes Verfahren, das aber nur bis zur Herstellung der Gesundheit fortgesetzt werden soll. Die Aerzte wollen beobachtet haben, daß ein Fieber oft veraltete Stockungen auflösen könne. Ehe die Stockungen gelöst sind, soll das Fieber nicht unterdrückt werden; es soll aber auch nicht länger dauern, als es zu diesem Zwecke nothwendig war.

Die französische Revolution, durch die schlechte Verwaltung des Staats, und durch den Unverstand der Regierenden hervorgerufen, war eine Wirkung der der Gesellschaft inwohnenden Heilkräfte der Natur. Sie war weder eine Tugend, noch ein Verbrechen, obgleich im Verlauf derselben viele Tugenden und viele Verbrechen möglich und wirklich wurden. Sie war ein Naturereigniß zur Herstellung der Gesundheit des Staates. Es kann ihr sonach

kein besonderer Zweck, der vom Zweck des Staates verschieden wäre, zugeschrieben werden. Eben so wenig kann man sagen, daß ihr eine Regierung gezieme, die ihr eigenthümlich wäre, und nur von ihr hergestellt werden könne. Die Revolution war eine Kraftäußerung der Natur der Gesellschaft, zur Abwehrung der alten Mißbräuche, d. i. zur Hinauswerfung des Krankheitsstoffes. War dieses Geschäft vollbracht, so mußten sich die übrigbleibenden Kräfte nach Naturgesetzen der Gesellschaft wieder von selbst organisiren, nach dem allgemeinen Zweck des Staates, unter der Bedingung, welche die gegenwärtige Entwicklungsperiode der Gesellschaft mit sich brachte. Es ist aber eins der ersten und durchgreifendsten Naturgesetze der Gesellschaft, daß in unruhigen Zeiten, wo der gesunde Gang unterbrochen worden, die Gesellschaft da ihr Centrum und ihre Springfeder sucht und findet, wo die größte geistige und moralische Kraft angetroffen wird; und da dieß im Staate nur durch Personen möglich ist, so muß (nach überstandener Crisis oder Revolution, die nur ein Abwerfen, aber kein Organisiren ist), der größte Mann sich der Regierung bemächtigen, um mit den alten Mitteln der Staatsgewalt die Gesellschaft wieder zu reorganisiren, nicht zum Zweck, den sich der alte Mißbrauch gesetzt hatte, sondern zur Beförderung des ewigen Zweckes der Gesellschaft, d. i. der Civilisation.

Dieß ist nun, man mag es eingestehen oder läugnen, vollständig durch den Kaiser geschehen. Die Revolution, welche den Krankheitsstoff hinausfließ, war vollendet; die Funktion einer vorübergehenden Crisis vollbracht; die Organe der Gesellschaft mußten zu ihrer ordnungsmäßigen Verbindung zurückgebracht, das gesunde Leben des Staates hergestellt werden. — Daß eine solche Aufgabe nicht durch Hin- und Herreden, durch Controverse auf den Tribünen, nicht durch die Freiheit der Presse gelöst wer-

den könne; daß vor allen Dingen eine unwiderstehliche Gewalt die fieberhafte Bewegung des Staatskörper dämpfen müße, — dieß werden die Vertheidiger der Freyheits-Doktrin gegenwärtig begreifen, sollten sie auch früher gehofft haben, durch theoretische Träume den Sturm der Wirklichkeit beschwören zu können. „Mußte erst unheilbares Uebel hereinbrechen, ehe sie mich verstehen lernten?“ fragte der Märterer von St. Helena. — Nach Plato ist die Diktatur nothwendig, wenn die Freiheit gegründet werden soll. Machiavell erkennt dasselbe Gesetz. Im ersten Buch, 9ten Capitel seines Discorso über die erste Decade des Levius sagt er: „Es muß als eine allgemeine „Regel anerkannt werden, daß niemals, oder nur höchst „selten, ein Staat anders als durch einen einzigen Mann „in seinem Anfange gut constituirt oder später reformirt „wurde; es ist sogar nothwendig, daß derjenige, welcher „den Plan der Verfassung oder Verbesserung entwarf, „auch die Mittel der Ausführung in Wirksamkeit setze. „Daher ein geschickter Gesetzgeber, der das allgemeine Wohl „seinem persönlichen Vortheil, und das Vaterland seinen „Nachfolgern vorzieht, sich bestreben soll, alle Macht an „sich zu ziehen. Der reife Geist wird den großen Mann „deswegen nicht tadeln, weil dieser sich für den höchsten Zweck, „d. i. die Gründung des Staates, eines Mittels bediente, „das im gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht anwendbar ist. — „Nicht die Gewalt welche aufbaut, nur die Gewalt welche „zerstört, ist tadelnswerth.“ So weise war Machiavel schon vor Jahrhunderten. Wir sind der Ueberzeugung, daß Plato und Machiavell in diesen Sätzen ein Naturgesetz der Gesellschaft ausgesprochen haben; ein Gesetz, das nicht übertreten werden kann, ohne den Staat in Verwirrung und Elend zu stürzen. Die Geschichte spricht für diese Ueberzeugung. Schien es in Frankreich Anfangs, als würde dieses Gesetz anerkannt, so wurden doch, ehe das Werk des

Gesetzgebers vollbracht war, einige Männer von der Ungeduld ergriffen; sie konnten es nicht erwarten, das Geschäft der Volksrepräsentation zu übernehmen, obgleich die Zeit dazu noch nicht gekommen war. Sie vergaßen, daß der Feind vor den Thoren stand, und daß man ihn erst überwinden müßte, ehe man auf dem Forum die innern Angelegenheiten in Ruhe besprechen könne. Ihre mitten in der Gefahr ausgebrochene Ungeduld öffnete dem Feinde die Thore, und weil er schlau genug war, die redelustigen Leute auf das Forum einzuladen, so hielten sie sich für frey, obgleich alle Ausgänge besetzt waren, und selbst die Leitung der Gespräche sich in den Händen der Anhänger des alten Regiments, d. i. der Feinde, befand. — Nach solchen Ereignissen soll man sich nicht wundern, wenn die Revolution eine ihr eigenthümliche Regierung noch nicht zu Stande gebracht hat. Diese Regierung war schon einmal vorhanden, gerade so, wie Zeit und Umstände sie möglich machten. Aber — es gab Leute, die weiser zu seyn glaubten, als der größte Mann des Jahrhunderts. Was sie zu Stande gebracht, liegt am Tage. — Lebt die Revolution nun, ohne Obdach, in freyer Luft, wer kann es auffallend finden, daß selbst Männer, deren früheres Leben und deren Interessen dem neuen Frankreich angehören, sich lieber der Partey des alten Regiments anschließen, weil diese wenigstens weiß, was sie will, während die Doctrinäre der Freyheit das Mittel der Rettung selbst verrathen und verhöhnt haben? — Daher gähren die Elemente der Ordnung und die Saat der Anarchie durcheinander nach den Launen des Zufalls; daher der Mangel an Sicherheit für die Interessen des neuen Frankreich. Daher die Unzulänglichkeit aller Institutionen des repräsentativen Systems. Diese Werkzeuge des Friedens können den Feind nicht besiegen, dem die Liberalen durch ihre unzeitigen Deklamationen Sitz und Stimme

in den Kammern eingeräumt haben. Nicht unglaublich also, sondern ganz natürlich ist die Leichtigkeit, mit welcher die Anhänger des alten Regiments Besitz von allen Werckzeugen der Revolution genommen haben. Alle Vertheidiger der neuen Institutionen sind in den Grundirrthum verfallen, daß man mit Freygebung dieser Institutionen, z. B. der Preßfreiheit, anfangen könne, da sie doch erst dann als Resultat der Anstrengung hervorgehen können, wenn der Sieg über ihre Feinde vollständig gesichert ist. Hr. Guizot gesteht dies dies selbst ein, in seiner Aeußerung über die Konsularregierung. War denn aber die Noth vorüber, als die Kammern dem Kaiser den Gehorsam aufkündigten? Die nachfolgenden Ereignisse mögen antworten. — Hr. Guizot klagt über das Unglück, daß im Jahr 1814 mit der Charte zugleich die Contrerevolution auf der politischen Arena erschien. Man muß fragen, wie es denn möglich wurde, daß diese besiegte Partey plötzlich die Waffen wieder ergreifen durfte? Hatte sie etwa ihrerseits die Revolution besiegt? Waren es die Fremden, die sie wieder mächtig machten? Wollten die Fremden die Contrerevolution? Oder woher nahm sonst diese Parthey ihre Stärke? Wie Herr Guizot diese Partey schildert, zeichnet sie sich mehr durch lächerliche Anmaßung, als durch eine festbegründete Kraft aus. Wie kommt es nun, daß die Repräsentanten des neuen Frankreichs solche schwache Gegner nicht zu überwinden wissen? Wo finden diese einen Halt? Wo ist die Quelle ihrer scheinbaren Macht? Diese muß man aufsuchen und verstopfen. Es gibt kein anderes Mittel. — Hr. Guizot sagt, „die ganze Regierung, welche die Revolution den Franzosen gelassen, sey von ihren Gegnern im Besitz genommen.“ Diese Gegner sind die Anhänger des alten Systems, die Hr. Guizot die Feinde des neuen Frankreichs nennt. Sonach wäre die Regierung in feind-

lichen Händen? Erwägt man nun, daß, ebenfalls nach Hrn. Guizot, die Aufgabe Frankreichs darin bestehe, die Feinde, zurückzutreiben und die dem neuen Frankreich geziemende Regierung zu schaffen: so könnte man schließen, daß die im feindlichen Besitz befindliche Regierung keine französische Regierung wäre. Dieß wird aber Hr. Guizot nicht behaupten. — Es ist zwar in der konstitutionellen Sprache immer nur von dem verantwortlichen Ministerium die Rede; allein diese höfliche Wendung der Sprache hebt die Sache selbst nicht auf, und macht es sonach unvereinbarlich; wenn Hr. G. zugleich die Feinde in der Regierung zu vertreiben, und doch die Legitimität dieser Regierung zu behaupten, als eine Hauptaufgabe der Franzosen erklärt. Es muß hierbei eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde liegen, die wir nicht zu lösen wissen. Noch auffallender scheint Hr. Guizot in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, wenn er zugibt, daß das alte Regiment sich unter Napoleon glücklich geschätzt, den Frieden zu erhalten; daß es jezt den Krieg von Neuem gegen die Nation führe, folglich besiegt werden müsse; und wenn er gleichwohl sich in mehreren Stellen seiner Schrift als Feind der kaiserlichen Regierung, ja als Feind des Mannes erklärt, der das alte Regiment zum Frieden zwang, folglich das erste Bedürfniß Frankreichs befriedigte. Was will Hr. G. denn eigentlich? Das repräsentative System? Das heißt, wie die Sachen jezt stehen, die Gegenwart von zwey widersprechenden Nothwendigkeiten. Man sey aufrichtig, und gestehe, daß man entweder nicht wisse, was man wolle, oder daß man sich nicht getraue, der Wahrheit ins unverschleierte Angesicht zu sehen. — Hr. Guizot erkennt ferner, daß das alte Regiment in den neuen Institutionen die größten Hindernisse finde. Wem hat man aber zu danken, daß diese Institutionen in Frankreich wurzeln konnten? Doch nicht

dem Convent? Doch nicht dem Direktorium? Was ein noch größeres Hinderniß ist, als die Institutionen, ist der Geist, der alle edle Franzosen beseelt. Wer hat ihn geweckt und groß gezogen? — Und Hr. Guizot will, in einem der folgenden Kapitel, daß die Franzosen sich von ihren rühmlichsten Erinnerungen lossagen sollen? Er sieht diese Erinnerung als ein Hinderniß der neuen Glückseligkeit an, die er von der Entwickelung der Freiheit erwartet. Wir wissen nicht, wie die Franzosen seinen Rath aufnehmen werden; aber wir sind überzeugt, daß die histoire des victoires conquêtes etc. dem Vaterlande kräftigere Geister erziehen könne, als aller Glaube an eine Freiheit, die noch nichts wirkliches ist, sondern nur in der Abwesenheit eines Uebels besteht, eines Uebels, das zu entfernen gerade die Erinnerung an frühere Großthaten am geeignetsten ist. — Daß die Freiheiten des repräsentativen Systems den Freunden nichts helfen, daß sie nur den Feinden, den Schöpfern des Uebels, zu gute kommen, dieß hat Hr. Guizot selbst mit unwiderstehlicher Klarheit, in seinen Bemerkungen über die Preßfreyheit, auseinander gesetzt. Bei dieser Klarheit wird es unbegreiflich, wie er immer noch von der Freiheit als etwas Positivem spricht, das ein Kind sey, aber sich entwickeln müsse ꝛc. Was ist denn die Freiheit, die so große Dinge leisten soll? Wir haben oben gezeigt, daß es im Staate keine andere Freiheit geben könne, als die Möglichkeit durch Handlungen der Einzelnen den Zweck des Staats, d. i. die Civilisation zu befördern. Diese Möglichkeit fand in vollem Maaße unter der kaiserlichen Regierung statt; darum ist es unwidersprechlich wahr, daß der Kaiser die Freiheit beschützte. Wollen die Anhänger des alten Regiments die Civilisation hindern, wollen sie den Zweck des Staats unmöglich machen: so sind sie Anhänger des Despotismus und nicht blos Feinde Frankreichs, sondern

Feinde jedes ächten Staates. In unserm Zeitalter können diese Leute nicht gefährlich seyn. Das einfachste Mittel ihrer los zu werden, bestünde sogar darin, daß man sie gewähren liesse. Sie werden dann unfehlbar am wirksamsten ihren eigenen Sturz befördern. Denn sie sind in ihrer Kurzsichtigkeit unfähig, Herren der Ereignisse zu werden. Die Ereignisse aber, welche den Bedürfnissen der Zeit ihr Recht verschaffen, können nie ausbleiben; denn es ist ein Naturgesetz der Gesellschaft, daß sie im Fall der Noth, d. i. der Krankheit des Staats, Anstalten macht, den Krankheitsstoff auszustoßen. Von diesen Naturgesetzen hoffe man Hülfe, nicht aber von ohnmächtiger Rede, die den Gegner nur reizt, und ihm gerade dadurch neue Stärke gibt.

Im zweiten Capitel spricht Guizot von dem System der im Jahr 1821 regierenden französischen Minister, und sagt: „Buonaparte versuchte den Despotismus zu grün„den mit Zustimmung und zum Vortheil der Revolu„tion. Das gegenwärtige Ministerium versucht mit Hülfe „und zum Vortheil des alten Regiments die Trümmer der „kaiserlichen Regierung zu erhalten. Darin besteht sein „ganzes System ꝛc."

Noch ist allerdings wenig Anschein, daß die einzig tauglichen Mittel, zur Erreichung des edlen und rühmlichen Zwecks der Revolution, sobald werden erkannt werden. Noch wird eben so häufig von der einen Seite der Mißbrauch, den die Theilnehmer der Revolution sich zu Schulden kommen ließen, mit ihrem Zweck verwechselt; als von der andern Seite, man verwirrte Begriffe über die Mittel nährt, und man sich nicht eingestehen will, daß es für diese Mittel Reihen und Ordnungen in der Zeit giebt, die nicht ungestraft umgangen werden. Greift man bei Staatsreformen gleich Anfangs zu demjenigen Mittel, das erst am Ende

von Nutzen ſeyn kann: ſo iſt es unmöglich, der Unordnung und Anarchie zu entgehen.

Bey der Revolution kam es darauf an, ein altes Gebäude zu ſtürzen, und ein neues an deſſen Stelle zu ſetzen. Dies waren die zwei Hauptmomente der Revolution. Bey der erſten Aufgabe griff alles zu den Zerſtörungswerckzeugen, und ſtürzte, ohne Plan und Anführung, die Trümmer übereinander; wobey der Arbeiter viel mit zertrümmert wurden, eben weil ſie ohne Plan und Aufſicht arbeiteten.

Bald ſchien keine Spur des alten Gebäudes mehr vorhanden, und nun kam es darauf an, das neue Gebäude aufzuführen. Die Arbeiter waren an das ordnungsloſe Gewühl gewöhnt; ſie glaubten bei dem Bau wie bei der Zertrümmerung verfahren zu können. Aber die Anarchie zeigte ſich in ihrer ganzen ſchauderhaften Geſtalt, und drohte den völligen Untergang der Geſellſchaft. Da ward es klar, daß ohne Baumeiſter und ohne Gehorſam gegen ſeine Anordnung der große Zweck der Zertrümmerung nie erreicht werden würde.

So gelangte Napoleon zur Diktatur, die allein Frankreich retten konnte.

Was ſodann geſchah, haben wir Alle erlebt; nur wenige haben es verſtanden. Noch jetzt wandeln viele im Nebel und Hr. Guizot ſelbſt hält das Helldunkel, wie es ſcheint, für die natürliche Atmoſphäre der Zeit. Dieſer Mangel an Klarheit erfordert einige Aufmerkſamkeit. Im erwachten Gefühl ihrer moraliſchen und geiſtigen Würde ahnen die Menſchen wohl, daß ſie eine höhere Aufgabe haben, als blos die Geſchichte der Barbarei des Mittelalters fortzuſetzen; daß ſie ſich nicht begnügen ſollen, mit der Erbſchaft, welche das Feudalweſen ihnen überlieferte, ſondern berufen ſind, ein neues, größeres Vermögen zu erwerben und zu beurkunden; ſie ſehen ein, daß ſie dem

Staate mehr ſchuldig ſind, als nur Abgaben zu zahlen, — daß alle Intelligenz im Volke eben auch dem Staate zu dienen, d. i. an der allgemeinen Sorge für das Heil der Geſellſchaft Theil zu nehmen, verpflichtet iſt. Dabey wiſſen ſie wohl, was geſchehen muß, wenn die Geſellſchaft mehr ſeyn ſoll, als eine Magd unwiſſender, anmaſſender, gewaltthätiger Oligarchen, die in Verfinſterung des Geiſtes ihre Sicherheit, und in Niedertretung der Menſchenwürde ihr Recht ſehen: aber wie in unſerer Zeit, (wo eine mächtige Partey aus den Erbgütern der Barbarey noch die Einkünfte bezieht, die ſie zur Anfeindung der Civiliſation verwendet), ſich die Geſellſchaft in feſte Stellung gegen ihre Feinde ſetzen könne, um, ungeſtört von dieſen, ihre Wiedergeburt zu vollenden, — dieſe Kenntniß und Anordnung der Mittel und Wege wird, ſelbſt bei den wohlwollendſten und talentvollſten Freunden der politiſchen Reform nur zu häufig vermißt. Daß ſie in ihrer Sache recht haben, bezweifelt kein vernünftiger Menſch; aber ſie verſtehen es nicht, ſich Recht zu ſchaffen und zu ſichern. Daher die Verwürrung der Begriffe; daher die Anklagen gegen diejenigen, welche den Gang, den die Realiſirung einer Idee nehmen muß, von dem Gange unterſcheiden, den der menſchliche Verſtand nimmt, um zur Erkenntniß der Idee zu gelangen. Hierin liegt der Radikal-Irrthum der Liberalen. Sie wollen ihre Gegner durch verſtändige Gründe überreden gerecht zu ſeyn; dieſe dagegen wollen nichts von Gründen, nichts vom Verſtande wiſſen, den ſie für eine Uſurpation gegen ihre, ohne Verſtand, durch die Gewalt erlangten Vorrechte erklären. Napoleon verſtand das Ding beſſer; er ſetzte den Gewaltmännern, denen Menſchenrechte und Menſchenwürde nichts ſind als platoniſche Träume, gerade das entgegen, wofür ſie allein Sinn haben, die Gewalt. So zwang er

sie zum Frieden. — Die Liberalen dagegen, die immer nur das Ziel im Auge hatten, ohne an den einzig möglichen Weg, der dahin führt, zu denken, klagten über Despotismus, wo sie die unerläßliche Vorarbeit, um die Freiheit zu sichern, hätten erkennen sollen. Die Freunde der repräsentativen Verfassung, unzufrieden, daß der Diktator ihnen nicht gleich diese Verfassung zum Besten gab, sagten sich von ihm los, und verbanden sich mit den Feinden in der Hoffnung, diese würden das repräsentative System in Ehren halten. Sie dachten nicht daran, daß das repräsentative System die Spitze der Pyramide, der Thurm des Gebäudes sey, daß man erst den festen Grund legen müsse, weil man von oben herab nicht bauen kann. Erst mußte das Vaterland gegen Aussen gesichert, und im Innern beruhiget werden, ehe die Arbeit ordnungsmäßig beginnen und fortgesetzt werden konnte. Die ungeduldigen Freunde der repräsentativen Verfassung waren im Grunde um nichts weiser, als die Neapolitaner, welche glaubten, es käme nur darauf an, diese Verfassung zu proklamiren, um sich dann ungestört ihrer erfreuen zu können. Daß die innern und äußern Feinde besiegt seyn mußten, hielten sie für Nebensache. Dieser Irrthum hat in Italien, wie in Frankreich, die Rache der Nemesis auf sich gezogen. Noch aber scheint er nicht als Irrthum erkannt zu werden. Würde man sonst sich wundern, wie in Frankrtich zugleich mit dem repräsentativen System, das die Charte anerkannte, die Contre-Revolution ins Land gekommen, und mächtig habe werden können? Würde man über Despotismus jammern, wo man sich eingestehen sollte, daß man die Conceptionen der Größe nicht verstanden, daß man sich habe überlisten lassen, daß man die einzig sichere Bürgschaft für Erreichung des Zwecks der Revolution schimpflich aus Händen gegeben, und den Feinden überantwortet habe? — Versteht

man die Geſetze des politiſchen Lebens nicht, unterſcheidet man nicht die Reihefolge in den Entwickelungsperioden der Geſellſchaft; dann freylich wird man, in der Befangenheit des Irrthums, geneigt ſeyn, die wohlthätigſte Wirkſamkeit als Verderben auszuſchreien. — Fällt dann auch einem oder dem andern die Binde von den Augen, ſo ſchämt er ſich den Irrthum einzugeſtehen; er bleibt lieber ungerecht gegen den verkannten Retter, als daß er ſeine eigene Verblendung anerkennen ſollte. Darum finden wir nur eine menſchliche Schwachheit darin, wenn Hr. Guizot den Sinn der großen Zeit, die wir erlebt haben, mit kranken Begriffen über Napoleon fortwährend zu verfälſchen ſucht. Denn krank muß der Begriff über dieſen außerordentlichen Mann ſeyn, wenn man die Anklage gegen ihn vorbringt, die Natur ſeines Despotismus habe, eben wie das Syſtem der damaligen Miniſter, das Hr. Guizot bekämpft, darin beſtanden, daß er Frankreich zum Stillſtande gebracht!! Wo war jemals, ich ſage nicht blos in Frankreich, ich ſage in der Geſchichte, ein ſo lebendiges Fortſchreiten zum Ziel der Civiliſation bemerklich, als in jener Periode, in welcher Napoleon dem Zeitalter ſeine Richtung gab? Kann man die Jämmerlichkeit, die Hr. Guizot den abgeſetzten Miniſtern Schuld gibt, mit der Kraft vergleichen, die auf Jahrhunderte hinaus allen ſelbſtſtändigen Geiſtern neuen Schwung und Richtung gegeben? Und das kaiſerliche Syſtem ſoll der Lage des geſtürzten Miniſteriums vortrefflich angepaßt haben? Wir enthalten uns, um nicht bitter zu werden, einer aus der Fabel herſtammenden Vergleichung. — Die Miniſter, nach der Meinung des Hrn. Guizot, verbinden ſich mit den Feinden des neuen Frankreichs, ohne weder der Partey der Ultras, noch dem neuen Frankreich zu dienen; ſondern um, mit Hülfe einiger lebloſen Trümmer des kaiſerlichen Thrones, die Furchtſamen zu ſchrecken, die linke Seite zu

lähmen, und im Stillstand ihre Stellen etwas länger zu behalten. Wo ist hier die entfernteste Aehnlichkeit mit dem kaiserlichen System? So möchte man von Matrosen, die aus den Trümmern eines gestrandeten Kriegsschiffes sich ein Boot zusammen zimmern, sagen können, sie befolgten das System ihres ehemaligen Kapitäns. Die Natur des kaiserlichen Systems bestand darin, daß es die Interessen des neuen Frankreichs gegen äußere und innere Feinde schüzte, und die Nation in den Stand sezte, an Consolidirung ihres gesellschaftlichen Zustandes zu arbeiten, damit die repräsentative Verfassung einst mit Sicherheit in Ausführung gebracht werden könnte. Jezt fehlt jener Schuz, jezt ist die repräsentative Verfassung gegeben; aber ihre Feinde sitzen in der Kammer und sind im Besiz der Majorität. Hr. Guizot gesteht selbst ein, daß die repräsentative Verfassung nicht so allmächtig ist, um gegen die Gefahren, *welche dem neuen Frankreich* von allen Seiten drohen, Sicherheit zu geben. Warum ist er nicht einen Schritt weiter gegangen? Er hätte nothwendig entdecken müssen, daß diese Regierungsform erst dann ins Leben treten könne, wenn die Feinde derselben außer Stand gesezt sind, sie als Instrument, zum Schaden der Nation, zu mißbrauchen.

Doch wir fragen uns, ob es denn wahr sey, daß die Partey der Ultraroyalisten wirklich über so rasenden Entwürfen brüte, als Hr. Guizot ihr Schuld gibt? Wir wissen es nicht; sind aber überzeugt, daß, vermöge der Natur der Dinge, und bey der offenbaren Unmacht der linken Seite, nichts schneller die Thorheit einer Contre-Revolution an den Tag bringen, und die Interessen des neuen Frankreichs von Neuem sichern könnte, als wenn man die Contre-Revolutionäre eine Zeitlang ruhig gewähren ließe. Sie würden selbst ihren Sturz unfehlbar herbeyführen.

Daß die Liberalen alle Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, erschöpft haben; daß die bündigsten Schlüße ihrer

talentvollesten Redner keinen einzigen Ultra anders Sinnes gemacht; daß sie keine einzige Verletzung der Charte, worüber sie klagen, haben verhindern können; daß, wenn Frankreich, wie sie behaupten, sich in Gefahr befindet, sie außer Stande sind, die Gefahr abzuwenden; — dies ist auch eine Thatsache, die, bey Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich, in ernste Betrachtung zu ziehen ist, die aber, so weit wir Hrn. Guizot verstehen, von ihm gänzlich außer Acht gelassen zu seyn scheint.

Wir wollen die Liberalen in Frankreich nicht anklagen; wir wollen noch weniger ihre Feinde vertheidigen; aber wir können eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich auf vielfach durch die Geschichte bestätigte Erfahrung gründet. In allen Kämpfen der Menschen sucht jede Partey, wenn sie klug ist, die Kräfte des Gegners zu messen, und damit die eigenen in Vergleichung zu bringen; sie sucht ferner die Stärke des Gegners zu erforschen, um sie im Kampf, wo möglich, zu umgehen, und den Feind da anzugreifen, wo er schwach ist. Jede Partey hat aber zweyerley Kräfte: physische und moralische. Die lezteren erhalten ihre Größe nicht blos durch die Güte der Sache einer Partey; sondern durch die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, dieser Güte unter den Menschen, den Feinden zum Trotz, Anerkennung zu verschaffen. Ist z. B. die Sache der Griechen, in ihrem gegenwärtigen Kampfe, die gute, so ist darum ihre moralische Stärke noch nicht die überwiegende. Wollten sie sich darauf beschränken, den Türken ihre Ungerechtigkeit, ihre Barbarey und Unmenschlichkeit in bündiger Darstellung, und mit demosthenischer Beredsamkeit zu Gemüthe zu führen: so wäre vorauszusehen, daß die Feinde, die von allen diesen schönen Dingen nichts wissen, und nichts wissen wollen, mit Gewalt, d. i. durch diejenigen Mittel, worin sie die

ſtärkeren ſind, der Inſurrektion ein Ende machen würden. Wollen die Griechen ihr moraliſches Uebergewicht beweiſen, ſo iſt nicht genug, daß ſie ſich die Grundſätze des Rechts klar machen, und darüber ſprechen: ſie müſſen ſich vielmehr in Beſitz derjenigen Mittel ſetzen, die dem Feinde zu Gebote ſtehen, und wodurch der Kampf wenigſtens gleich wird. Denn auch dieſes gehört zur Begründung der moraliſchen Stärke, daß der Verſtand, in Abwägung der gegenſeitigen Kräfte, und über die Natur der Mittel zu Rathe gezogen werde.

Wir ſind weit entfernt, die franzöſiſchen Ultras mit den Türken, und die Liberalen mit den Griechen vergleichen zu wollen. Wir haben nur ein grelles Beyſpiel gewählt, um unſere Gedanken klar zu machen. — Wenn die Ultras, die ihre beſtimmten Zwecke haben, und im Beſitz großer Mittel ſind, nach mehrjähriger Erfahrung bemerkt hätten, daß ihre Gegner ſie mit keiner andern Waffe, als durch ſchulgerechte Deduktionen zu bekämpfen im Stande ſind: würden ſie dann wohl anſtehen, ihre Zwecke zu verfolgen? Solche Feinde würden ſie nicht fürchten, und darum nicht achten. Sie würden nicht einmal glauben, daß der Gegner einen Halt im Volke habe; denn ſie wiſſen, daß das Volk nicht von doktrinellen Subtilitäten, ſondern nur von der offenbaren Stärke und Geſchicklichkeit im Kampfe, Hülfe erwartet; daß es nur dieſer ſein Vertrauen ſchenkt. —

Die Ultras könnten ſagen: „Wir haben unſere Gegner auf die Probe geſtellt, wir haben ſie gereizt, beleidigt; ſie haben alle ihre Mittel in Wirkſamkeit geſetzt; — wir wiſſen nun, daß ſie nicht furchtbar ſind, folglich können wir unbeſorgt unſerem Ziel entgegen gehen.“

Die Liberalen mögen ſich damit entſchuldigen, daß die Gewalt der Dinge die Gegner ſicherer beſiegen werde, als ſie es jetzt im Stande ſind. Doch ſollten ſie dieſem

Troſte nicht zu viel trauen. Die Gewalt der Dinge beſchüzt nicht immer die Civiliſation; eine Reihe von Jahrhunderten des Mittelalters hat bewieſen, daß die Barbarey ſich lange im ungeſtörten Beſiz der Gewalt der Dinge erhalten konnte. Die Güte einer Sache gibt keine Bürgſchaft für den Sieg. Die Gewalt der Dinge, wenn ſie ſich entſcheiden ſoll, fordert eine große Perſönlichkeit. Man frage die Geſchichte. Ohne große Perſönlichkeit kam nie das Große zu Stande. — — Die einzige Hoffnung, die den Liberalen übrig bleibt, beſteht vielleicht darin, daß große Männer überall eine Seltenheit ſind.

Erwägen wir nun unparteyiſch und unbefangen die Lage von Frankreich bey dem Kampf der Parteyen, ſo glauben wir, daß nicht blos die Furcht, wie Hr. Guizot anzudeuten ſcheint, einen großen Theil der Franzoſen abhält, ſich für die reinen Vertheidiger der repräſentativen Verfaſſung zu erklären. Es fehlt jenen Zögernden vielleicht nicht an Muth; aber wenn es ihnen an Vertrauen fehlt, ſo ließe ſich dies vielleicht erklären. In politiſchen Angelegenheiten hat das Volk einen ſehr richtigen Takt: nicht von dem, der am beſten ſpricht, ſondern von dem, aus deſſen Innern ſich das Reſſort der Thatkraft offenbart, glaubt es, daß er ſich auf die Natur der Aufgabe verſtehe. — Die Zukunft wird den Grundſäzen der Liberalen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. So ehrt noch heute die Nachwelt den großen Geiſt des Demoſthenes. Aber wenn den Liberalen das Schickſal dieſes unſterblichen Griechen bevorſtünde: ſo würde die Geſchichte ihren Maaßregeln nicht die Befreyung und den Sieg des neuen Frankreichs zuſchreiben können, falls Sieg und Befreyung jemals Erſaz für frühere Beleidigungen des Nationalruhmes bringen ſollten.

Wir faſſen in der Kürze das Reſultat dieſer Unterſuchung zuſammen, und bemerken, daß die theoretiſchen

Vertheidiger der Repräsentativ-Regierung der Untersuchung jener Mittel, wodurch die Einführung einer neuen Regierungsform mit Sicherheit vorgenommen werden könnte, viel zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Daher dann ihre gefährliche Einbildung: daß diese Regierung schon gesichert sey, wenn innere oder selbst äußere Feinde derselben einen scheinbaren Vertrag mit den Patrioten schließen, alle Gewalt aber, wodurch der Vertrag allein gesichert werden könnte, für sich allein behalten. Daraus gehet ein Zustand hervor, jenem ähnlich, in welchem Herr Guizot die Kinder Israels unter Judas Makkabäus zu erblicken glaubte: man soll eine Regierung schaffen, und zu gleicher Zeit den Feind derselben zurücktreiben. Ehe den neuen Interessen nicht ein reelles, materielles Uebergewicht über die Kasten-Interessen gesichert ist, ist die Einführung einer repräsentativen Regierung eitel Spielwerk. Auf gleiche Art ist diese Regierungsform unnütz, wo die Nation nicht selbstständig ist, wo fremde Mächte ihr Gesetze vorschreiben können. Mit dem Feinde noch kämpfen, und die Verfassung des Friedens einführen, ist unmöglich. Daß die Liberalen glaubten, zu gleicher Zeit widersprechende Dinge vollbringen zu können, dieß ist der größte Vorwurf, der ihnen gemacht werden kann. Eine bittere Erfahrung hat sie von diesem Irrthum überzeugen können; aber wenn sie ihn auch einsehen, so scheinen sie doch über seine Quelle noch im Dunkeln zu seyn, denn sie glaubten sich dadurch rechtfertigen zu können, daß sie fragen: Was können wir thun? Darin liegt es aber gerade, daß sie selbst keine Erfindungs-Kraft, keine Energie zum Handeln haben, wo alles darauf ankommt, Rettungsmittel in schwierigen Lagen aufzufinden, und zu thun, wo alles Reden umsonst ist; — und daß sie denjenigen, der sie allein retten konnte, leichtsinnig verlassen und ungroßmüthig aufgeopfert

haben. Das Centrum der neuen Interessen ist gesprengt; die einzeln umher irrenden Streiter sind der Verfolgung des Feindes ausgesetzt!

Und dennoch wird der Versuch, die repräsentative Regierung, unter ähnlichen Umständen, im Angesicht ihrer Feinde einzuführen, und durch einen Vertrag zu sichern, den sie nur in der Angst, um Zeit zu gewinnen, unterschrieben, — noch immer wiederholt? Es ist, als ob Europa nicht aufhören könnte, den Franzosen alle Moden nachzuahmen.

Noch hört man, der Streit, der die Welt in Unruhe setzt, beziehe sich nur auf Einführung oder Versagung der repräsentativen Verfassung. Dieser Behauptung liegt eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde. Nicht um diese oder jene Form wird gestritten: ganz einfach und unumwunden heißt die Streitfrage: Sollen die allgemeinen oder die Kasten-Interessen das Uebergewicht haben? Die allgemeinen Interessen haben gegenwärtig kein Centrum, keine sichtbare Macht, die sie beschützt; sie sind nur der Gewalt der Dinge, der Natur der gegenwärtigen Gesellschaft anvertraut. Sie können eine Zeitlang mit Glück bekämpft werden, und sie sind es; aber, bey dem Wechsel der besondern Interessen der einzelnen großen Mächte, ist vorauszusehen, daß über lang oder kurz ein großer Regent die nur gedrückte, aber nicht zerstörte Gewalt der allgemeinen Interessen anerkennen, sich mit ihnen alliiren und dadurch zum Regenerator der Gesellschaft erheben werde.

Sollen wir aufrichtig unsere Meynung sagen, und ist es uns erlaubt, ein prophetisches Wort auszusprechen, so müssen wir bekennen, daß, nach unserer Ueberzeugung, in den nächsten zwanzig bis dreyßig Jahren eine solche Umwandlung der Dinge nicht zu erwarten sey. Der Gang der Natur ist sicher, aber selten bemerkt man an ihr schnelle Schritte. Selbst mit günstigen Umständen ist

noch wenig gewonnen, wenn Niemand die Umstände zu benutzen versteht.

Es gibt Constellationen, wo die Weisheit selbst nichts anders vermag, als sich der Resignation in die Arme zu werfen. Gleichwohl sollen weise Männer nicht müde werden, die Saat des Guten in ihrem Kreise auszustreuen. Die Ermunterung und Pflege irgend eines Talents, die Stählung des Muthes, die Achtung für Menschenwürde, und der Haß gegen Aberglaube, Heucheley und Geistesdruck, die Reinigung der Idee eines Vaterlandes, die Nichtachtung der zeitlichen Güter, des Lebens selbst, wo es das Heil eines großen ehrwürdigen Ganzen gilt, der Stolz gegen die Feinde der allgemeinen Wohlfahrt und der Geistes-Kultur, gegen die Trabanten engherziger Selbstsucht, der lebendige Glaube an den Gott des Lichts und den Beschützer seines Ebenbildes, die uneigennützige Hingebung für die Menschheit, — diese Tugenden kann keine irdische Macht unterdrücken; die Vorsehung hat die Keime derselben in des Menschen Brust gelegt, und keine Gewalt kann den Willen beugen, der diese Keime zu pflegen den männlichen ernsten Entschluß gefaßt hat. So kann jeder edle Mensch, selbst im beschränkten Kreise, die Feinde des Guten bekämpfen, und der guten Sache den endlichen Sieg bereiten.

V.

Fragment

über

aristokratisches und demokratisches Prinzip.

(Als Commentar einer Aeußerung des Freiherrn v. Gagern.)

Veux-tu le nom de roi pour avoir tant de maîtres?
Corneille.

Vorerinnerung.

Am 17ten Julius 1817. hielt der Freiherr von Gagern am Bundestage eine Rede, wie man ähnliche in dieſer hohen Verſammlung nicht mehr hört. Der Verfaſſer des nachfolgenden Aufſatzes ſchrieb damals einen vollſtändigen Commentar jener Rede, den er gegenwärtig nicht mehr für zeitgemäs achtet und daher nur eine Stelle aus demſelben mittheilt, weil die hiſtoriſchen Nachweiſungen, welche dieſer Auszug enthält, auf bleibende Aufmerkſamkeit Anſpruch haben dürften. -- Zuerſt theilen wir die betreffende Aeußerung des Freiherrn v. Gagern mit, und laſſen ſodann unſere Bemerkungen folgen.

Freiherr von Gagern sagt:

„Montesquieu hält den Adel für einen natürlichen „Zwischenstand und Stütze des Thrones. Aber er hat „weder gesagt noch sagen wollen, daß er immer fechtend „für die Erweiterung der Kronprärogativen müsse gefun„den werden und Delolme hat die neuern Beispiele zu„sammelt, wo das Oberhaus die National-Freiheit gegen „Irrthümer des Unterhauses beschirmte. Die Frage von „zwei Kammern ist in kleinen Staaten von keiner Be„deutung, in den großen, von der allerhöchsten, für „Ruhestand und Stetigkeit; von so großer Bedeutung, „daß die Berufung und Begünstigung des Adels weder „das erste Motiv, noch die wesentlichste Betrachtung ist. „Es ist auch keineswegs eine Erfindung neuerer Zeit und „die alten politischen Weltweisen hatten bei der Austhei„lung der Gewalten von den Nachtheilen der Zahl: zwey, „und den Vorzügen der drei- und selbst vierfachen voll„kommen richtige und praktische Begriffe. Die Pythago„rischen Ueberlieferungen sind davon voll. Lykurgs Rath „der Alten beruhete darauf. Sie wußten oder hatten „erfahren, daß aus zwei gegeneinander übergestellten Ge„walten, wenn ein drittes Temperament fehlt, eine oft „wiederkehrende zu heftige Reibung nothwendig hervorge„hen muß, die alsobald zu Extremen führt. In ihrer „Sprache, wie in der unserigen, war das Wort: „Zwie„tracht" von solchem üblen Innhalte und Vordeden„tung. Und selbst im Falle der Eintracht fürchteten sie „noch Nachtheile, gesetzgeberische Sucht, oder Uebereilung „und zu schnelles Rennen, oder Erschlaffung und Käuf„lichkeit. Diejenigen, die bei uns im Augenblick der „neuesten Vorgänge von der beständigen deutschen Herz„lichkeit, von der voraussichtlichen ungetrübten Einigkeit „zwischen Fürst und Volk, oder den Stellvertretern in „süssen Worten reden, täuschen sich oder andere. Den

„brittiſchen Politikern müſſen die, die ernſtlich dieſe Grund-
„ſätze behaupten, noch in der Kindheit ihrer Einſichten
„erſcheinen, denn ihr ganzes Syſtem iſt auf dieſes drei-
„fache — the result of a threefold power — gebaut.
„In Amerika, wo kein Adel der Geburt iſt, weil keiner
„im Beginnen oder zu vererben war — iſt dieſe Theorie
„ſo anerkannt, ſo geläufig und geläutert, daß nicht nur
„an der Centralbehörde, ſondern ſelbſt faſt ohne Ausnah-
„me in den einzelnen Staaten die zwei Kammern beliebt
„worden ſind. Hammilton, Gay und Maddiſſon, die
„das jetzige federaliſtiſche Syſtem dort durch ihre Schrif-
„ten befeſtigten, zeigen dieſe Nothwendigkeit conſequenter,
„als irgend Jemand in England. Sie haben ein eigenes
„Wahlſyſtem dort dafür geſchaffen, auf Alter, Anſehen
„und Vermögen gegründet. Aber auch anderwärts wer-
„den die Häupter und Vorſteher der Kirchen und hohen
„Schulen, als erprobte Männer, gleichgültig von welcher
„Geburt und Geſchlecht, leicht dazu berufen, und ſo
„wahrſcheinlich auch unter uns. Dem hohen Adel ge-
„bührt dieſe Rolle weniger aus Rechten der Geburt, als
„vermöge ſeines großen Landeigenthums. Die römiſche
„Maxime in des Livius Worten:

„A censu maxime et Senatum et judices legit, po-
„tentioremque eam partem civitatis fecit, cui salva
„tranquillaque omnia magis esse expediebat. Dieſe
„alte Lehre iſt unwiderſprechlich, und auf der Erde zu
„ihrem Frommen bewahrt geblieben; und die Griechen
„befanden ſich dabei übel, ſo oft ſie ſie verließen. —
„Und ſo wenig habe ich bei dieſer Entwickelung, in ſo
„naher Beziehung mit dem 13ten Artikel der Bundesacte,
„bei dieſer lebhaften Ueberzeugung, eine perſönliche Ab-
„ſicht, oder Abſicht für meinen Stand, daß ich ganz
„und gar nichts dagegen einwendete, vielmehr es begün-
„ſtigen würde, wenn ſich die Ritterſchaft in ihrer Maſſe,

„wie in Großbrittannien, den Gemeinen zuzählte. —
„Nachdem ich diesen gerechten Tribut der Monarchie und
„Aristokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch
„Demokrat. Freilich nicht regellos und stürmisch, son-
„dern ich strebe in dem verständigen Sinn es zu seyn,
„der der Freiheit und der Ordnung zusagt. Denn das ist
„eben, worinn wir zurück sind, der unverständige und
„schädliche Antagonism in Deutschland, den ich befeinde,
„daß schon das Wort: „Aristokratie" den Ohren der
„einen so ein Gräuel ist, als den andern: „Demokratie."
„Ich bekenne mich dazu so unumwunden, daß ich man-
„chen Herrn an der Donau vielleicht damit in Erstaunen
„setzen werde." ꝛc.

Commentar.

Versuchen wir diese zum Theil dunkeln Andeutungen ins Klare zu setzen.

Montesquieu, der den Geist aller Verfassungen, der aristokratischen, demokratischen und monarchischen untersucht, sagt: „daß untergeordnete und abhängige Zwischen-
„mächte die Natur der monarchischen Regierungsform be-
„gründen." Er hält den Adel „für die natürlichste unter-
„geordnete Zwischenmacht in der Monarchie, zu deren We-
„sen der Adel gewissermaßen gehöre, weil es ihr Grund-
„gesetz sey: kein Monarch, kein Adel; kein Adel, kein
„Monarch. — „Aber" — setzt er hinzu — „man hat
„einen Despoten," — wodurch er ohne Zweifel zu verste-
hen geben will, daß der Adel allein nicht gegen Despotie schützt. — Uebrigens hat Montesquieu weder gesagt, noch sagen wollen, daß der Adel, unbekümmert um die Rechte des Volkes, sich zur fortwährenden Unterdrückung derselben in eine Kaste vereinigen, sich für eine selbstgenügende Macht ansehen soll, die für nichts zu sorgen hätte, als für

Befreiung von Staatslaſten, für ausſchlieſſenden Beſitz der höhern Stellen, die ihm, sogar ohne perſönliches Verdienſt, zukommen. — Er hat ebenſowenig geſagt daß der Adel immer fechtend für die Erweiterung der Kronprärogativen müſſe gefunden werden. — Indem der Adel zwiſchen Fürſt und Volk ſteht, ſoll er wiſſen, daß ſein eigenes Daſeyn durch den Beſtand zweier andern Mächte bedingt iſt. Er ehre die Rechte einer jeden, und ſuche nicht bei dem Ruin der einen oder der andern einen augenblicklichen Vortheil. Stürzt er den Fürſten, ſo fehlt der Schutz gegen das Volk, ſtürzt er das Volk, ſo iſt der Despotie der Weg gebahnt. Der Adel erkenne, daß das Volk, als ein dritter, den Staat mitbildender Stand, nothwendige, unverlierbare Rechte habe, daß es befugt ſey, dieſe Rechte zu ſichern, — daß es ſich nicht begnügen könne, wenn der Adel ſich als geborner Vormund des Volkes aufdringt, ohne dem Volke eine Zuflucht zu geſtatten gegen etwaige Anmaßungen des Adels. In gelungenen Monarchien *) ſtrebt ein aufgeklärter Adel nie dahin, die Rechte des Volks zu ſchmälern; ſelbſt, wenn das Volk, feig oder kurzſichtig, ſich unterdrücken läßt, ſo weiß der Adel dort, daß ſeine eigene Exiſtenz gefährdet iſt, durch jede Art von Verletzung der Rechte, ſie treffe den Adel, den Fürſten, oder das Volk. Delolme hat neuere Beiſpiele geſammelt, wo das Oberhaus in England die Nationalfreiheit gegen Irrthümer des Unterhauſes beſchirmte.

Wollte der Adel auch nur nach einem entſchiedenen Uebergewichte ſtreben, ſonach eine eigentliche Ariſtokratie einführen: ſo wäre ihm doch zu rathen, ſeinen Forderungen Maaß und Ziel zu ſetzen. Montequieu ſagt: „Die

*) Wir bedienen uns des Ausdrucks „gelungene Monarchie," um anzudeuten, daß dort, wo die Monarchie ihren Zweck nicht erfüllt, ſie als ein mißlungener Verſuch anzuſehen ſey.

„Ariſtokratie artet aus, ſobald die Macht des Adels will„kührlich wird, — dann können weder die Regierenden „noch die Regierten Tugenden beſitzen. Der Gipfel des „Verderbniſſes aber iſt es, ſobald der Adel erblich wird, — „dann gibt es keine Mäßigung mehr. — Iſt die Zahl der „Edelleute klein, ſo iſt ihre Macht groß, aber ihre Sicher„heit gering; ſind ihrer mehrere, ſo iſt ihre Macht gerin„ger, aber ihre Sicherheit wird größer; dergeſtalt, daß, „wo die Macht im Wachsthum, die Sicherheit immer in „der Abnahme, bis ein Despot aufſteht, aus deſſen Haupt „das Uebermaß der Macht und der Gefahr ruht. — Die „große Anzahl der Edelleute wird die Regierung weniger „gewaltſam machen; weil man aber unter ihnen wenig „Tugenden findet, ſo wird man bald in Nachläſſigkeit, „Faulheit und Hingebung an den Zufall gerathen, wo„durch der Staat an Stärke und Spannkraft verlieren „muß. — Ebenſo artet die Monarchie aus, wenn „den untergeordneten Mächten, dem Adel oder dem „Volke — ihre Rechte geraubt werden; wenn der „Fürſt Alles einzig auf ſich bezieht, wenn er den Staat „auf ſeine Hauptſtadt, dieſe auf ſeinen Hof und den „Hof auf ſeine Perſon einſchränkt; — wenn er vergißt, „daß ein Monarch ſich für ſicher halten, wie ein Despot „ſich in Gefahr glauben ſoll. — Das Princip der Monar„chie, welches die Ehre iſt, artet in Verderbniß aus, „wenn ein Unterthan niederträchtig und zugleich mit „Würden und Auszeichnungen bedeckt ſeyn kann. — Al„les, was die Macht des Monarchen unbeſchränkt aus„dehnt, vermindert ſeine Sicherheit, und ſollte daher als „Hochverrath beſtraft werden.“

Die Frage von zwey Kammern iſt in kleinen Staaten von keiner Bedeutung, in den großen, von der allerhöchſten, für Ruheſtand und Stetigkeit. Von ſo großer Bedeutung, daß die Berufung und Begünſtigung des

Adels weder das erste Motiv, noch die wesentlichste Betrachtung ist. Vielmehr ist die Sicherung und Begünstigung der allgemeinen Interessen die erste wesentliche Bedingung zum Beginnen einer auf staatsrechtliche Principien gegründeten Verfassung. Das Volk ist das Eine, Bleibende im Staate, ohne welches selbst die Würde des Fürsten, des Schützers, Beschirmers und Wächters der Gerechtigkeit im Volke, ein Unding wäre. Der Fürst ist für das Volk und durch dasselbe; nicht umgekehrt das Volk für den Fürsten und durch ihn. Es gibt Völker ohne Fürsten, aber keinen Souverän ohne Volk.

Weil dem Fürsten, damit er sein Amt führe, alle dem allgemeinen Gesetz unterwürfig zu erhalten, nothwendig eine große Macht gegeben werden muß, welche, da die Fürsten Menschen sind, gemißbraucht werden kann: so haben die Völker, (wo sie bei der Staatseinrichtung mit Vernunft zu Werke giengen, wo sie ihr höchstes Interesse nicht dem Zufalle Preis gaben,) auf Mittel gesonnen, der Macht der Fürsten ein Gleichgewicht zu geben. Dies und nichts anders beabsichten die Verfassungen in geordneten Staaten. Allerdings fanden sich in jedem Lande durch Verdienst, Einsicht, Vermögen oder Einfluß ausgezeichnete Männer, die das Zutrauen beider Theile, des Fürsten und des Volkes, genossen, an welche sie sich bei Streitigkeiten wenden und ihre Vermittelung aufrufen mochten. So läßt sich ein sehr ehrenvoller Ursprung des Adels wenigstens denken; auch ändert es nichts in den Principien, warum es hier zu thun ist, wenn bei uns der Adel auf einem andern Wege zu Ansehen und Würden kam. Genug der Nutzen eines vermittelnden Standes wird durch ihn beabsichtet.

In dieser Beziehung ist der Adel keineswegs eine Erfindung neuerer Zeit, und die alten politischen Weltweisen hatten bei der Austheilung der Gewalten von den

Nachtheilen der Zahl zwei, und den Vorzügen der drei und selbst viersachen zum Theil richtige und praktische Begriffe. Man könnte sagen, die Pythagoräischen Ueberlieferungen sind davon voll, — wenn der Ernst der Untersuchung erlaubte, unverstandene Sagen als Beweise anzuführen. Lykurgs Rath der Alten beruhte nicht auf einen mystischen Glauben an die Zahl: drei, sondern, — wie wenigstens Plato und Plutarch annehmen, — auf die Idee der Vermittelung. Der Rath der Alten, sagt Plutarch, vereinigte sich mit den Königen, wenn es nöthig war, der Volksgewalt entgegen zu arbeiten, und ebenso trat er auf die Seite des Volkes, wenn die königliche Gewalt in Tyranney auszuarten drohte. — Durch diesen Senat wollte Lykurg so wenig alle Rechte des Volkes unterdrücken, daß er das bekannte Orakel, Rhetra genannt, veranlaßte: „Wenn du die Eintheilung zu Stande „gebracht, dann versammle das Volk. Du schlägst „vor, aber dem Volke gehört das „Recht zu bestätigen oder zu verwerfen." Dieses Gesetz wurde zu Sparta als göttlicher Ausspruch verehrt.

Hierbei ist zu erinnern, daß der Senat des Lykurg aus Männern gewählt wurde, die durch Reife des Alters und der Erfahrung ausgezeichnet waren. Lykurg war so weit entfernt, dem Zufall einen gesetzmäßigen Einfluß auf den Staat einzuräumen, daß er sogar, um den Vorsprung des Reichthums aufzuheben, eine gleiche Vertheilung aller Länderrien bewirkte, „damit die Spartaner „blos in der Tugend einen Vorzug suchen möchten und „unter ihnen keine andere Ungleichheit statt fände, als „die das Lob guter und der Tadel schlechter Handlungen „bestimmt." (Plutarch). Auch Romulus errichtete seinen Senat nicht zur Unterdrückung des Volkes, sondern damit dieser sich der Geringern mit Sorgfalt und Achtsam-

keit annehmen ſollte. Er berief das Volk ſelbſt zur gemeinſchaftlichen Verſammlung und gab ihm Zunftmeiſter.

Die Alten, ſo ſcheint es, wußten oder hatten erfahren, daß aus zwei gegeneinander übergeſtellten Gewalten wenn ein drittes Temperament fehlt, eine oft wiederkehrende zu heftige Reibung nothwendig hervorgehen muß, die alſobald zu Extremen führt. Eine Macht, die, wie unſer Adel, aus angebornem Recht das Volk von aller Theilnahme am öffentlichen Leben ausſchließen will, erkannten ſie als widerrechtlich. Wo ehrgeizige Unterdrücker dem Volke die Ausübung ſeiner Rechte verſagten, da gaben die Alten ihnen den Namen: „Tyrannen," — und ehrten Diejenigen als Wohlthäter des Staates, welche ihn von den Tyrannen befreiten. — Uebrigens hatte, — beyläufig geſagt, — der Druck dieſer Tyrannen das Eigenthümliche, daß er ſich nur auf perſönliches Uebergewicht eines Einzelnen ſtützte. Eine auf die Dauer und Vererbung organiſirte Despotie, welche fortwirkt, auch wenn der Despot verſchwindet, ja, ſelbſt wenn er perſönlich zur Gerechtigkeit geneigt wäre, — eine ſolche Despotie iſt ſpäteren Urſprungs. Sie bildete ſich unter den römiſchen Cäſaren. Hierin liegt der weſentlichſte, noch zu wenig erkannte Unterſchied zwiſchen unſerer und der alten Politik. Wir ſind noch viel zu ſehr dem Despotismus zugezähmte Sclaven, als daß wir uns zu der Freiheit der griechiſchen Republiken, auch nur in Gedanken erheben könnten.

Nicht dem Fürſten und dem Senate allein war bei den Griechen und ältern Römern die Sorge für das Gemeinwohl anvertraut, auch das Volk, als dritte Macht wurde befragt und ihm gebührte gewöhnlich die Entſcheidung. Zwei Gewalten hielt man für gefährlich. In ihrer Sprache, wie in der unſerigen, war das Wort: „Zwietracht" von ſo üblem Innhalte als übler Vorbedeutung. Und ſelbſt im Falle der Eintracht fürchteten ſie noch Nach-

theile, gesetzgeberische Sucht, oder Uebereilung und zu schnelles Rennen, oder Erschlaffung und Käuflichkeit.

Diejenigen, die bei uns im Augenblick der neuesten Vorgänge von der beständigen deutschen Herzlichkeit, von der voraussichtlichen ungetrübten Einigkeit zwischen Fürst und Volk in süßen Worten reden, ohne dem Volke eine seine Rechte verbürgende Institution zuzugestehen, täuschen sich oder wollen andere täuschen. Die größte Täuschung wär' es, wenn man die Könige überreden wollte, den Adel als Repräsentanten des Volkes anzuerkennen. — Den britischen Politikern müssen die vornehmen Herren, die ernstlich diese Grundsätze behaupten, noch in der Kindheit ihrer Einsichten erscheinen, denn der Engländer ganzes System ist auf eine dreifache Macht gebaut.

Wo die Rechte des Volks gekannt, geehrt und gesichert sind, dort wird kein verständiger Bürger den Adel um gesetzmäßige, geregelte Vorzüge beneiden; er wird in ihm vielmehr eine Stütze der Verfassung erkennen und ehren. Er wird sich leicht vom Nutzen einer Mittelmacht überzeugen, die in gesetzliche Schranken gehalten werden kann. — In Amerika ist kein Geburts-Adel, weil die Stifter der Republik, die ihn allenfalls hätten vererben können, das Gemeinwohl einer äußern Auszeichnung vorzogen; gleichwohl erkannten sie die Güte der Theorie von Theilung der Gewalten; daher nicht nur in dem Centralcongreß, sondern selbst fast ohne Ausnahme in den einzelnen Staaten die zwei Kammern beliebt worden sind. Ein merkwürdiges Beispiel, daß das Wesen einer Senatorischen Zwischenmacht ohne Erbadel bestehen kann. — Hamilton, Gay und Maddisson, die das jetzige föderalistische System in Nordamerika durch ihre Schriften befestigten, zeigen die Nothwendigkeit von zwei Kammern consequenter als irgend jemand in England, weil hier die erblichen Ansprüche schon das reine Prinzip verfälschten. Die

Amerikaner haben ein eigenes Wahlsyſtem dafür geſchaffen, auf Alter, Anſehen und Vermögen, — nicht auf Geburt gegründet.

Aber auch anderwärts und vorzüglich in Deutſchland wird die Theorie von drei Gewalten keineswegs beſtritten. Wenn bey uns die Schriftſteller über den Adel ſich freimüthig äußern, ſo wollen ſie nicht ihn, ſondern ſeine Anmaßungen bekämpfen. Sie zeigen die Nothwendigkeit, dem Volke Schutz ſeiner aus der Vernunft und der Geſchichte erweislichen Rechte zuzugeſtehen. — Jeder, dem der Geiſt der Geſchichte nicht fremd iſt, weiß, daß überall, wo man die Zulaſſung des dritten Standes zu den National Verſammlungen einführte, die wohlthätigſten Folgen ſichtbar wurden. Robertſon, der nicht zu den Demagogen gezählt werden kann, ſagt von dieſer Zulaſſung des dritten Standes: „Sie milderte die Härte der bisherigen „ariſtokratiſchen Unterdrückung, ſie ſicherte der großen „Mehrheit des Volks, das früher keinen Vertreter hatte, „thätige und mächtige Beſchützer, ſie führte eine Mittel„macht zwiſchen dem Könige und dem Adel ein. Bil„ligkeit, Ordnung, Gemeinwohl, Abſtellung „der Beſchwerden wurden übliche Redensarten und „Begriffe, und in den Statuten und der Jurisprudenz „anerkannte Rechtsgründe.“ — Faſt alle Verbeſſerungen der Geſetze ſind in den nächſt verfloſſenen Jahrhunderten, zu denen man uns zurückführen will, von dieſer bürgerlichen Mittelmacht ausgegangen. „Alle Rechte„händel, die das Eigenthum betrafen, wurden in den „ſtädtiſchen Gemeinheiten durch Obrigkeiten und Richter „unterſucht, die die Bürger dazu ernannt hat„ten. Ihre Urtheilsſprüche waren billiger und beſtimm„ter, als ſolche Entſcheidungen, die nur von dem eigen„ſinnigen und willkührlichen Gutdünken eines Herrn ab„hiengen, der über alle Geſetze hinausgeſetzt zu ſeyn glaub-

„te." — Dieß bewirkte, daß eine gründlichere Rechtskunde auch in den Königlichen Gerichtshöfen eingeführt wurde; „und die Edelleute verließen allmählig ihre „Plätze in den Gerichtssälen, wo ihre Unwissenheit „sie der Verachtung blos stellte." — Den freien Gemeinheiten der Städte verdankt Europa den ersten Antrieb zur Aufhebung der Leibeigenschaft; ihnen verdankt der Adel selbst das endliche Erwachen aus den Träumen seiner Unwissenheit. Nach dem Maaße als sich Sinn für Wissenschaften, Geschmack und Kunstfleiß durch die Städte verbreitete, nahm die Rohheit des aristokratischen Geistes ab. Ein besserer Geist fieng nach und nach an, den Adel zu beseelen; die Edelleute erklärten sich für Schutzherren und Rächer der gequälten Unschuld; sie nahmen sanftere und geschliffenere Sitten an, während sie früher nur als Räuber auf ihren Schlössern hausten.

Diese wohlthätigen Folgen brachte die Anerkennung des dritten Standes als einer Macht im Staate. — Zwar fehlte es Anfangs, in den Zeiten der Barbarei, nicht an Klagen über diese Neuerungen. Guibert Abt von Nogent nennt sie: „verfluchte Erfindungen, wodurch „Sklaven sich des ihrem Herrn schuldigen Gehorsams „entziehen." Später aber erkannte der Adel seinen eigenen Vortheil bey diesen Einrichtungen. In mehreren Provinzen von Frankreich trat er mit den Gemeinheiten zusammen, und beide verbanden sich, ihre Gerechtsame gegenseitig gegen das furchtbare und willkührliche Verfahren des Königs zu vertheidigen.

Will, nach allen diesen Lehren der älteren Geschichte, nach den neueren, seit der französischen Revolution, der deutsche Adel die Nothwendigkeit verkennen, dem dritten Stande, dem Volke, seine Rechte gebührend einzuräumen? Wird er darauf beharren, daß höchstens einige Häupter und Vorsteher der Kirche und hohen Schu-

ſen zu den vom Adel beherrſchten Landtagen berufen werden?

Der Adel behaupte ſein Recht, indem er zugleich jenes des Bürgers ehre. Er trotze nicht auf Befreiung von Staats-Laſten, auf das Recht, den Bürger zu beſteuern, auf Erbbeſitz der höhern Stellen. Dieſe Anſprüche können weder rechtlich, noch hiſtoriſch begründet werden. Rechtlich widerſprechen ſie dem Begriff des Staates; hiſtoriſch können alle freie Bürger gleiches Recht nachweiſen. Es iſt anerkannt ein politiſcher Grundſatz ſelbſt des Lehnſyſtems, daß kein freier Mann nach Geſetzen regiert oder mit Abgaben belaſtet werden ſoll, als nur in ſo fern er ſeine Zuſtimmung gegeben. Daher nirgend, wo man die Gemeinheiten als geſetzmäßige Glieder des Staates anerkannte, ihnen dieſe Rechte freier Leute ſtreitig gemacht wurden. — Es iſt nicht weniger bekannt, daß in den älteſten Zeiten, die hohen Aemter nicht aus dem Adel beſetzt wurden, daß nur Geſchicklichkeit, Tapferkeit und Tugend darauf Anſpruch gaben. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, ſagt Tacitus von unſern Vorfahren.

Ich gebe zu, daß dem hohen Adel der Rang der erſten Zwiſchenmacht gebühre, doch weniger aus Rechten der Geburt, als vermöge ſeines großen Landeigenthums. Wo dieſes fehlt, da ſoll er keine Anſprüche machen. — Das große Landeigenthum verdient in den neuen ausgedehnten Staaten vorzügliche Berückſichtigung; diejenigen, welche demſelben nicht die erſte Stimme bey den Ständ-Verſammlungen zugeſtehen, verkennen den gegenwärtigen Zuſtand der Geſellſchaft, oder ſind durch Anmaßungen des Adels zur leidenſchaftlichen Einſeitigkeit verführt.

Abſolute Ruhe iſt zwar im Staate weder möglich noch wünſchenswerth, denn wo Menſchen leben, da iſt Bewegung, Uebergang, Entwickelung; gleichwohl muß

der Bestand der Ordnung wenigstens für eine Zeit Sicherheit finden. Die Sorge für diesen Bestand wird am zweckmäßigsten denjenigen anvertraut, deren Interesse durch den Wechsel gefährdet werden könnte, was ohne Zweifel von den großen Gutsbesitzern gilt.

Als die griechischen Staaten bereits in Verfall, mit sich selbst in Uneinigkeit gerathen waren, und weder die Freiheit zu erhalten, noch sich eine Verfassung zu geben wußten; als die Römer mit den Waffen in der Hand diesen Griechen eine Art von Freiheit, und eine Constitution zu schenken für gut fanden: da legte Quinctius Flaminius, wie Livius berichtet, bey der Wahl der Senatoren und Richter, den Vermögens-Zustand zum Grunde und gab den größern Antheil an der Staatsverwaltung denen Bürgern, deren eigener Vortheil mit der allgemeinen Wohlfarth und Ruhe am stärksten verbunden war.

Diese Maxime scheint auf uns um so mehr anwendbar, als wir mit jenen Griechen, was die Uneinigkeit und die Schwierigkeit in der Selbsthülfe betrift, ungefähr in gleichem Fall uns befinden. — Die früheren Griechen, vorzüglich die Spartaner, giengen von andern Grundsätzen aus, und behaupteten sie Jahrhunderte lang mit Ruhm, Glück und Selbstständigkeit. Gegen Quinctius Flaminius selbst führte der Lacedämonier Nabis, den die Römer einen Tyrannen nannten, die bedeutende, keineswegs tyrannische Rede, die wir ebenfalls im Livius finden:

Noster legumlator non in paucorum manu rempublicam esse voluit, quem vos Senatum adpellatis: nec excellere unum aut alterum ordinem in civitate: sed per aequationem fortunae ac dignitatis fore credidit, ut multi essent, qui arma pro patria ferrent. (Unser Gesetzgeber wollte nicht, daß die Staats-Verwaltung in den Händen Weniger sey, die ihr den Senat nennt, noch daß ein Stand über den andern im Staate das Ue-

bergewicht habe; er glaubte vielmehr, daß, bey der Gleichheit des Vermögens und des Anſehens, das Vaterland deſto zahlreichere Vertheidiger finden würde.)

Weil indeſſen die Griechen einmal genöthigt waren, die römiſche Staatsweisheit für die Beſte zu halten, ſo unterwarfen ſie ſich dem Geſetz des römiſchen Imperators, und befanden ſich auch ſowohl dabey, als ſich ein Volk befinden kann, das ſeine Selbſtſtändigkeit verloren hat, und die Freiheit ſich von Fremden ſchenken laſſen muß.

Jene römiſche Maxime alſo dürfen wir unſerem gegenwärtigen Zuſtand angemeſſen annehmen, und ſonach rathen, den Stand der großen Ländereigenthümer als die erſte Zwiſchenmacht anzuerkennen.

Dies ſind die Ideen, welche die Anhänglichkeit der neuen Völker an conſtitutionelle Monarchie erklären. Die Einwirkung des demokratiſchen Elements wird dabey nicht gänzlich zurückzuweiſen, ſondern in dem Sinne anzuerkennen ſeyn, der der Freiheit und der Ordnung zuſagt. Denn das iſt eben, worinn wir zurück ſind, der unverſtändige und ſchädliche Antagonism in Deutſchland, den ich befeinde, daß ſchon das Wort: „Ariſtokratie," den Ohren der einen ſo ein Gräuel iſt, als den andern „Demokratie."

VI.

Vertheidigung

gegen eine Anklage

von Seiten des Herrn von Blittersdorf,

betreffend einen in den politischen Annalen abgedruckten Aufsatz,

Die Diplomaten

betitelt.

Wenn der Prophet redet in dem Namen des Herrn, und wird nichts daraus und kommt nicht, das ist das Wort, das der Herr nicht geredet hat; der Prophet hat es aus Vermessenheit geredet, darum scheue dich nicht vor ihm.
5. B. Mosis XVIII. 22.

Der Bericht des Herrn von Blittersdorf über den Deutschen Beobachter enthält folgende Stelle:

„Da der Deutsche Beobachter alle Stände, selbst die „achtungswürdigsten, die über seinen Geifer hoch erhaben „sind, angreift, so würden die Diplomaten sich zu be„schweren haben, wenn sie, die an so vielem Unheil Schuld „sind, vergessen worden wären.

„Der Deutsche Beobachter wußte aber hiezu in seinem „Arsenale keine Waffe zu finden, die giftig genug gewe„sen wäre. Deshalb wendet er sich an ein Journal, das „in mancher Hinsicht mit ihm wetteifert, nämlich an die „Allgemeinen politischen Annalen, und entlehnt aus diesem,

„in No. 21 und 23, Auszüge aus einem „die Diplo-
„maten" überschriebenen Aufsatze, in welchem diese an-
„gesehene Klasse von Beamten aufs unanständigste und
„frivolste behandelt, und von den Diplomaten mit eben
„so viel Anmaßung als Wegwerfung gesprochen wird.

„Der Deutsche Beobachter mußte freilich, um seinem
„löblichen Zwecke zu genügen, das Seinige dazu beitragen,
„damit dieser Aufsatz nur ja der größern Anzahl nicht
„unbekannt bliebe, und dieser dadurch deutlich gemacht
„würde, von welchen verächtlichen Personen und durch
„welche verächtliche Mittel ihre größten Geschäfte verwal-
„tet werden.

„Der Redakteur oder Censor der Zeitung hat jedoch
„rathsam gefunden, einige der frechsten und beleidigendsten
„Aeußerungen des Original-Aufsatzes etwas zu mildern;
„so wie er in den Annalen zu lesen ist, gehört er aber
„unstreitig unter die, von welchen, wie von einer Ehren-
„sache für die Bundesversammlung, und für die ersten
„deutschen Fürsten und Minister, hätte Notiz genommen
„werden sollen.

„Ungeachtet nun aber die Mitglieder des Ausschußes
„gleichfalls zu der Klasse der Diplomaten gehören, und
„es daher scheinen möchte, als sprächen sie, zum Theil
„wenigstens, in eigener Sache, so nimmt der Ausschuß
„dennoch nicht den geringsten Anstand, offen zu erklären,
„daß er alle zeither angeführten Artikel für unverträg-
„lich mit dem monarchischen Prinzip und dem Artikel 57,
„der Wiener Schlußakte, und ebendeshalb auch mit der
„Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten, erachtet."

Da der Verfasser des erwähnten „die Diplomaten" überschriebenen Aufsatzes in den Allgemeinen politischen Annalen sich nicht genannt hat: so wird es in dem Augenblicke, wo der Aufsatz Anlaß zu einer öffentlichen Anklage gibt, seine Pflicht, sich zu demselben zu bekennen,

damit der Verdacht, ihn geschrieben zu haben, nicht einen Unschuldigen treffe. Er erfüllt diese Pflicht hiermit öffentlich, und erklärt sich für gefaßt, auf alle daraus hervorgehenden rechtlichen Folgen. Diese Pflicht ist aber unzertrennlich von dem ihr zur Seite stehenden Recht der Vertheidigung; und zwar muß es ihm gestattet seyn, sich vor eben dem Tribunal zu vertheidigen, vor welchem er angeklagt wurde. Dieses Tribunal ist nicht etwa ein, irgendwo in Deutschland bestehender realer Gerichtshof, sondern lediglich die öffentliche Meinung; denn keine wirkliche Autorität hat den Verfasser jenes Aufsatzes zur Verantwortung gezogen, oder einen ihn betreffenden richterlichen Beschluß gefaßt; die Anklage ist eine bloß zufällige, im Vorbeigehen ausgesprochene Aeußerung des Berichterstatters in der Sache des deutschen Beobachters; der Bundestag hat die Unterdrückung des letztern beschlossen, nicht aber alle im Bericht enthaltenen Meinungen und Urtheile für eine von competenter Behörde gefällte rechtskräftige Sentenz erklärt. Des Herrn von Blittersdorf Anzeige also, daß er in dem Aufsatze „die Diplomaten" Unanständigkeiten und Frivolitäten zu finden glaube, von welchen, „als von einer Ehrensache für die Bundesversammlung und für die ersten deutschen Fürsten und Minister, hätte Notiz genommen werden sollen, welche unverträglich wären mit der Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten" — diese Anzeige, der die Bundesversammlung keine rechtliche Folge gab, ist blos eine Appellation an die öffentliche Meinung, und keineswegs ein zu Recht bestehendes Urtheil, dem sich achtend zu unterwerfen eine Bürgerpflicht seyn müßte.

Indem sonach das Verhältniß der Anklage des Herrn von Blittersdorf zu dem blos idealen Gerichtshofe des Publikums oder der öffentlichen Meinung offenbar vorliegt, kann auch die Vertheidigung des Angeklagten nicht anders

wohin gewieſen werden; ſondern muß ebenfalls öffentlich ſeyn, und wird er ſich dabei auf diejenigen Geſetze berufen dürfen, die von jener Behörde, als die ihrigen, jederzeit anerkannt wurden, auf Logik nämlich, öffentliche Moral, allgemeines Recht und allgemeine Politik. Dieſes Recht der Berufung iſt um ſo unſtreitbarer, als ſelbſt in dem Fall, daß des Herrn von Blittersdorf Meinung zum allgemeinen Bundesgeſetz wäre erhoben worden, doch alles, was ſich Logiſches, Moraliſches und Rechtliches in ſeinem Berichte finden möchte, denjenigen Facultäten des menſchlichen Geiſtes, welche in dieſen Gebieten der Wiſſenſchaft rechtlich begütert ſind, nicht, als ihrer Beurtheilung fremd, entzogen werden kann.

Von dem mir zuſtehenden Rechte der öffentlichen Vertheidigung glaube ich um ſo mehr Gebrauch machen zu müſſen, als in einer Zeit, wo Faktionsgeiſt und Leidenſchaften allerdings die Preſſe zu ihrem Inſtrumente herabwürdigen, die Anſtalten gegen dieſen Mißbrauch nur zu leicht über die Linie des Rechts hinüberſchreiten, ſich Eingriffe in ein fremdes Gebiet erlauben, und allgemeinen Schrecken unter allen Schriftſtellern verbreiten, wo doch nur die Bezähmung der Schuldigen gemeint ſeyn kann. In dieſer Beziehung ſchien es mir von einem allgemeinen Intereſſe geboten, durch die That zu beweiſen, daß ich vor der öffentlich ausgeſprochenen Meinung des Herrn von Blittersdorf nicht erſchrocken bin, und zu erſchrecken keine Urſache hatte.

So gute Gründe ich aber, mich zu vertheidigen, zu haben glaube, ſo ſchwer wird es mir, den eigentlichen Grund der Anklage aufzufaſſen, indem es Herrn von Blittersdorf nicht gefallen hat, diejenigen Stellen in dem beklagten Aufſatze auszuzeichnen, welche ſeine Sorgfalt für „die „Erhaltung des Friedens und der Eintracht im Bunde“ aufriefen. Eine Klage ſoll beſtimmte Anhaltspunkte ge-

ben, die dem Richter als Gründe der Verurtheilung dienen können; wo man sich von dieser Regel entfernt, wo man, in allgemeinen, oft schwankenden oder unbestimmten Ausdrücken, ein Verbrechen oder Vergehen mehr andeutet als bezeichnet und nachweist: da geräth der Beklagte nicht weniger als der Richter in Verlegenheit, und beide wissen nicht, wovon es sich eigentlich bei dem Prozesse handelt. In solchen Fällen gibt es kein anderes Mittel aufs Reine zu kommen, als daß man jedes Wort der Anklage auf einen bestimmten Begriff zurückführt, diesen mit dem vorliegenden Thatbestande vergleicht, und mit den Gesetzen des Verstandes und des Rechts zusammenstellt, um die angeschuldigte Verletzung derselben als wirklich oder nichtig nachzuweisen. Dieser Arbeit muß ich mich unterziehen *).

„Da der Deutsche Beobachter," sagt Herr von Blittersdorf, „alle Stände, selbst die achtungswürdigsten, die über seinen Geifer hoch erhaben sind, angreift, so würden die Diplomaten sich zu beschweren haben, wenn sie, die an so vielem Unheil Schuld sind, vergessen worden wären."

Die Vertheidigung des deutschen Beobachters ist eine mir völlig fremde Angelegenheit; in so fern aber die gegen ihn erhobene Klage in dieser Stelle sich unmittelbar auf den Abdruck des Aufsatzes „die Diplomaten" bezieht, muß ich sie als auch gegen mich gerichtet ansehen, und daher in den Sinn und die Bedeutung des vorstehenden Satzes einzudringen suchen. Der deutsche Beo-

*) Daß ich diese Arbeit so spät dem Publikum vorlege, daran ist einzig der Umstand schuld, daß ich die Aufnahme meiner Vertheidigung von keinem Journal erwarten konnte; ich mußte also die Gelegenheit wahrnehmen, sie einer eigenen Schriften-Sammlung beizufügen.

bachter soll die achtungswürdigsten Stände, die über seinen Geifer hoch erhaben sind, angreifen. Wodurch würde sich diese Erhabenheit am unläugbarsten kund geben? Offenbar dadurch, daß sie von der niedrigen Schmähsucht (wie man das Wort: „Geifer" hoffentlich nicht unanständig *) erklären kann) keine Notiz nimmt; daß sie, im Gefühl ihrer Würde, schweigend bei der Unwürdigkeit vorübergeht, aus Besorgniß, durch Berührung derselben, sich selbst zu entwürdigen. Unstreitig hat Herr von Blittersdorf an eine solche Erhabenheit gedacht; seine Worte können nichts anders heißen, und zum Ueberfluß erklärt die ironische Form seines Satzes, daß hier nicht eine ernsthafte Analyse des Geifers, sondern nur eine Verspottung desselben gemeint seyn kann. Wie sollen wir aber die Erhabenheit über den Angriff mit der Herablassung zum Gebrauche spaßhafter Waffen vereinen? Denn die Ironie ist nur Spaß, wenn sie auch nicht bitter oder nicht witzig seyn sollte. In einer öffentlichen Klageschrift, welche das Verlangen nach Bestrafung des Schuldigen, als Ehrensache der würdigsten Personen, geltend zu machen sucht, wäre diese Figur des Spottes gewiß nicht an ihrer Stelle; als Figur des Witzes aber ist sie, nach Adelung, veraltet. — Entweder ist es wahr, daß die Diplomaten an vielem Unheil Schuld sind, und dann rechtfertigt man sie nicht durch eine von der Ironie angeordnete Stellung der Worte. Oder es ist nicht wahr; dann müssen sie, nach der Anerkennung des Herrn von Blitters-

*) Quintilian sagt: Obscoenitas non a verbis tantum abesse debet, sed etiam a significatione. — „Ueber den Geifer erhaben!" Ueberläßt man den Geifer seiner natürlichen Schwere, so fällt er zu Boden, und man tritt ihn mit Füßen. Die Köpfe sind so weit davon entfernt, daß sie ihre Erhabenheit nie bemerken werden.

dorf, die Schmähsucht verachten. Man verachtet aber nicht, was man fürchtet, und man fürchtet, was man mit der Sicherheit der Staaten als unverträglich erklärt. Niemand wird sagen: ich verachte, was mich todtschlagen kann. Wo es so offenbar ist, als hier, daß die achtungswürdigen Stände über den Angriff einer damals obscuren Zeitung erhaben sind, und wo ein Mitglied solcher Stände diese Erhabenheit anerkennt, da verlieren die Worte alle Bedeutung, die Sätze allen Zusammenhang, wenn man gleichwohl in der Rede den Angriff als gefährlich behandelt.

„Die Diplomaten würden sich zu beschweren haben, wenn sie vergessen worden wären." Dieser Satz, von der Ironie entkleidet, heißt: "Die Diplomaten haben Ursache sich zu freuen, daß der Schmähsüchtige, der Geifernde, der Verächtliche sie angreift." Dieß ist vollkommen wahr: von Unwürdigen geschimpft zu werden, ist, in den Augen der Edeln, jederzeit ein Beweis der Würde. Daher die Erhabenheit. Wo man aber Ursache hat, sich zu freuen, da ist man nicht aufgelegt, ernsthaft sich zu beklagen.

So mag man die Behauptung des Herrn von Blittersdorf wenden wie man will, es gelingt nicht, die Erhabenheit der Würde mit der Herablassung zur Anklage in Einigung zu bringen.

Ich gehe zu der unmittelbaren Beschuldigung des aus den Annalen entlehnten Aufsatzes über.

„Der Deutsche Beobachter wußte hiezu, (zu dem Angriff auf die Diplomaten) in seinem Arsenale keine Waffe zu finden, die giftig genug gewesen wäre. Deshalb wendet er sich an ein Journal, das in mancher Hinsicht mit ihm wetteifert, nämlich an die Allgemeinen politischen Annalen, und entlehnt aus diesem, Auszüge aus einem „Die Diplomaten" überschriebenen Aufsatze, in

welchem diese angesehene Klasse von Beamten aufs unanständigste und frivolste behandelt, und von den Diplomaten mit eben so viel Anmaßung als Wegwerfung gesprochen wird."

Der gerügte Aufsatz muß also giftiger seyn als Alles, was der deutsche Beobachter in seinem Arsenale aufbewahrt. Ich habe nur sehr wenige Blätter dieser Zeitung gelesen; kann daher nicht über sie urtheilen. Wenn aber in den andern Aufsätzen nicht mehr Gift enthalten seyn soll, als in diesem Auszuge aus den allgemeinen politischen Annalen, so darf man sie für sehr unschuldig halten. Das Gift, in dem entlehnten Aufsatze selbst muß auch nicht tödtlich gewesen seyn, indem nach zweijähriger Wirkung Niemand daran gestorben ist. Höchstens mag es in den Eingeweiden schwach constituirter Personen einige schneidende Bewegungen verursacht haben; die Aerzte wissen, daß dieß bisweilen von den besten Heilmitteln bemerkt wird.

Der beklagte Aufsatz soll eine angesehene Klasse der Beamten, die Diplomaten, aufs unanständigste und frivolste behandeln, und mit eben so viel Anmaßung als Wegwerfung von ihnen sprechen.

Die Worte: „unanständig, frivol, Anmaßung und Wegwerfung," sind kein Lob; sie bezeichnen aber auch keine juridisch zu begründende Klage. Wer sich unanständig beträgt, macht sich verächtlich in jeder guten Gesellschaft, wo nicht einmal von Unanständigkeiten die Rede seyn soll. Das Wort frivol ist nicht deutsch, sondern zunächst aus dem Französischen oder ursprünglich aus dem Lateinischen entlehnt; in beiden Sprachen bedeutet es eine jede geringe, nichtige Sache, die von keinem Werthe ist, keinen Bestand hat, die eitel, leer an Gründlichkeit, ohne Dauer und Nutzen, oder nichtswürdig, albern und dergleichen ist. Mit einer solchen Bagatelle kann sich kein Gerichtshof befassen. — Anma-

Kung ist bei einer That möglich, zu welcher man kein Recht hat, oder der man nicht gewachsen ist, oder bei einem Urtheil über Dinge, von denen man nichts versteht. — Bei der Wegwerfung setzen wir entweder einen würdigen Gegenstand herab, und werden dann lächerlich; oder wir schieben eine an sich nichtswürdige Sache bei Seite, was eine gleichgültige Handlung ist.

Diese Erklärung der Worte des Herrn von Blittersdorf habe ich mir selbst abgefordert, um sicher zu seyn, daß ich ihn verstanden habe. Hier ist es aber gerade, wo es mir am peinlichsten wird, daß ich die Gründe des allgemeinen Tadels nicht angegeben finde.

Ich muß also die Beweise für die vier Klagepunkte in dem Aufsatze selbst aufsuchen.

1. Die angesehene Klasse der Beamten wird aufs unanständigste behandelt.

Seite 9. des Aufsatzes heißt es: „Die Bestimmung „der Diplomaten ist so wichtig, von der Lösung ihrer „Aufgabe hängt so wesentlich die ganze Politik, d. i. die „Wahrung der Interessen des Staates ab, daß bei ihrer „Wahl die umsichtigste Erwägung aller Verhältnisse, die „geübteste Menschenkenntniß, die Zeit und ihre Bedürfnisse „zu Rathe gezogen werden sollen. Es ist keine bloße Re„densart, daß der Diplomat seinen Souverain im Aus„lande repräsentirt. Diese Repräsentation bezieht sich „nicht bloß auf einen äußern Glanz, der in vornehmen „Zirkeln geltend gemacht wird; es soll das Interesse, der „Geist, die Kraft und Würde des Staates im Auslande „repräsentirt werden. Wie das Auge der Repräsentant „der Seele in der Außenwelt ist, so sollen die Diplo„maten das Auge der Regierung in der Fremde seyn. „Das Auge soll nicht sagen: „ich will nichts sehen, als „was grün oder gelb ist;“ alle Farben soll es der Seele „zuführen. Die Diplomaten sollen nicht sagen: „ich will

„nur die Meinung der Ultra's bei meinem Hofe in gu-
„tem Andenken erhalten," — das ganze aufgeregte Leben
„der Zeit, der Sinn und Geiſt des Jahrhunderts in ſei-
„ner Tiefe und in ſeinem Umfange, die Stärke der rin-
„genden Kräfte, die Gewalt der Dinge und die Mittel, ſie
„zu leiten, — dieß Alles muß von ihnen aufgefaßt und
„in Beziehung auf das Intereſſe ihres Staates vorge-
„ſtellt werden. So repräſentirt man im Auslande den
„Souverain und den Staat.

„Dieſe erhabene Beſtimmung kann unmöglich durch
„ſolche erfüllt werden, welche von den fixen Ideen der
„Feudalkaſte beſeſſen ſind; oder welche leichtſinnig im
„neunzehnten Jahrhundert ſo fortleben, als ſtänden die
„Adels-Vorurtheile noch in voller Blüthe. In conſtitu-
„tionellen Staaten erhalten die Anſprüche derſelben an den
„Diplomaten, ihre eigenen Beſtimmungen, die aus der
„Natur und dem Geiſte des repräſentativen Syſtems
„hervorgehen. Sie fordern, daß er ſich den Freunden
„deſſelben annähere; ſie erlauben nicht, daß er mit den
„Feinden des Syſtems ſich in Verſchwörungen einlaſſe.
„Sie bedürfen Agenten, die für ihre Erſtarkung thätig
„ſind, und ſollen nicht dulden, daß ſie einem Einfluß un-
„terworfen werden, der nur ihre Schwäche zur Abſicht
„haben könnte. Da in dieſen Staaten die ganze der Na-
„tion inwohnende Intelligenz ihre ehrenvolle Anerkennung
„und Wirkſamkeit gefunden hat: ſo ſollen die Diplomaten
„auch dieſe Intelligenz im Auslande repräſentiren. Sie
„ſollen durch Kenntniſſe hervorleuchten, nicht weniger als
„durch ein ſittliches, würdevolles Betragen. Denn es
„ſoll der Welt bewieſen werden, daß die Männer der
„conſtitutionellen Monarchie nicht das Anſehen der Sit-
„tenloſigkeit und Frivolität, ſondern vielmehr die Beſeſti-
„gung der Ordnung, der Geſetzmäßigkeit, die Herrſchaft
„ſtrenger Tugenden, und die Würde der Menſchheit be-

„abſichtigen; und daß ſie dieſe Abſicht zu verfolgen ent-
„ſchloſſen ſind. — Aufgeklärte, unterrichtete, moraliſche
„Menſchen, nicht Obſcuranten, Idioten, Ehebrecher,
„Wucherer und dergleichen Leute können die Intelligenz
„und Moralität der conſtitutionellen Staaten repräſen-
„tiren.

„Die conſtitutionellen Diplomaten dürfen indeſſen
„auch nicht vergeſſen, daß ſie in einer Zeit leben, wo der
„Kampf der Leidenſchaften, hochaufgeregt, den wohlthä-
„tigen Folgen der neuen Regierungsform noch mannig-
„faltige Hinderniſſe in den Weg legt. — Sie ſollen dieſen
„Leidenſchaften nicht neue Nahrung geben; ſie ſollen be-
„ſänftigen. — Indem ſie ſich ſelbſt von aller Leidenſchaft-
„lichkeit, von jeder kleinlichen Anfeindung, von dem ver-
„ächtlichen Verfolgungsgeiſte frei halten, ſollen ſie es ſich
„zum ernſten Geſchäft machen, den Frieden der Gemü-
„ther zu ſtiften.

„Hierzu wird allerdings eine große Gewandtheit erfor-
„dert, die nur die Eigenſchaft ſolcher Männer ſeyn kann,
„denen die Vielſeitigkeit des Geiſtes nicht unbekannt iſt,
„die ſich, im Umgange mit allen Klaſſen der gebildeten
„Geſellſchaft, einen Schatz von Menſchenkenntniß erwor-
„ben haben, die über ſich ſelbſt Herr, und durch alle dieſe
„Vorzüge einer entſcheidenden Ueberlegenheit in jedem
„Augenblicke gewiß ſind. Ein Diplomat muß heut zu
„Tage ein vollendeter Staatsmann ſeyn.“ —

Man wird nicht leicht ſich einen höheren Begriff von der Würde ächter Diplomaten bilden können, als ſich in dieſen Zeilen ausſpricht. An einen Stand, für den wir Achtung haben, machen wir immer höhere Anſprüche, als an einen denwir zu verachten geneigt ſind. Solche Anſprüche können nicht unanſtändig genannt werden. Unanſtändig wäre es vielmehr geweſen, wenn ich behauptet hätte, Obſcuranten, Idioten, Ehebrecher, Wucherer und dergleichen

Leute könnten gleichwohl die Würde der Diplomatie repräsentiren. Wo ist in dem ganzen Aufsatz eine Stelle, welche unanständig von dieser angesehenen Klasse der Beamten spricht?

2) Die angesehene Klasse der Diplomaten wird frivol behandelt.

Seite 5. ist von ungeschickten Diplomaten die Rede. Es wird behauptet, daß sich die diplomatischen Agenten bisweilen zu einseitigen Berichten verführen lassen. „Gewöhnlich zum Adel gehörend, heißt es, und in seinen „Vorurtheilen aufgewachsen, wird es vielen schwer, sich zu „einer das allgemeine Interesse der Gesellschaft umfassenden Gesinnung zu erheben. Was sie in ihren Cotterien „hören, scheint ihnen der Ausspruch der edelsten und „hellsehendsten Männer zu seyn. Die Völker werden „hier manchmal als Empörer, die freimüthigen Schriftsteller als Jakobiner, Carbonari und hängenswerthe „Leute dargestellt. In die mittleren Klassen der Bürger „sich zu mischen, und bei ihnen Unterricht zu suchen, „halten sie für unverträglich mit ihrer Würde. Höchstens „werden sie zu Herablassungen geneigt, wenn in bürgerlichen Häusern schöne Töchter zu finden sind. Aber hier „suchen sie etwas anders, als Auskunft über den geistigen „und sittlichen Zustand des Landes. Was ist natürlicher, „als daß sie die Welt durch die aristokratische Brille ansehen, und von ihrem eigentlichen Zustande ungefähr so „viel wissen, als der Taube von der Musik! Ihre Vorurtheile, ihre Gesinnungen, ihr Umgang, und ihre Verhältnisse, — alles bannt sie in einen Kreis, der gleichsam außerhalb der Wirklichkeit steht und nur durch Träume „der Vergangenheit begrenzt ist. Und solche Individuen „sind gleichwohl die Quelle, aus welcher manche Kabinette die Kunde dessen schöpfen, wodurch ihre Theil-

„nahme an den europäischen Angelegenheiten und ihre „Handlungen bestimmt werden."

Der Verfasser kann nicht läugnen, daß hier von Frivolitäten gesprochen wird; die Behauptung aber, daß es diplomatische Agenten gibt, die sich den Vorurtheilen hingeben, ist weder frivol, noch eine Beleidigung des ganzen ansehnlichen Standes der Diplomaten. Vielmehr wird jeder Staatsmann wünschen, daß die schwere Verpflichtung, die auf diesem Amte liegt, von jedem, der sich ihm widmet, mit Ernst gewürdigt, und in ihrer Tiefe ermessen werden möge. Kein Stand ist, so lange die Welt steht, so glücklich gewesen, nur würdige vollendete Männer in seinem Kreise zu sehen. Wenn behauptet würde, daß nicht jeder General ein Feldherr sey, würde man darin eine Beleidigung der ganzen Generalität eines Landes sehen können? Oder würde irgend ein General sich erlauben, zu sagen: „Ihr habt mich beschimpft; denn ich bin ein General, und kein Feldherr!"

Wäre wirklich in dem Aufsatze eine Schmähung der Diplomaten enthalten, so müßte sie gerade, weil sie nur frivol seyn könnte, übersehen werden. Hobbes sagt: „Obgleich manche eine Schmähung durch Worte und Ge„berden für Nachtheil und Kränkung halten, so haben „doch die Griechen und Römer, und andere ältern und „neuern Staaten in ihren Gesetzen darauf keine Rücksicht „genommen, und sind der Meinung gewesen, daß der Grund „von der unangenehmen Empfindung über solche Worte „nicht in der Schmähung selbst, auf welche tugendhafte „Menschen nicht weiter achten, sondern in der Kleinmüthig„keit eines Menschen liege, der durch bloße Worte schon „aufgebracht werden kann."

3.) Es wird mit Anmaßung von den Diplomaten gesprochen.

Der Schluß des Aufsatzes lautet: „In den Hän„den der Diplomaten ruht heut zu Tage das Schick-

„ſal der Staaten. Möchte es überall nur den würdigen „anvertraut ſeyn!"

Liegt in dieſer Anerkennung oder in dem nachfolgenden Wunſche eine Anmaßung? Oder ſind dieſe Worte ein Beweis, daß

4) von den Diplomaten mit Wegwerfung geſprochen wird? Gibt es eine unverdächtigere Huldigung ihres erhabenen Berufs?

In der That, ich beſorge, daß Herr von Blittersdorf in einem Anfalle von Mißmuth, (an dem ich unſchuldig bin, da ich nicht die Ehre hatte, von ſeinem Daſeyn unterrichtet zu ſeyn,) den beklagten Aufſatz geleſen, und zwar nur ſehr flüchtig geleſen habe. Er hätte ſonſt in jeder Zeile deſſelben die höchſte Achtung für die diplomatiſche Würde finden können, welche Achtung ſich ſelbſt in den Aeußerungen über falſche Diplomaten nicht verläugnen wird.

„Der Deutſche Beobachter," fährt Herr von Blittersdorf fort, „mußte freilich, um ſeinem löblichen Zwecke zu genügen, das Seinige dazu beitragen, damit dieſer Aufſatz nur ja der größern Anzahl nicht unbekannt bliebe, und dieſer dadurch deutlich gemacht würde, von welchen verächtlichen Perſonen und durch welche verächtliche Mittel ihre größten Geſchäfte verwaltet werden."

Der Berichterſtatter bedient ſich hier wieder der Ironie, welche Redefigur die ihm beliebteſte zu ſeyn ſcheint. Sie war es auch, wodurch Sokrates, wie man erzählt, ſeinem Vortrage eine beſonders eindringende Lebendigkeit zu geben wußte. Da aber Sokrates von ſeiner rechtmäßigen Regierung als ein Aufwiegler und Läſterer verurtheilt wurde, ſo würde ich vielleicht mich einer Ungerechtigkeit gegen Herrn von Blittersdorf ſchuldig machen, wenn ich annähme, er wolle ein Nachahmer des griechiſchen Weltweiſen ſeyn. Auch dient die Ironie dem Herrn von

Blittersdorf nicht, wie dem Alten, etwa nur als Einleitung einer folgenden Entdeckung der Wahrheit; sondern ist bloß ein Behelf zur Hinstellung der unerwiesenen Behauptung, daß der beklagte Aufsatz den löblichen d. i. schändlichen Zweck habe, denen, deren größte Geschäfte von den Diplomaten verwaltet werden, zu beweisen, daß sie von verächtlichen d. i. achtungswürdigen Personen verwaltet werden. Ich habe bereits bei Nro. 1. aus dem Aufsatze diejenige Stelle angeführt, welche die ganze Tendenz desselben auf das deutlichste ausspricht, und bin überzeugt, daß der unpartepische Leser darin nicht die Absicht gefunden haben kann, die Diplomaten verächtlich zu machen, wohl aber eine Nachweisung derjenigen Bedingungen, welche allein der Achtung Gehalt und Nachdruck zu geben fähig sind. Ich nehme auch keinen Anstand zu wiederholen, wie es allerdings meine Ueberzeugung sey, daß nicht der äußere Titel einen Diplomaten achtungwürdig mache, sondern daß dieser Titel erst durch persönliche große Eigenschaften seinen wahren Adel erhalte. Herr von Blittersdorf hat, wie ich überzeugt bin, nicht zu besorgen, daß er, unter solchen Beschränkungen, seine diplomatische Würde verlieren würde. Und ich selbst gebe ihm, durch meine Vertheidigung, einen Beweis meiner Achtung; denn wahrlich, im entgegengesetzten Falle hätte ich mich an den Grundsatz der Erhabenheit über Angriffe gehalten. Was ich beabsichtige ist nichts anders, als mit aller Unbefangenheit daran zu erinnern, daß ich nur gegen ungeschickte Diplomaten, nicht gegen ihr ehrwürdiges Amt mich erklärt habe; daß es daher nachtheilig seyn könne, die verschiedensten Dinge leichtsinnig zu verwechseln, und sich bei eben so leichtsinnigen Lesern in den Verdacht zu bringen, als wolle man, zur Sicherheit der Staaten, die Ungeschicklichkeit vertheidigen. Dieß ist keineswegs die Absicht des Herrn von Blittersdorf gewesen; nur weil

er den Aufſatz in den Annalen einer bloß flüchtigen Anſicht würdigte, wozu er allerdings, ſo lange er nicht klagen wollte, das Recht hatte; nur weil es ihm im erſten Augenblicke ſchien, als habe derſelbe eine durchaus feindliche Tendenz; vielleicht auch, weil er ihn in einer tadelnswürdigen Zeitung wieder abgedruckt fand; nur durch dieſe Scheingründe verleitet, konnte er ſich die Möglichkeit nicht denken, daß der Aufſatz gerade von dem Wunſche, die diplomatiſche Würde in ihr hellſtes Licht zu ſetzen, diktirt worden ſeyn könnte. Ich wende mich an ſeine Humanität, die noch höher ſteht, als die Diplomatie, ich wende mich an ſein Gefühl der unparteyiſchen Gerechtigkeit, und erſuche ihn, mit Hülfe deſſelben noch einmal jene Schilderung eines wahren Diplomaten aufmerkſam zu leſen. Statt über mich zu zürnen, wird er vielmehr, wie einſt Correggio, ausrufen: Anch' io son pittore. Denn — ich nähre dieſe lebendige Hoffnung, — er iſt ein vollendeter Staatsmann, und kann ſich in dem in dem Aufſatz aufgeſtellten Gemälde nur wieder erkennen.

Sonach habe ich bei der oben angeführten Stelle nur noch zwei kurze Bemerkungen zu machen. Einmal iſt nicht abzuſehen, wie eine Zeitung, welche kaum 300 Abonnenten zählte, wenn ſie aus einem Journal, das deren über 1000 zählt, einen Aufſatz abdrucken läßt, dadurch ihn erſt der größern Anzahl mittheilt, und zwar der größeren Anzahl ſolcher Perſonen, deren größte Geſchäfte von den Diplomaten verwaltet werden. Denn dieß iſt der Anlaß zu der zweiten Bemerkung, daß es nach dem Satze des Herrn von Blittersdorf ſcheint, als ſey er nicht in Abrede, daß durch die Diplomaten wirklich die Geſchäfte der größern Anzahl, d. h. der Geſellſchaft, beſorgt werden. Dieſes erfreuliche, den wahren Staatsmann verkündigende Geſtändniß räumet aber zugleich den Mitgliedern der Geſellſchaft das Recht ein, über die Art, wie

ihre größten Geschäfte verwaltet werden sollen, nachzudenken, und die Resultate ihres Nachdenkens der Welt zur Prüfung vorzulegen. Von diesem Rechte hat der Verfasser des beklagten Aufsatzes Gebrauch gemacht; Herr von Blittersdorf erkennt dieses Recht an; folglich hat sich der Verfasser keine Anmaßung zu Schulden kommen lassen.

„Der Redakteur oder Censor der Zeitung," fährt Herr von Blittersdorf fort, „hat jedoch rathsam gefunden, einige der frechsten und beleidigendsten Aeußerungen des Original-Aufsatzes etwas zu mildern; so wie er in den Annalen zu lesen ist, gehört er aber unstreitig unter die, von welchen, wie von einer Ehrensache für die Bundes-Versammlung, und für die ersten deutschen Fürsten und Minister hätte Notiz genommen werden sollen."

Ich bedaure, vielleicht zum erstenmal, nicht Abonnent des deutschen Beobachters gewesen zu seyn, und jezt, da die Zeitung confiszirt worden, kein Exemplar der Numern 21 und 23 derselben zu finden, um die angedeutete Veränderung oder Milderung der frechsten und beleidigendsten Aeusserungen kennen zu lernen. Es müßte, so scheint es, daraus klar werden, was Herr von Blittersdorf frech und beleidigend nennt. Errathen kann ich es nicht. Zwar sollte man glauben, daß in dem Aufsatze Beleidigungen der Bundesversammlung und der ersten deutschen Fürsten entdeckt worden wären. Doch ist in dem ganzen Aufsatze von der Bundesversammlung mit keinem Worte die Rede, und an die Rechte der Fürsten, denen die Diplomaten wahre und gründliche Berichte schuldig sind, wird mit Wärme erinnert.

Eine Ehrensache der Fürsten! Ein großes Wort, das, wie wir besorgen, hier sehr unschicklich gebraucht wird. Die Ehre der Fürsten! Eine heilige Sache, von der kein erfahrener, denkender Staatsmann ohne die aufs höchste gesteigerte Besonnenheit, ohne eine ehrfurchtsvolle

Scheu, das Reinste durch Mißbrauch zu beflecken, jemals zu sprechen sich erlauben soll. Was ist im neunzehnten Jahrhundert die Ehre der Fürsten. Wie spricht sich am unzweideutigsten die Sorge für diese Ehre aus? Sie sagt: „je veux qu'on l'adore, et non pas qu'on le craigne!" So weit ist unsere politische Civilisation gediehen, daß selbst Revolutionäre die Person des Regenten, als unverletzlich, folglich seine Ehre als unangreifbar anerkennen. Und das Unverletzliche sollte durch die Unbesonnenheiten eines frechen, frivolen, anmaßenden, wegwerfenden Schriftstellers beleidigt werden können? O, mein Herr, die Wirksamkeit der Schriftsteller, besonders der schlechten, reicht nicht bis zu der erhabenen Sphäre, wo die Ehre der Fürsten im ungetrübten Lichte strahlt. Die guten Schriftsteller aber bewahren, im innersten Gefühle des Herzens, eine reinere Ehrfurcht für die Würde der Fürsten, als mancher Diplomat, der mit Worten spielt, und seine individuellen Wünsche oder das Begehren seiner Körperschaft für Ausflüße des Thrones ausgibt. Die Ehre der Fürsten ist die Quelle aller andern Ehre. Nicht die Schriftsteller können, nicht sie werden sie trüben. Wohl aber kann mancher Diplomat, durch Mißbrauch der Worte, den Ruhm der Fürsten compromittiren, wenn er die Ansicht und das Interesse des Dieners als Sache des Herrn anmaßend in Cours bringen will; wenn er die Folgen ministerieller Unvorsichtigkeit aufrecht zu halten, für eine Ehrensache der Fürsten erklärt.

Ich achte es für physisch und moralisch unmöglich, daß die Ehre der Fürsten von mir angegriffen seyn könne. Die Bezeichnung des Herrn von Blittersdorf ist jedoch sehr genau: er spricht von den ersten deutschen Fürsten; es können also nur wenige bestimmt gemeint seyn. Ich ersuche den Herrn von Blittersdorf seine auf jeden Fall gewagte Beschuldigung, (ich sage gewagt, weil ein edler

Mann vor der Möglichkeit erschrecken wird, einem Schuldlosen ein schweres Verbrechen zur Last zu legen) — entweder zurückzunehmen, oder seinen Einfluß zu benützen, daß der Verfasser jenes Aufsatzes von einer competenten Behörde gerichtet werde; nachdem jedoch Herr von Blittersdorf das angeschuldigte Verbrechen vorher wird nachgewiesen haben müssen. — Bis dahin muß es erlaubt seyn, mich auf die so unbestochene als unerschrockene Stimme meines Gewissens zu berufen, die mich für unschuldig erklärt, und daher die sehr böse Anklage des Herrn von Blittersdorf nicht zu achten berechtigt. Es muß ebenfalls erlaubt seyn, der Stimme des gesunden Menschenverstandes Gehör zu geben, welcher es unbegreiflich findet, wie es eine Ehrensache der Fürsten seyn könne, von Aeusserungen Notiz zu nehmen, die, wenn sie wirklich Beleidigungen der ersten deutschen Fürsten enthalten sollten, nur vom Wahnsinn diktirt seyn könnten. Diese Aeusserungen müßten überdem offen und direkt sich als freche Beleidigungen ausweisen; die Beleidigungen dürften nicht etwa, vermöge einer übelwollenden Interpretation, erst mühsam und auf jeden Fall zweifelhaft herausgedreht werden. Denn in dem Fall einer möglichen gutartigen Erklärung erfordert der Edelmuth, welcher die Moral des Staatsmanns ist, die leztere als die wahre gelten zu lassen.

Ich spreche sehr ernst und unumwunden mit Herrn von Blittersdorf; denn ich kämpfe für meine Ehre und vielleicht für meine Sicherheit. Es ist nicht gleichgültig, welcher Ausdrücke man sich in einer öffentlichen Anklage bedient. Die Beschuldigung einer frechen Beleidigung der ersten deutschen Fürsten muß erwiesen seyn; die Klugheit gebietet, sie nie ohne Beweis anzubringen, weil, wenn die Ahndung nicht der Verletzung der Gesetze nachfolgt, die Anklage nothwendig die Achtung für das Gesetz compromittirt.

Ich hebe die Hand zum Himmel empor, und schwöre, bei dem ewigen Zeugen der innersten Gedanken, daß ich nicht die Absicht gehabt habe, noch haben konnte, die ersten deutschen Fürsten zu beleidigen.

Die Welt weiß, daß ich sie nicht beleidigen konnte, wenn ich es auch gewollt hätte.

Ich habe dem Herrn von Blittersdorf nichts mehr hierüber zu sagen. Ist ihm der Ernst, mit dem ich die Sache aufnehme, unangenehm, so ist es nicht meine Schuld. Ist er ein edler Mann, wie ich zu zweifeln bis jezt keine Ursache habe, weil ich den Leichtsinn der Jugend nicht als Schuld dem Charakter anrechnen kann, — ist er edel, so wird es ihm leicht seyn, Mißverständnisse zu beseitigen, wozu seine ungewogenen Worte Anlaß gaben.

Auch wird Herr von Blittersdorf mir nicht Schuld geben, daß ich die Achtung, die seinem Stande und seiner Würde gebührt, aus den Augen setze. Gerade die Achtung für seine erhabene Stellung läßt mich das Mißverhältniß derselben zu den vorgebrachten Anklagen bemerken; gerade der Wunsch, daß solche Widersprüche des Anstandes und des guten Tones für immer vermieden werden möchten, leitet mich auf Andeutung der Verletzung. Ich wünsche daß das Erhabene in seiner Reinheit erhalten werde.

Endlich kann ich eben so wenig als die Fürsten, die ersten deutschen Minister haben beleidigen wollen: ich kenne sie nicht. Es ist mir daher um so mehr unmöglich, mich gegen diese Anklage zu vertheidigen, als ich, bei Lesung der Beschuldigung, nicht weiß, nach welcher Rangordnung Herr von Blittersdorf die ersten Minister von den letzten unterscheidet.

Ich frage mich unbefangen, was nur den Schein veranlassen konnte, als habe ich die ersten Minister beleidigen wollen. Es heißt in dem Aufsatze: „Der Platz, den „in der Geschichte die Unterzeichner gewisser Beschlüsse

„einnehmen werden, ist nicht schwer zu errathen. Wir „wollen sie nicht anklagen; wir möchten sie vielmehr ent„schuldigen. Wirklich ist das thätige Einschreiten vornehmer Unwissenheit mehr eine Anmaßung als eine Schuld." — Dieß sind allgemeine Sätze, die auf keine Persönlichkeit, die nur auf Maßregeln und ihre Veranlassung bezogen werden können. Wie ließe sich mit Vorsicht, Klugheit und Grund nachweisen, daß ich diese oder jene Beschlüsse nothwendig gemeint haben müsse? Keine Zeit, kein Ort ist genannt. Die Geschichte ist alt, und seit sie berichtet, sind mancherlei, gewiß nicht heilsame Beschlüsse, selbst von Diplomaten, gefaßt worden. Waren es nicht Minister, welche die Verträge vor so vielen unglücklichen Kriegen schloßen, von denen die Geschichte Meldung thut? Gab es nie eine Zeit, wo die Unwissenheit eines Ministers, bei allem guten Willen, seinem Staate Schaden zugefügt hat? Welchen Zeitpunkt wählt Herr von Blittersdorf, sich die Menschen als unbekannt mit den Verhältnissen der Welt vorzustellen? — Hier, bei diesem Theil der Anklage, ist es vorzüglich, wo ich mich auf die öffentliche Meinung, als unser beiderseitiges Tribunal, berufen muß. Einem aufgeklärten Zeitalter ist nicht zuzumuthen, Alles, was geschieht, als unübertrefflich zu verehren. Irrthum und Fehlgriff sind das Loos der Menschen. Keine Periode war davon frei; auch die unserige entrichtet den Tribut der Schwäche. Mit den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts kann man nicht reden, wie mit denen, welche nichts von dem Lichte wußten, das so viele große unsterbliche Geister seit länger als einem Jahrhundert in Europa angezündet haben. Glücklich diejenigen, welche ehrlich die Fehlgriffe für Meisterstücke halten; in ihrem Glücke sollten sie jedoch sich nicht anmaßen, diejenigen unglücklich machen zu wollen, welche, zu Folge der ihnen von Gott verliehenen Organisation

ihres Kopfes, anders denken und urtheilen müssen. Ist es dem Kenner der Geschichte unmöglich zu läugnen, daß selbst Päbste, trez ihrer Unfehlbarkeit, geirrt haben, so muß es erlaubt seyn, anzunehmen, daß auch in unserer Zeit Minister und Diplomaten, die keine Päbste sind, irren können.

War es vielleicht folgende Stelle, die als frech und beleidigend ausgelegt wurde? Seite 5. heißt es: „Die Zeitungen waren noch übrig: sie konnten, als Or„gane der öffentlichen Meinung, die Wahrheit und eine „unabhängige Ansicht der Dinge bis vor den Thron der „Könige bringen. Da machte eine Anzahl Diplomaten „die sinnreiche Erfindung, die Censur der Zeitungen un„ter Aufsicht der auswärtigen Ministerien zu stellen. „Das ehrwürdige Amt der Gesandten suchte man in der „öffentlichen Achtung zu erhöhen, indem man sie zu Auf„passern der Zeitungen machte, und ihren Geschäftskreis „anständig durch Noten gegen freisinnige Artikel erweiterte. „Nun war nicht mehr zu fürchten, daß Wahrheiten, die „den Diplomaten unangenehm seyn könnten, in der Welt „verbreitet werden möchten." — Diese Stelle ist vielleicht diejenige in dem ganzen Aufsatze, die am meisten eine direkte Beziehung zuläßt; doch ist sie weder frech, noch beleidigend für Diplomaten. Sie spricht die Ueberzeugung aus, daß das Geschäft der Censur mit dem ehrwürdigen Amte der Gesandten nicht wohl vereinbar sey. Diese Ueberzeugung war das Resultat einer vieljährigen Erfahrung, an welche der Verfasser, aus Achtung für die hohe Stellung der Minister, erinnern zu dürfen und zu sollen glaubte. Man muß nicht wissen, was die Censur ist, man muß sie nicht aus eigener Erfahrung kennen, sondern sich eine viel zu günstige Vorstellung von ihr machen, wenn man es anders meint. Seit dreißig Jahren, da der Verfasser als Schriftsteller mit den Aufsehern über literarische Arbeit in Berührung gekommen, hat er keinen

denkenden, wohlwollenden und als Mensch achtungswürdigen Censor gefunden, dem nicht sein Geschäft drückend, peinigend, und alle zarteren Gefühle beleidigend erschienen wäre, der nicht gewünscht hätte, von demselben befreit zu seyn. Keiner drängte sich dazu; jeder übernahm es nur gezwungen und widerstrebend. Wie soll es denn eine Beleidigung seyn, wenn man wünscht, die Minister hätten sich nicht damit befassen mögen? Welche Verantwortung haben sie dadurch übernommen? Geben sie nicht jeder Zeitung, die unter ihrer Aufsicht erscheint, ein höheres, ein ministerielles Ansehen? In der That, man hätte besser gethan, alle unabhängigen Blätter zu verbieten, als die letzte Zuflucht der öffentlichen Meinung in eine Anstalt zu ihrer Verfälschung zu verwandeln. — Die Minister können sich unmöglich Glück wünschen, oder stolz darauf seyn, daß ihnen dieses Geschäft zugeschoben wurde. Daher ist es ihnen auch bald lästig geworden. Warum hätten sie sonst subalternen Beamten es übertragen? Und diese letzteren üben es denn, aus Furcht oder Neigung, auf eine Art, worüber jeder edle, feingebildete Minister erröthen würde, wenn der Schriftsteller ihm jederzeit den Unverstand des Censors vor Augen legen dürfte. — Bis zu den Fürsten können diese Klagen nicht dringen; das Detail der Censur ist ihnen unbekannt, und muß es seyn. So vereinigen sich viele Ursachen, die eine Bewunderung der also verschärften Censur unmöglich machen. Der offenbare Anlaß der Maaßregel kann auch von ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit nicht überzeugen. Der Wahnsinn oder das Verbrechen einiger Studenten kann kein Grund seyn, alle literarischen Männer einer Nation unter Aufsicht einiger nicht literarischen Legations-Sekretäre zu stellen. Der Schrecken über ein einzelnes Verbrechen ist begreiflich; aber er ist nicht männlich, nicht großmüthig; er ist vorübergehend, darum soll man keine

bleibenden Maaßregeln auf ihn bauen. — — Geſetzt aber, der Verfaſſer irrte in ſeiner Anſicht von der Cenſur: wer wird, bei jeder Aeußerung einer abweichenden Meinung, gleich von Beleidigungen ſprechen? Die Welt wäre öde, froſtig und langweilig, dürfte ſich nur Eine Meinung ausſprechen. Dieß iſt es eben, was die beſten Menſchen tadeln, daß, aus Furcht vor einer Handvoll träumender Umwälzer, alle Beweglichkeit gehemmt, das ganze fröhliche Leben erſtickt, und ſtatt deſſen ein pagodiſches Kopfnicken eingeführt werden ſoll. Es iſt die Würde und Ehre des Mannes, daß er vor dem Widerſpruch nicht erſchrecke, daß er, ſelbſt beym Brauſen entgegengeſetzter Stürme, ſeine Beſonnenheit behalte, und über der Angſt des Pöbels erhaben ſey. Nicht das Angſtgeſchrei, die ruhige Haltung bezeichnet den höheren Menſchen. Man muß den Widerſpruch verſtehen und faſſen, wie ihn die Natur zu faſſen verſteht, die Leben aus ihm hervorruft. — Nicht auf Duldung allein, auch auf Anerkennung und Achtung hat der Widerſpruch ein Recht. Sollen Harmonie und Melodie der verſchiedenen Töne, in welchen ſich die Seele ausſpricht, verſtummen? Sollen Millionen nur den Einen Ton nachlallen, in welchem der Muezzinn von dem Minaret die Stunden ausruft? Iſt jede Einrede gegen ſolche Zumuthung, Zeichen der Empörung? Iſt jede Stimme eine feindliche, welche warnt, nicht das Gefährliche, nicht das Ruhmloſe zu verſuchen? Wie ſollte der menſchliche Geiſt, das beweglichſte, flüchtigſte Ding in der Welt, gefeſſelt werden können? Und wenn es gelänge, was wäre es anders, als der heilloſeſte Obſcurantismus? Denn überall iſt Finſterniß, wo der Geiſt nicht frei die Schwingen in ſeinem Gebiete bewegen darf. — — Vielleicht haben wir es verdient; vielleicht ſollen, durch ſchreckliche Zeichen, die Menſchen zur Buße und Beſinnung gebracht werden. Bei Cäſars

Tode verhüllte sich die Sonne, und das entartete Jahrhundert fürchtete eine ewige Nacht; wunderbare Zeichen wurden bemerkt, — Thiere sprachen. . . . . Doch trat die Ordnung der Natur bald wieder in ihre Rechte; die Sonne war nicht erloschen, sie konnte nicht ausgelöscht werden:

Solem quis dicere falsum
Audeat?

Licht und Bewegung sind die Elemente des Menschenlebens. Der Versuch, die Welt zum Stillstand zu bringen, konnte selbst in China nicht gelingen: die Vielheit der Sekten verräth auch dort die Natur unsers Geschlechtes. Die Europäer würden dem Zwange einer aufgedrungenen einzigen Meinung noch lebhafter, als die Chinesen, widerstehen. Das Leben der früheren Jahrhunderte bürgt dafür. Eine Doktrin von gestern kann eine so alte Autorität nicht umstoßen. Gefährlich ist, ohne Kenntniß der Natur der Gesellschaft und der Gesetze ihrer Entwickelung, sich vorzustellen, es werde die Welt ohne Widerstreben am Gängelbande sich führen lassen. Kühnere sind darüber zu Grunde gegangen. Ein hartes Geschlecht sind die Menschen, — durum genus. Das stolze Roß trägt eine Zeitlang duldend den unerfahrenen Reiter; doch es kommt die Stunde seines launigen Muthes, und es wirft den Ungeschickten in den Staub. — Dieß ist, was der Verfasser in den angezogenen Stellen andeuten wollte.

Endlich sagt Herr von Blittersdorf: „Ungeachtet die Mitglieder des Ausschußes gleichfalls zu der Klasse der Diplomaten gehören, und es daher scheinen möchte, als sprächen sie, zum Theil wenigstens, in eigener Sache, so nimmt der Ausschuß dennoch nicht den geringsten Anstand, offen zu erklären, daß er alle zeither angeführten Artikel (also auch jenen „die Diplomaten" überschriebenen) für unverträglich (!) mit dem monarchischen Prinzip und dem Artikel 57. der Wiener Schlußakte, und

ebendeshalb auch mit der Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten, erachtet."

Diese Wendung, den Verdacht, als werde in eigener Sache gesprochen, abzuweisen, ist nicht glücklich, läßt sich jedoch, ohne eine absichtliche Verdrehung der Klagsache zuzulassen, aus der bloßen Schnelligkeit oder Vorschnelligkeit des Ausdruckes, welche bei ungeübten Schriftstellern zuweilen die Stelle der Lebhaftigkeit des Styls einnimmt, ohne alle Gehässigkeit erklären. Herr von Blittersdorf ist kein Schriftsteller, sondern ein Staatsmann; er wird uns daher erlauben, hier, wo nur von der Schreibart die Rede ist, wenn nicht seine Rechtfertigung, doch seine Entschuldigung zu versuchen. Wir haben dem angezogenen Perioden eine anhaltende Aufmerksamkeit gewidmet, weil wir sogleich eine verwirrende Dunkelheit in demselben bemerkten, welche ordnend aufzuhellen wir für unsere Pflicht hielten, indem es unmöglich, wenigstens nicht ehrlich ist, über Dinge zu urtheilen, die man nicht versteht; und weil wir uns nicht vertheidigen konnten, ohne zu wissen, was die Anklage eigentlich sagen wolle.

Da in unserem Aufsatze nur von Diplomaten und zwar von den falschen, wie von den ächten gehandelt wird, so begriffen wir nicht, wie dieß als eine Feindseligkeit gegen das monarchische Princip ausgelegt werden könne. Wir zerlegten also, um in den Sinn der Rede einzudringen, den Perioden in seine einzelnen Bestandtheile, unterschieden die eigentlichen Ausdrücke von den uneigentlichen oder tropischen, und lösten die Redefiguren in ihre Bedeutung auf. So wurde es uns bald klar, daß nur ein sehr kühner Gebrauch der Tropen, eine wahre Einschiebung der einen in die andere, die Dunkelheit in dieser Stelle, und wahrscheinlich in der ganzen Anklage, veranlaßt habe. Der Leser wird selbst urtheilen. Die Diplomaten bestehen aus ächten und unächten; letztere sind nur ein Theil,

vielleicht ein sehr kleiner Theil des ganzen Corps diplomatique; nur letztere könnten sich allenfalls beschweren, daß sie in unserem Aufsatze beleidigt wurden. Bediente man sich aber der Redefigur, welche die Gelehrten Synekdoche nennen, und zwar derjenigen Art, welche das Ganze statt des Theiles setzt, so würde man sodann sagen können: „die Diplomaten sind beleidigt." Dieser Satz wäre zwar unwahr, sobald man die Redefigur buchstäblich nehmen wollte; dieß ist jedoch nicht nothwendig, und in bildlichen Redensarten sogar nicht zulässig. Sagt man z. B. von einem viel verehrten Manne: „Die Welt kennt und achtet ihn," so ist die Synekdoche nicht buchstäblich zu nehmen, indem viele zur Welt gehören, die den Mann vielleicht nicht kennen. Es ist nur das Ganze statt des Theiles genommen.

Durch eine andere Redefigur, durch die Metonymie, kann man, statt Diplomaten, irgend einen andern Begriff, mit dem sie zusammenhängen, setzen. Die Metonymie ist nämlich unter den Tropen diejenige Redefigur, wo man, bei einem vorhandenen Zusammenhang zwischen zwei Begriffen, den einen für den andern, z. B. das Werkzeug für den Künstler nimmt; so sagt man: „das macht dem Meißel des Künstlers Ehre," und meint eigentlich die Ehre des Künstlers. — Da die Diplomaten Werkzeuge der Fürsten sind, so könnte man vielleicht, in einer lebhaften Rede, sie statt dieser, oder umgekehrt diese statt jener setzen. Ist aber, wie hier, nur von einigen Individuen, welche ungeschickte Diplomaten sind, die Rede, und ließe sich daher allenfalls nur an einen Zusammenhang mit einzelnen Fürsten denken: so kann man sich durch eine andere Figur helfen. Bei der Antonomasie wird nämlich die Gattung statt des Individui oder dieses statt jener gesetzt. Man nennt dann gleich alle Monarchen, wo eigentlich nur an eine Verbindung mit denen

zu denken iſt, welche ungeſchickte Diplomaten in Dienſt nehmen. Dieß wäre dann eine Art Hyperbel, und in dieſem Fall gewiß eine Katachreſe. Endlich macht man durch eine andere Metonymie das Concrete zum Abſtracten, und ſo hat man, durch bloße Verſetzung der Begriffe und Bilder, die Diplomaten, und zwar die ungeſchickten, in das monarchiſche Princip verwandelt.

Auf ſolche Art entdeckten wir in dem von uns ſtudierten Perioden nichts als eine Ueberladung der Tropen, die, weil immer eine auf die andere gehäuft war, ſich, in dieſem Chaos von Figuren, uns gleichfalls unter einem Bilde, als Masken nämlich unter den Masken der Masken darſtellten. Ein ſolches Durcheinandermengen rethoriſcher Bilder kann, möglicherweiſe, bloß die unſchuldige Verirrung eines lebhaften Kopfes, ſonach ohne alle Conſequenz ſeyn; nur iſt ſie in der guten Schreibart nicht zu dulden, weil erſtlich alle dieſe Tropen froſtig und unfruchtbar für das äſthetiſche Gefühl ſind, indem ſie die Begriffe nicht anſchaulich, ſondern vielmehr den Sinn der Rede dunkel machen; und ſodann weil dieſer Gebrauch am wenigſten im ernſten feierlichen Styl, wo ſich's um die Ehre der Staaten, in einer Rechtsſache, wo ſich's um die Ruhe der Individuen handelt, zuläßig iſt. Nimmt man ein Wort für das andere, ſo iſt der unbeſcholtenſte Mann nicht ſicher, eines ſchweren Verbrechens angeklagt zu werden. In ſolchem Falle hört der Gebrauch der Tropen auf, unſchuldig zu ſeyn, und artet aus in ein gehäßiges Mittel der Sophiſtik. — Wir haben in unſerem Aufſatz uns einer metaphoriſchen Redensart bedient, als wir die Diplomaten für das Auge der Regenten erklärten. Geſetzt nun, es würde ein chineſiſcher Mandarin in diplomatiſchen Geſchäften nach Korea geſchickt, und geſetzt, es träfe ſich, daß, unter dieſem rohen Volke, der Ge-

sandte von einem ungezogenen Menschen geschlagen würde: dürfte dann ein öffentlicher Ankläger sich unserer Metapher bedienen und behaupten, der Korrer hätte dem Kaiser von China das Auge aus dem Kopfe geschlagen? — Dahin führt ein unziemlicher Gebrauch der Redefiguren.

Wir sprechen hier nur von der Schreibart, als einer schriftstellerischen Angelegenheit. Herr von Blittersdorf kann uns daher erinnern, daß er kein Schriftsteller sey, ihn also diese Dinge nichts angehen. Allerdings, ein Staatsmann kann sich über alle Pedanterieen hinaussetzen; und wir haben in dem Berichte des Herrn von Blittersdorf mehrere Stellen bemerkt, wo er es wirklich gethan hat. So, unter andern, spricht er von dem ehemaligen spanischen Minister Miguel und bemerkt: „dieser Mann sey gerichtet und abgethan." Nun kann man dieß wohl in häuslicher Rede von Hähnern und Gänsen sagen, nicht aber von Menschen, am wenigsten von Diplomaten; man würde sonst den Anstand, ja, nach ebengehörter Rhetorik, das monarchische Princip verletzen.

Wir läugnen nicht, daß Herr von Blittersdorf über alle erwähnten Pedanterieen erhaben, ja wir erkennen, wie es gar nicht nothwendig für einen Staatsmann sey, sich mit der schriftstellerischen Kunst bekannt gemacht zu haben. Er kann, im Falle der Noth, sich an einen geübten Stylisten wenden, der für Geld und gute Worte irgendwo zu haben seyn wird. Alles was für den Staatsmann und andere dabei wünschenswerth ist, besteht darin, daß die Wahl auf ein Subjekt falle, welches, außer dem Talent gut zu stylisiren, auch noch einige andere Eigenschaften besitze; er wird z. B. die Logik der Sophistik, die Beredsamkeit dem ungeschickten Hohn einer aufgeklärten Meinung, die öffentliche Moral dem Bestande einer einseitigen Doktrin vorziehen müßen, und die hohe Stellung

derer, für welche er ſchreibt, nicht durch Vorlegung einer gemeinen Geſinnung compromittiren dürfen.

Doch alles dieß ſind mehr oder weniger Dinge, die nur den Schriftſteller angehen, und die gleichwohl Herr von Blittersdorf vielleicht beſſer weiß als wir. Er wird alſo Gelegenheit haben, großmüthig gegen uns zu ſeyn, und uns dieſe Abſchweifung verzeihen. Jeder, der eine Kunſt treibt, wird leicht geſchwätzig, wo er auf ſein Handwerk zu reden kommt. Wir wenden uns wieder an den Staatsmann.

Den Schein in eigener Sache zu ſprechen, beſeitigt man nicht, wenn man der Sache einen unpaſſenden Namen gibt. Der Verdacht, den man entfernen will, wird durch die Erwähnung deſſelben oft erſt herbeigerufen. Ein ſehr einfaches Mittel bot ſich dar, zu beweiſen, daß man nicht in eigener Sache ſpräche. Der Verfaſſer hatte die untauglichen Diplomaten von den achtungswürdigen genau unterſchieden. Bei Erwähnung dieſes Unterſchiedes mußte es klar werden, daß unter den untauglichen nicht die Herren Geſandten zu Frankfurt gemeint ſeyn können. Nur wenn der Ausſchuß die Huldigung gelobt hätte, die der Verfaſſer vollendeten Staatsmännern darbringt, hätte er in eigener Sache geſprochen. Allerdings war es dann unmöglich, ſeine Schilderung ungeſchickter Diplomaten für eine Beleidigung der Bundestagsgeſandten zu erklären. Dieß aber *nicht* zu thun, war gerade die *Ehrenſache*.

Nur eine kurze Bemerkung bleibt mir noch übrig. Daß nämlich jener Aufſatz, wie er auch ſeyn mag, doch mit der Sicherheit der Bundesſtaaten vollkommen *verträglich* ſey, iſt durch die That bewieſen worden. Er iſt bereits zwey Jahre alt, und nirgend zeigte ſich

eine Spur, daß die Sicherheit eines Staates von irgend einem Leser der „Diplomaten" bedroht werde.

Und so hätte ich denn, durch Mittel, die sich ohne Mühe darboten, dem Publikum die Sache auf eine Art vorgelegt, die es ihm möglich machen wird, ein unbefangenes Urtheil über meine Schuld oder Unschuld zu fällen. Glücklich würde ich mich schätzen, wäre es mir gelungen, einigen jüngern Diplomaten die Nothwendigkeit anschaulich zu machen, in den Kämpfen mit den Schriftstellern mit einiger Vorsicht zu Werke zu gehen, und vor Allem den Nachdruck der Logik und Gerechtigkeit nicht zu vernachlässigen.

Ich habe das Recht der Vertheidigung nicht weiter geübt, als es die Ehre forderte; gleichwohl könnte man mir zum Vorwurf machen, daß ich von diesem Rechte einen öffentlichen Gebrauch gemacht habe. Diejenigen, welche zu diesem Vorwurfe geneigt seyn sollten, werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich sie an die österreichischen und preußischen Censuredikte erinnere. In der Censurordnung, welche des Kaisers Joseph II. Majestät am 11. Juni 1781 erlassen, heißt es: „Critiken, „wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun „treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis „zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser „seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die „Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt, nicht „verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine „Freude seyn muß, wenn ihm selbe auf diesem Wege „zukommt." — In einer von Sr. Majestät dem jetzt regierenden König von Preußen am 20. Februar 1804 erlassenen Cabinetsordre kommt folgende Stelle vor: „Es „kann nicht Jedem zugemuthet werden, in sollen Fällen, „die eine Rüge verdienen, sich den Unannehmlichkeiten,

„womit officielle Denunciationen verbunden sind, auszu-
„setzen. Sollte nun auch eine anständige Publicität dar-
„über unterdrückt werden: so würde ja gar kein Mittel
„übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der unter-
„geordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine
„sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden.
„In dieser Rücksicht ist eine anständige Publicität der
„Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft
„gegen Nachläßigkeit und den bösen Willen der unterge-
„ordneten Offizianten, und verdient auf alle Weise be-
„fördert und geschützt zu werden."

VII.

Graf von Bismark's Feldherr.

> - - de tous les objets qui commandent à l'ame c'est la grandeur, surtout, qui l'élève et l'enflamme.
> Delille.

Der würtembergische General Graf von Bismark hat unter dem Titel: „Der Feldherr nach Vorbildern der Alten; Karlsruhe, in C. F. Müller's Hof-Buchhandlung. 1820. 8.," eine interessante kleine Schrift herausgegeben, in welcher er sich als denkender Officier beurkundet, auf dessen Bildung sowohl das Studium der alten Kriegsgeschichte, als die neuere Zeit wohlthätig gewirkt hat. Bei allem Schlachtgewühl, das seit dreyßig Jahren Europa erschütterte, ist der Geist und Zweck der Schlachten doch vielen noch ein Geheimniß geblieben. Man glaubte wohl, es handle sich nur um strategische Entwürfe und tactische Züge zur Befriedigung des Ehrgeizes der Einzelnen; oder, die Schlachten hätten, wie das Schachspiel, keine höhere Bedeutung, als die Geschicklichkeit der Spielenden zu zeigen. Daher betrachtete man die Armeen als Maschinen, deren moralisches Element man nur als eine Zugabe, im Fall der Noth, in Anschlag brachte, ohne deswegen weniger den Soldaten als blindes Werkzeug zu behandeln. Gleichwohl sahen wir, wie vor unsern Augen die Schlachten über das Schicksal der

Völker und über die Herrschaft neuer politischer Systeme entschieden, wodurch ganz Europa eine neue Gestalt erhielt. Nach hergestelltem Frieden trat nicht wieder alles in die frühere herkömmliche Ordnung zurück; der Geist der Schlachten wirkte fort, noch lange nachdem der Donner des Geschützes verhallt war. Im Frieden selbst begann fast überall der eigentliche Krieg zwischen dem Alten und Neuen. Ideen, gegen welche Heere ausgezogen, waren nicht vertilgt zugleich mit ihren ersten bewaffneten Anhängern; die Ideen wirkten ungeschwächt fort und errichteten sich Arsenale in den Köpfen und Herzen der Menschen. Daher die Klage vieler Sieger, daß man die Gottesurtheile der Feldzüge nicht mehr wolle gelten lassen; daß man von neuem in Frage stelle, worüber die Kanonen, nach ihrer Meinung, entschieden hätten. Daher die Drohung mit neuer Gewalt, wo die, wie man glaubte, besiegten Ideen kühn wieder hervortraten. So entstand die Verwirrung, welche sich jetzt in Europa in vielen Gegenden durch eine drückende Schwüle kenntlich macht, und neue Krisen und Katastrophen anzukündigen scheint. Man hatte den Geist der Schlachten vergessen; man mißkannte den Zweck aller Gewalt im Staate, die nicht für den Schutz der Behaglichkeit einzelner Personen, nicht zur Befriedigung der Leidenschaften oder abgesonderter Interessen ersonnen wurde, sondern nur durch das allgemeine Wohl der Gesellschaft bestehen kann, und nur durch dasselbe ihren Umfang und ihre Sicherheit erhält. Es fehlt noch viel, daß diese Begriffe in gehöriger Klarheit von den höhern Beamten im Civil wie im Militär aufgefaßt werden, und daß sie ihnen zum Leitstern dienen. Aber erfreulich ist es schon, daß einzelne Männer durch die Reife ihres Geistes sich über das Chaos herkömmlicher Meinungen erheben, und die Bedeutung aller politischen Bewegung der Völker erkennen. Haben

ſie auch noch mit herrſchenden Vorurtheilen zu kämpfen; dürfen ſie ſogar nicht ohne Gefahr ihre beſſeren Einſichten der Welt mittheilen: ſo iſt ihr Daſeyn ſchon Bürge, daß die Wahrheit noch nicht von der Welt verbannt iſt. Ueber lang oder kurz ſiegt immer das Licht über die Finſterniß. Tauſende unſerer ausgezeichnetſten Krieger jedes Alters nähren dieſe Hoffnung, und ſehnen ſich nach Beſtätigung, daß ſie nicht vergebens ſey.

Wenn wir nicht ſehr irren, ſo wird die kleine Schrift des Herrn General von Bismark dieſer Sehnſucht in vielen Stellen wohlthuend entgegen kommen, ſie wird dem Leſer auch als ein Muſter der Klugheit lieb werden; denn der geiſtvolle Schriftſteller hat alle Aufreizung der neuen Vorurtheile und Leidenſchaften dadurch ſehr weiſe vermieden, daß er ſeine Ideen an Beiſpielen aus einer längſt entflohenen Zeit entwickelt, ohne ihnen jedoch das friſche Leben und die leichte Anwendbarkeit zu rauben.

„Man übergibt hier," ſagt der Verfaſſer im Vorworte, „aus dem Heldenleben der größten Feldherrn der Alten und aus den beſten Kriegs-Schriftſtellern der alten Geſchichte der Kriegskunſt, den Geiſt in Form von Maximen."

„Der Umgang mit den Helden der Vorzeit gibt der Seele Schwungkraft und erſtarkt den Mann auf der Laufbahn der Ehre und der Pflicht."

„Die Formen der alten Kriegsinſtitutionen ſind der gegenwärtigen Zeit von geringem Werth. Der Geiſt jenes Jünglingsalters der Menſchheit aber lebt und erbt auf alle folgende Geſchlechter."

„Formen gehören nur ihrer Zeit an, ſie vergehen mit ſolcher, — der Geiſt aber, der Formen geſchaffen, überlebt ſolche und gehört der Ewigkeit an."

Viele deutliche Spuren dieſes rein aufgefaßten Geiſtes finden ſich in der Schrift des Herrn von Bismark. Einige Auszüge aus derſelben, einige darin aufgeſtellte Maximen werden dem Leſer nicht unwillkommen ſeyn.

„Neben den Mitteln zum Kriegführen iſt es vornehmlich das moraliſche Element und der Liberalismus gemeinſamer Gedanken, welcher einem Kriege zur Grundlage dienen muß. Die Kraft einer Nation liegt in den Elementen ihrer Bürger. Dieſe Elemente verlangen individuelle Sicherheit und nationale Freiheit. Wo dieſe gefährdet ſind, erheben ſich die Elemente der Bürger bis zur Höhe einer öffentlichen Stimmung, ihre Sicherheit und Freiheit zu vertheidigen. Wo demnach die Baſis der öffentlichen Meinung fehlt, da iſt kein günſtiger Erfolg eines Kriegs zu hoffen.“

„Die bürgerliche Sicherheit und die nationale Freiheit iſt das Ziel des Feldherrn; er betrachtet ſich als den vorſehenden Diener der Nation, welche ihr Wichtigſtes und Heiligſtes ihm anvertraut hat, aber zugleich als Organ der Gottheit, welche unſtreitig will, daß die Menſchen, ſowohl in ihren individuellen, als in ihren nationalen Verhältniſſen zu allen Zeiten ſicher, frei und glücklich ſeyn ſollen.“

Von Hannibal wird S. 38. 39. eine merkwürdige Rede angeführt; er ſagte unter anderem zum Antiochus: „Es iſt nöthig, daß du dich laut für die Sache der Freiheit erklärſt; denn nur derjenige flößt den Völkern Vertrauen ein, der ganz zuverſichtlich auftritt, und zu erkennen gibt, daß er auf ſich ſelbſt und auf ſeine Sache vertraut, und dieſe für unüberwindlich hält. Ein ſchwankendes Benehmen wird nie Proſelyten machen. Dennoch aber, o König, vertraue nicht den Bundesgenoſſen!“ ꝛc.

S. 42. „Coalitionen oder eine Verbindung zweier früher entgegengesetzten Parteyen, zur Bekriegung einer zum Uebergriff emporstrebenden dritten Macht — haben nur ephemere Dauer und können in keine planmäßige Berechnung gezogen werden. Ein Ergebniß einer künstlichen Politik, im Resultat erkannter gegenseitiger Noth, löst sich die Coalition auf, sobald die Noth abgewendet ist. Oft hält sie nicht einmal so lange."

S. 56. „In der Welt erneuert sich immerdar der Kampf der Reichen, (Patricier,) und der Armen, (Plebejer.) Wenn die Reichen alles an sich gerissen haben; wenn die Armen unter ihrem Drucke schmachten: so wird die Masse des Volks zum Gefühl der Kraft geführt, und macht sich in einem Aufruhr frei. So zeigt es die Geschichte in Griechenland, in Rom, in Carthago. ꝛc. Der Feldherr wird daher wohl unterscheiden, auf welcher Seite die Unzufriedenheit ist, und auf welchem Grad der Ungleichheit die Freiheit sich befindet. Das Ansehen der Aristokraten gilt gewöhnlich nur in einem engen Kreise der Gewalt. Das Volk, an seiner Spitze die Tribunen, hat gewöhnlich den unermeßlichen Boden des Rechts und der Billigkeit. Ist dies gehörig berücksichtigt, so wird dem Feldherrn die Wahl nicht schwer fallen."

„Die Kraft einer Regierung liegt in der offenen Gerechtigkeit. Nur die Regierung ist stark, welche zufriedene Bürger hat. Zufriedenen Beherrschten ist alles anzumuthen. Ist also die Regierung des feindlichen Staates constitutionel; ist die Vollziehung dem Worte der Constitution analog, und sind Fürst und Volk durch das Band der Eintracht und des gegenseitigen Vertrauens verbunden: so wird der Kampf hartnäckig seyn. Ist hingegen die Regierung willkührlich, durch eigenmächtige

Handlungen, Bedrückung und Verfolgung einzelner Individuen verhaßt: so ist Trennung derselben von den Interessen des Volks möglich. Der Feldherr muß die Einleitung dieser Trennung zum Gegenstande seines Nachdenkens machen, und in den Operationsentwurf aufnehmen."

Man sieht, daß Herr von Bismark hier einen ehrlichen Krieg im Auge hat, wo der Feldherr den innern Zustand des feindlichen Landes erwägt und darnach seine Entwürfe bildet. Einen Krieg gegen ein bedrücktes Volk, um es zu zwingen, ewig den Druck zu ertragen, kann kein Mann von Ehre vertheidigen, und also auch dem Anführer der Sclavenbande zur Einführung der Sclaverei im fremden Lande keine Anleitung geben wollen.

S. 61. „Jeder Feldherr ist ein historischer Mensch. Historische und zugleich große Männer, (denn nicht jeder historische Mann ist auch ein großer,) sind während ihres Lebens schwer zu beurtheilen. Ja, wahrhaft große Männer sind Jahrhunderte ein Gegenstand der Unterhaltung, ohne getreu geschildert zu werden. Die Beweglichkeit der Einbildungskraft, welche genialen Menschen gewöhnlich eigen ist, und welche sie mit einer unedlichen Leichtigkeit vorwärts führt, macht allzuoft jede Berechnung unmöglich. Die einflußreichste Herrschaft ist die moralische, — nach dieser soll jeder Feldherr streben. Er muß also zuerst suchen, hierin seinen Gegner zu übertreffen, und sich die Initiative zu sichern. Von dem Augenblick an, da er diese basirt hat, darf er sich als Sieger betrachten."

S. 64. ff. „Es gibt Vertheidigungskriege, in welche man willenlos verwickelt wird, und welche zu vermeiden nicht in der Völker Macht steht, — es wäre denn, man beugte gutwillig seinen Hals unter das Joch der Sclave-

rei. Doch der freigesinnte und freigeborne, hochherzig erzogene Bürger wird den Tod der Sclaverei vorziehen. Nur der Feige will unter jeder Bedingung Frieden! die Declamation gegen den Krieg und gegen eine stehende Kriegsmacht kommt von denen, welche den Krieg nur aus der Entfernung gesehen haben. Wer den Krieg kennt, wird nicht vor ihm erschrecken, und gewiß auch die Mittel wollen, ihn abzuwehren, vom vaterländischen Boden entfernt zu halten."

„Defensiv-Krieg führen heißt, der Ungerechtigkeit Einhalt thun, die Freiheit vertheidigen, den Zustand des Rechts, der Wahrheit, der Sittlichkeit und Schönheit, der geistigen Menschenwürde überhaupt erhalten."

„Ohne individuelle Freiheit ist kein Friede denkbar. Sicherheit und Freiheit sind, wie die Wahrheit, nur da heimisch, wo sie Unabhängigkeit haben. Wo demnach die Sicherheit der Personen und die Freiheit der Nation gefährdet wird, da findet die Wahrheit keinen Glauben mehr; der Friede ist schon unterbrochen, und Krieg wird ein tugendhaftes und einziges Mittel, den Friedenszustand wieder zu erkämpfen. Nicht zum Dulden, zum Leben ist der Mensch bestimmt. Vertheidigung ist natürliche Bedingung des Lebens, und wird, wenn es die Freiheit betrifft, preiswürdig. — Jeder Vertheidigungskrieg, der diesen Charackter hat, ist ein gerechter, ein heiliger Krieg."

„Ein Feldherr kann in so schweren Zeiten, als man in dem hier gedachten Vertheidigungskriege annimmt, nur mit diktatorischer Gewalt in Kriegs- wie in Regierungssachen die Leitung übernehmen. Wie im Kriege, so auch in der Staatskunst, ist man nur Herr der Ereignisse, wenn man die Initiative der Höhen hat. Die Römer ernannten

einen Dictator, wenn das Vaterland in Gefahr war. In ſolchen Zeitperioden kann die hemmende Wechſelwirkung unſerer Gewalten keinen erwünſchten Erſatz haben. Der Staat ſelbſt concentirt ſich, in jedem Kampf um Nationalunabhängigkeit, im Hauptquartier des Heeres. Alle Kräfte des Staates müſſen dem Feldherrn für den Augenblick zu Gebote ſtehen." ꝛc. ꝛc.

Dieſe Maximen können die Beurtheilung und das Verſtehen der jüngſten Vergangenheit erleichtern; wir zweifeln aber nicht, daß ſie auch in der Zeit, die ſich mit deutlichen Zeichen als nahend ankündigt, vielfache Anwendung finden werden. Darum halten wir ſie für wichtig und beachtungswerth.

Es war nicht unſere Abſicht, hier eine Kritik der Schrift des Herrn General von Bismark zu ſchreiben; auch wollten wir weder eine Ueberſicht derſelben in einem organiſchen Auszuge liefern, noch denjenigen Theil herausheben, der vorzüglich das Militär angeht. Wir zogen nur ſolche Stellen aus, welche darauf hindeuten, in welchem Geiſte der wahre Feldherr handeln ſoll, und nach welchen Grundſätzen er beurtheilt werden muß.

Eine zufällige Bemerkung ſey uns zum Schluſſe erlaubt. Herr Graf von Bismark, ein hannöveriſcher Edelmann, bekennt ſich zu den Grundſätzen der Freiheit. Er iſt General in einem conſtitutionellen Staate, und ein Mann des Jahrhunderts. Dieß iſt ſein wahrer höherer Adel. — Wer würde den Adel angreifen, wenn er ſich durch ſolche Männer überall auszeichnete? Das Volk bedarf edler Männer, die unerſchrocken ſeine Rechte vertheidigen. Und eröffnen ſich für den Adelichen nicht ſelbſt erweiterndere Ausſichten, wenn er ſich tüchtig macht, der Sache der Menſchheit zu dienen, als wenn er ſich mit den Talenten begnügt, die hinreichen, einen guten Kammer-

herrn aus ihm zu machen? Der höhere Ehrgeiz ſtrebt dahin, ein hiſtoriſcher Menſch zu werden, nicht blos einen hiſtoriſchen Namen zu führen. — Der Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts iſt ein anderer, als jener, der in früheren Zeiten durch ſclaviſche Unterwürfigkeit und Feſthalten an alte Vorurtheile zu erlangen war. Wer möchte nicht lieber den neuen Ruhm verdienen, als ſich durch die alte Anmaßung verhaßt machen?

VIII.

Politiſche Betrachtungen über Obſcurantismus und Mittelmäßigkeit.

Ibant obscuri sola sub nocte per umbras,
Perque domos Ditis vacuas et inania regna.
Virgil.

Wir leben im Frieden, nicht in Ruhe und Sicherheit. Vielerley Intereſſen, alle Leidenſchaften treten dem Wunſche entgegen, einen auf die Dauer verbürgten Zuſtand der Dinge zu erlangen. Es iſt der Krieg der Gemüther, der uns beunruhiget und ſchlimmer iſt als jener, der durch Armeen und Schlachten entſchieden werden kann. Dadurch geräth alles in unruhiges Schwanken. Ueberall offenbaren ſich die vielartigſten Elemente der Gährung. Sollte es auch mit den Beſorgniſſen einer überall drohenden Revolution nicht rechter Ernſt, ſollte die angebliche Furcht vor Revolutionen nur eine Maſchinerie ſeyn, wodurch man andere Zwecke zu errreichen ſucht, — eine Theaterdekoration, die Mängel des Schauſpiels den Laien zu verbergen: dennoch möchte den keckſten Nutznießer des Augenblicks die Furcht peinigen, daß ein plötzliches Gewitter das unbefeſtigte Gerüſte über den Haufen werfen könnte.

Woher dieſe Unſicherheit zu einer Zeit, wo das vereinte mächtige Europa den Frieden verbürgt?

Es ſind Kräfte geweckt worden, die man nun nicht zu gebrauchen weiß; vor denen man zittert, nachdem man ſie ſelbſt durch allerley Zauberformeln hervorgerufen hat. Der Geiſt, den man beſchwören will, ging natürlich, wie Wirkung aus Urſache, aus den Anſtalten und Arbeiten derer hervor, die, unwiſſend über ſich ſelbſt, ihn jetzt als eine Ausgeburt der Hölle ausrufen. Frühere Warnungen haben ſie nicht geachtet, und wer ſie ſpäter über den Zuſammenhang der Saat mit der Frucht belehren wollte, den erklärten ſie als Feind, verfolgten, ſezten ihn in die Nothwendigkeit ſtumm zu ſeyn, und beraubten ſich ſelbſt des Mittels die wahre Lage der Dinge aus einer vielſeitigen Anſicht kennen zu lernen. Die größten Schreier gegen den Geiſt des Zeitalters haben, als es gegen Napoleon galt, die demagogiſchen Künſte zu Hülfe gerufen, und jenem Geiſte gehuldigt. Dieß iſt freilich ſehr begreiflich; denn dieſe Menſchen ſind überall die Anhänger der für den Augenblick herrſchenden Macht: in den Kriegen gegen Napoleon war das Syſtem der Zerſtörung des Gewordenen, alſo ein wahres Revolutionsſyſtem, die damalige Macht; vor dieſer warfen ſie ſich nieder, aus eben ſo nichtswürdigen Abſichten, als früher ſie in der Kriecherey vor Napoleon verrathen hatten. Die Veränderung, die ſpäter mit ihnen vorgegangen, iſt eben auch nicht räthſelhaft und unerklärbar. Sie hatten geprahlt mit einem paradieſiſchen Zuſtande, den ſie für Fürſten und Völker zu erzeugen durch ihre Künſte geſchickt wären. Als die Zeit kam, da die Rechnung geſchloſſen werden ſollte, und als ſich's auswies, daß ihre Talente nicht ausreichten: geriethen ſie in Schrecken, und zitterten vor der Gefahr, ſich verdrängt zu ſehen von dem Schauplatz, zu dem ſie ſich, ohne inneren Beruf, hinzugedrängt hatten.

Woran es ihnen fehlte, wollten sie sich selbst nicht, noch weniger den Andern eingestehen. Darum mußte die Schuld ihres Falliments, das der Mangel an geistigem Vermögen herbeyführte, auf die Völker gewälzt werden; so unwahrscheinlich es auch war, daß diejenigen, die so eben Gut und Blut für Fürst und Vaterland geopfert hatten, nun die gefährlichsten, unversöhnlichsten Feinde von beyden sollten geworden seyn. Der größte Beweis daß die Völker ruhig, und durch das ehrenvollste Vertrauen freundlich gesinnt waren, liegt darin, daß jene Menschen ungestört ihr Spiel treiben konnten.

Sie sahen sich um, ob Niemand da war, der ihnen helfen könnte, den Geist zu beschwören, dessen Anblick sie nicht ertragen konnten, weil er ihren usurpirten Ruhm ihnen zu nehmen drohte. Unterdrücken und verfolgen wollten sie jeden, der durch größere Besonnenheit, Kenntnisse, Gewandheit und Tugenden sie möglicherweise hätte verdunkeln können. Hätte sich nun ein Mann gefunden, der klug genug gewesen, ihre Angst und Verlegenheit zum Vortheil *seines* Staates zu benutzen: würde man ihn haben tadeln können, wenn er diejenigen sich unterthänig gemacht, die sich ihm gleichsam von selbst in die Hände lieferten? Man würde einen solchen Mann nicht einmal als Feind der Aufklärung haben anklagen, oder behaupten können, daß er, was würdig im Zeitgeiste, zu bekämpfen großmüthig geneigt gewesen. Jedem Staatsmanne soll das Interesse des eigenen Vaterlands das höhere seyn. Ueberdem kann man wohl der eigenen Gesinnung gebieten; die äußeren Stützen und Werkzeuge muß man nehmen, wie man sie findet. Napoleon hat große Dinge mit Menschen vollbracht, die ohne ihn wieder in die todte Masse zurücksanken. Der Künstler ist nur für die Idee und Ausführung, nicht aber für die Werkzeuge, deren er

sich bedienen muß, verantwortlich. Es wird dem Feldherrn lieb seyn, wenn er Helden unter seinen Lieutenants findet: sieht er aber nur furchtsame Leute um sich, so muß er sie nehmen, wie sie sind, und, wozu sie allenfalls taugen, in Anschlag bringen. Es giebt Fälle, wo man sich der Menschen dadurch versichert, daß man sie in der Furcht bestärkt: so kann man sie beherrschen. Bisweilen sind überdem die Furchtsamen zugleich die zuverläßigsten Aufseher über die Muthigen. Um so klüger ist es, ihnen zu schmeicheln, wenn sie als Controleurs der eigenen Heimath, dem fremden Einfluß zur Stütze dienen. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Furchtsamen jederzeit die Diktatur erleichtern.

Indem wir von möglichen Voraussetzungen reden, können wir die Möglichkeit eines Systems zur Unterdrückung der Geister nicht abläugnen. Ob aber ein solches System sich auf die Länge würde erhalten können, wäre eine andere Frage. Daß der Verstand nicht aus der Welt zu verbannen sey, darf man glauben; folglich etwaige Besorgnisse ruhig beseitigen. Denn schon der Versuch, ein aufgeklärtes Zeitalter wieder dumm zu machen, würde Unzufriedenheit verbreiten, durch Widerspruch die Kräfte aufreizen, und so gerade das Gegentheil der beabsichteten Wirkung hervorbringen. Nichts fördert die Aufklärung mehr, als der Verdruß, einer geistlosen Gewalt sich hingeopfert zu sehen. Die konsequente Durchführung eines solchen Systems wäre aber sogar unmöglich. Während man den Verstand von einer Seite unterdrückte, würde man durch praktische Kenntnisse, deren Vortheil selbst der einfältigste Tyrann nicht entbehren will, von der andern Seite die Aufklärung befördern. Ferner: in einem gebildeten Jahrhundert, wo die öffentliche Meynung tausend Organe hat, dürfte man nicht ganz schweigen; man müßte vielmehr durch Gründe,

die einen Anklang in den Gemüthern finden, in einer gebildeten Sprache den Aufschwung der Geister zu unterdrücken suchen. Hierzu dürfte man sich keines dummen Menschen bedienen: man müßte ein ausgezeichnetes Talent aufsuchen, das sich verkauft, und dann, gegen besseres Wissen und Gewissen, das Verfinsterungssystem den Leuten gefällig zu machen trachtet. Was würde aber ein solcher Mann thun können? Er würde sich alle Mühe geben, die Anfeindung der Geister zu verbergen; er würde eine solche Absicht sogar, als schändlich, scheinbar von sich weisen; er würde, um nicht ausgelacht zu werden, von Achtung für Wissenschaft und Civilisation sprechen, und nur auf Umwegen den Verstand der Menschen zu verwirren suchen; er würde das Nachdenken aufrufen, um das Nachdenken als gefährlich darzustellen. Wie sehr er aber auch durch glänzende Sophismen die Menschen zu blenden suchen würde: immer müßte der Sophist sich an den Verstand der Menschen wenden. Man würde seine künstlich und absichtlich verhüllten Gedanken nicht sogleich und nicht überall verstehen; man würde also zum weiteren Forschen sich angereizt fühlen. Fangen die Menschen aber einmal an zu denken und zu forschen, so entdecken sie auch wohl das Wahre, wie sehr man sie irre zu leiten suchte. Die erkaufte Doktrin würde sich sonach als unwirksam ausweisen, und der Kaufschilling dann als weggeworfen erkannt werden. — Befragt man die Geschichte, so findet man, daß schon öfters von Sophisten die Philosophie vorbereitet wurde. Sokrates stand als Lehrer auf, weil er die Lehren der Sophisten als gefährlich, und sie zu bestreiten für nöthig erkannte.

Wenn man diese Bemerkung erwägt, so wird man eingestehen, daß die Verfinsterungssucht albern ist, weil sie Unmögliches will; man wird begreiflich finden, daß, in einer aufgeklärten Zeit, selbst in Ländern, wo die Finster-

niß am sorgfältigsten gepflegt wurde, der Geist sich regsam zeigt, und oft gediegener und reicher hervortritt, als wo das Licht keine verbotene Waare ist.

Noch eine Bemerkung sey gestattet, über die Unhaltbarkeit eines Verfinsterungssystems, von dem hier übrigens nur hypothetisch gesprochen wird. In welcher Klasse der Staatsbürger wollte man wohl die mächtigsten Stützen des Obscurantismus suchen? Doch nicht in der Mittelklasse, die gerade durch die Fortschritte der Aufklärung ihren Vortheil und die Möglichkeit reicher zu werden, befördert sieht? Oder unter dem Adel? Nun, es ist möglich und denkbar, daß der Adeliche wünsche, das Volk möchte über gewisse Dinge etwas weniger aufgeklärt seyn; weil aber doch der Edelmann in der Regel eine liberale Erziehung genossen hat, so würde der Obscurantismus ihm selbst am ersten zum Eckel werden. Bildung und Aufklärung haben so viel innern Reiz, daß nur ein geborner Pinsel, oder ein ruchloser verworfener Charakter sie im Grunde des Herzens anfeinden wird. Daher kann man überzeugt seyn, daß viele von denen, welche am meisten zum Geistesdrucke rathen, im Orden der Verfinsterer nur falsche Brüder sind, und die Meister vom Stuhl der Nacht zu unsinnigen Maßregeln zu verleiten suchen, um sie verächtlich zu machen, und dem Uebel durch sein Uebermaß abzuhelfen.

Der verständige Edelmann wird fragen: woher die Unzufriedenheit unter den Völkern entstehe, und ob sie durch Uebermaß an Licht, oder vielmehr durch Uebermaß der Abgaben leiden? Die Gelehrten und Schriftsteller leihen dem Volke wohl die Sprache; der innere Grund der Klage aber ist vorhanden und wirkt fort, auch wenn die Schriftsteller kein Wort sagen.

Die Völker leiden; dieß ist eine Wahrheit, die Niemand abläugnen kann. Und leidet etwa der Adel nicht

ebenfalls? Es giebt Länder, wo er zwey Drittheile seiner Einkünfte an den Staat zahlen muß. Läßt er sich dieß auch eine Zeit lang gefallen, weil die vorgespiegelte Furcht vor einer Revolution, die ihm Alles rauben könnte, ihn vorsichtig macht: so nährt er doch im Innern gleichfalls die Unzufriedenheit, und findet seine Lage mehr und mehr unerträglich. Er sinnt auf Mittel der Besserung; er entdeckt Mißbräuche und Verschwendung in den Finanzen. Er fängt selbst an, die Regierung zu kritisiren, und wünscht, daß sie sich vielmehr über die wahren Interessen des Staates aufzuklären suche, statt die Aufklärung als ein Staatsverbrechen zu verfolgen. Er bemerkt, daß die Klagen unter dem Volke nicht durchaus ungegründet, und daß nicht alle Diejenigen Revolutionäre sind, welche die Nothwendigkeit einer Reform nachweisen. Dann neigt sich der Edelmann zum Volke, mit dem er im Grunde einerley Interesse hat. Er wird wohl selbst der Anführer des Volkes. So ist es in Frankreich geschehen; so werden gleiche Ursachen überall gleiche Wirkung hervorbringen.

Ich weiß nicht, ob es Länder gibt, in denen die Verfinsterung als Staatsmaxime gilt; aber wenn es welche gäbe, so ließe sich vermuthen, wie das Innere derselben beschaffen seyn müßte. Willkühr, Unverstand und Anmaßung der Beamten, allgemeiner Druck, allgemeines Mißtrauen, und die nur verheimlichte, nicht unterdrückte Sehnsucht nach Verbesserung, — dieß würde man überall entdecken. Ich habe gesagt, daß ein solcher Zustand *vermuthet* werden müßte; denn nachweisen ließe sich's freylich nicht. Die Eingebornen würden schweigen, und dem Fremden, der wahrscheinlich überall von der Polizey beobachtet seyn würde, müßte die gründliche Beobachtung um so schwerer werden, als der Einheimische schon aus Klugheit ihm nichts eröffnen würde. Nur von denen, die

fremde Länder bereiſen, und ſich hier plötzlich freyer in der Bruſt fühlten, würde man das Nähere erfahren; ſie würden auch Gelegenheit haben zu vergleichen, und dann die Heimath beſſer kennen lernen. So haben die franzöſiſchen Truppen aus Amerika die Liebe zur Freiheit nach Hauſe gebracht. Etwas ähnliches könnte überall geſchehen, wenn Truppen aus gedrückten und wenig civiliſirten Ländern nach Gegenden geſchickt würden, die dem neunzehnten Jahrhundert mehr angehören.

Wir ſprachen von der Möglichkeit und Dauer eines Verfinſterungsſyſtems. Ueberall zeigen ſich Schwierigkeiten. Indeſſen laſſen ſich auch Begünſtigungen denken. Eine ſolche Begünſtigung würde es ſeyn, wenn einmal die Herrſchaft der Mittelmäßigkeit, durch irgend einen Zufall, zum Gedeihen kommen könnte. Mittelmäßige Köpfe, welche nicht zu berechnen wiſſen, wie ſehr die Kräfte eines Staates durch Aufklärung geſteigert werden können, werden ſich leicht zu Werkzeugen der Verfinſterung hergeben. Ihre ganze Klugheit beſchränkt ſich ja darauf, diejenigen zu entfernen und in Unthätigkeit zu ſetzen, welche weiter als ſie ſelbſt ſehen! Sie würden ſich alſo als getreue Diener und Geſellen eines diktatoriſchen Obſcurantismus betragen. Daher möchte denn ihr Weſen und Weben eine Zeitlang dauern. Weil aber die mittelmäßigen Leute wohl verſtehen, die Dinge an ſich zu reißen, nicht aber ſich ihrer zu bemächtigen: ſo wachſen die Dinge unter ihren Händen zu etwas Anderem an, als ſie daraus machen wollen, und als ſie ſelbſt wiſſen. Die Zeit, die neuen Verhältniſſe, der Verkehr und ſelbſt die Stockung des Handels, die Jahrelange Dauer einer, nach ganz andern Principien wirkenden, Macht, und die Erinnerungen an dieſelbe, die Vergleichung mit derſelben, — alles dieſes wirkt unabhängig von den Träumen des Blödſinns, und erzeugt Kräfte, die da ſind, man mag ſie ſe-

ben, oder nicht, man mag davon sprechen dürfen, oder nicht. Die Weisheit räth, solche Kräfte zu benutzen, und zum algemeinen Vortheil zu leiten. Aber wo wäre die Weisheit der mittelmäßigen Köpfe? Sie wissen nicht einmal, daß das allgemeine Interesse auch das ihrige ist, selbst wenn sie die Menge beherrschen könnten. Was dem Volke frommt, kommt auch dem Mächtigen zu Gute, und eine weise Regierung, die für sich selbst sorgen will, wird eben darum das Volk nicht vergessen. — Statt aber die Kräfte zu einem allgemeinen Vortheil zu leiten, suchen Schwachköpfe sie zu unterdrücken. Weil sie nun im Grunde dieß nicht können: so glauben sie, es sey schon viel für sie gewonnen, wenn sie es dahin bringen, daß nur keine Rede davon sey. Die Thörichten! Die Kräfte wirken in der Stille fort, und können in der Verborgenheit ihnen gerade am gefährlichsten werden. Denn überall würden sie eine Gährung erzeugen, von der Niemand sagen könnte, wohin sie führen möchte, wenn Niemand da ist, der sich ihrer zu bemächtigen wüßte. Daß Napoleon dieß verstanden habe, ist hier und da behauptet, und, obgleich von Andern abgeläugnet, noch nicht widerlegt worden. Wie man auch über diesen großen Mann urtheilen mag, die Gerechtigkeit scheint man ihm schuldig zu seyn, einzugestehen, daß er die Kunst besessen, die in der Zeit erwachten Kräfte zu leiten, und dadurch mächtig zu werden. — Es wäre aber vergebens, ihn als Muster aufzustellen; denn das Mechanische läßt sich wohl nachahmen, — nicht so der Geist. Einen Napoleon erzeugt die Natur, und zwar nicht alle Tage. Es wie er zu machen, wäre daher ein unnützer, und im gewissen Sinne ganz unschädlicher Rath. — Sollte nun auch bemerkt werden, daß die neuerwachten Kräfte der zweckmäßigen Leitung entbehren, daß sie daher, weil sie doch nicht unterdrückt werden können, in einer Art von

Verwirrung fortwuchern; sollten auch wohlwollende Männer sich zum Bedauern seiner zu frühen Entfernung veranlaßt sehen: so würden alle Reflektionen und Rücksehnungen doch die Sache nicht anders machen.

Zu helfen wäre überhaupt schwer; denn jene Kräfte sind zwar überall verbreitet und vielfach mit einander verbunden, sie ständen also jedem zu Gebote; allein es ist zu bedenken, daß sie nur dann gehorsam sind, wenn sie in ihrem Geiste aufgefaßt, und durch Ueberlegenheit des Geistes gewonnen werden. Eine große Persönlichkeit, die aushelfen könnte, ist nicht Sache der Willkühr; sie erhält ihr Beglaubigungsschreiben nur von der Gottheit.

Bei der angenommenen Hypothese der Mittelmäßigkeit wäre wenig frohe Aussicht. An die Stelle einer Diktatur des Geistes, würde eine Panarchie eintreten, woran jeder seichte Kopf Theil nehmen wollte. Schon deswegen könnte nichts Dauerndes, nichts Achtbares zu Stande kommen. Würde auch, aus guter Meinung oder aus Anmaßung, irgendwo versucht, eine Einheit des Willens gegen solche Panarchie und Anarchie geltend zu machen: so würden Viele leicht gegen den Einen sich verbinden, um ferner das gewohnte Spiel fortsetzen zu können.

Am schwierigsten würde es seyn, die Einheit unter Fremden herzustellen, wenn sie zu Hause selbst fehlen sollte; — ein Fall, der bey der obigen Voraussetzung, fast unvermeidlich wäre. Dann könnte die angebotene Hülfe, welche Einheit verspricht, wenig Zutrauen einflößen. Wo es an durchgreifender, geistvoller Energie fehlt, wechseln Meinungen und Systeme, wie die Menschen, die der Stern eines Tages empor gehoben hatte. Wendet ein Ausländer sich heute an den einen Begünstigten, so wird er von seinem morgenden Nachfolger verrathen, und dem Haß derer Preis gegeben, gegen welche er Schutz suchte. Solche Unsicherheit, solches gemißbrauchte Vertrauen,

würde dann die Lage derjenigen verschlimmern, die zu schwach sind, um allein zu stehen. Wohin sollten sie sich wenden, wenn überall Unzuverläßigkeit zu bemerken wäre? Wahrscheinlich würden sie sich dorthin wenden, wo noch die meiste Consequenz zu bemerken ist, — sollte es auch die Consequenz des Obscurantismus seyn. Glücklich noch, wenn sie dabey nicht mehr hingeben, als die Zuneigung; wenn sie nicht die Würde ihrer Fürsten verrathen, und, um solches ungestraft thun zu können, bitten, daß man ihnen Gewalt anthun möchte. Dann wäre eine höhere, als die persönliche Selbstständigkeit der Diener, aufgeopfert. Merkten sie es auch selbst nicht: dort wo man sie benutzen will, würde man wahrscheinlich die Lage der Dinge recht gut zu schätzen verstehen. Nichts könnte hier erwünschter seyn, als eine fortgesetzte Uneinigkeit der Einzelnen sowohl in den Kreisen, denen sie vorstehen, als eine Uneinigkeit der Kreise gegen einander. Gegenseitiges Mißtrauen wäre das Mittel, die Schmiegsamkeit gegen einen Dritten zu verbürgen. Auf solche Art kommen persönliche Besorgnisse und Interessen an die Tagesordnung, und was die Interessen des Ganzen fordern, wird vergessen, — die Erinnerung daran wird sogar verpönt. — So wäre das Treiben der mittelmäßigen Köpfe.

Unterdessen werden die Dinge, über welche man nicht im Sinne ihrer Natur zu herrschen versteht, ihrem eigenen Lauf überlassen, und sie gestalten sich auf eine unabhängige Art. Erzwingt man auch, daß sie sich, vor ihrer Reife, nicht verrathen dürfen: so wachsen sie doch unvermerkt fort, und treten am Ende als Riesen denen entgegen, die nicht gelernt haben, ein Ding im Keime zu verstehen, und sich auf seine Entwickelung vorzubereiten.

Es könnte sich zutragen, daß solche Entwickelung, oder vielleicht eine Explosion, hier und da geahnet würde,

daß man aber entweder zu falschen oder zu halben Maßregeln seine Zuflucht nähme, und ohne Kompaß und Karte das stürmische Meer der Zeitkämpfe auf gut Glück zu durchschiffen suchte. Gesezt z. B. man hätte irgendwo durch die repräsentative Regierung die Gefahr abzuwenden gesucht, doch ohne sich auf den Geist dieser Regierung zu verstehen, ohne ihr gewachsen zu seyn: dann würde die Neuerung schwerlich dem Uebel abhelfen. Man würde nicht wissen, was man aus der Versammlung der Volksrepräsentanten machen soll; man würde einzelne Redner, sogar einzelne Reden fürchten. Die Versammlung würde in Verlegenheit setzen; man würde sie wieder los zu werden suchen. Doch dazu könnte es an Muth und Energie fehlen. Auch wäre es nicht zu rathen; denn so etwas wurzelt sich ein, und keine feyerlich anerkannte Verfassung läßt sich ohne Gefahr oder ohne fremde Bajonette umstoßen. Die Verfassung bleibt wenigstens im Herzen der Menschen zurück. Wird sie nicht völlig umgestoßen, und ist sie dabey durch Ungeschicklichkeit derer, die sie nicht zu benutzen verstehen, sich selbst überlassen: so kann kein Mensch voraussagen, was sich, unter Zeit und Umständen, am Ende daraus entwickeln werde. — Die Einführung einer neuen Verfaßung setzt einen großen, durchaus guten Willen und eine ausgezeichnete Geschicklichkeit in Benutzung der aus dem Volke hervorgehenden Intelligenz voraus. Ob solcher Wille und solche Geschicklichkeit vorhanden, läßt sich schon aus den Wahlgesetzen abnehmen. Wo Zahlen vorherrschen, wo die Korporationen getrennt und absichtlich einander entfremdet werden, wo man keinen Geist einzuhauchen versteht, wo man den Geist anfeindet: da läßt sich voraussagen, daß man wohl Geistliche, Bürger, Bauern und Beamte zusammen zu würfeln, nicht aber eine würdige Repräsentation der Nation zu Stande zu bringen wisse. Gleiche Mißgriffe würden bey der Pairs-

kammer zu erwarten seyn, wenn man sich nicht darauf verstände, sie zu einem thätigen Organ des Staatskörpers auszubilden; wenn man sich begnügte, durch sie den Aufschwung der mittlern Stände, die man doch zu Hülfe gerufen, nur hemmen zu wollen. Die Pairs würden dann selbst nichts zu thun finden, und es bald müde werden, nur ein Instrument der Minister zu seyn. Liebe zur Verfassung wäre von ihnen nicht zu erwarten. Diese ist aber nothwendig, wenn die getheilten Gewalten irgend einen Vereinigungspunkt haben sollen.

So würde man denn bald in der Verfassung nur eine rohe Anlage erblicken, wo nichts zu einer zusammenhängenden in einander greifenden Thätigkeit der einzelnen Organe gelangen könnte. Sich selbst überlassen, würde das Ganze — Niemand wüßte wohin? — streben und treiben. Man denke sich dabey noch die Möglichkeit, daß Minister, die ihr eigenes Werk, die Verfassung, nicht zu regieren wüßten, zugleich in den Angelegenheiten der Administration uneinig unter einander wären, und daß keiner von ihnen eine große Idee verfolgte: würde dann die Wirksamkeit der Stände wohl zum Heil führen können? Würden die Minister nicht, um die eigenen Mängel zu verbergen, die Verwirrung dem unruhigen Geist der Deputirten zuschreiben und dem wohlwollendsten Fürsten das Streben der Patrioten verdächtig zu machen suchen? Was in dem ungeschickten Gebrauch der Sache liegt, würde man den Personen als Schuld anrechnen. Man würde die einzelnen Menschen viel zu wichtig nehmen, und, statt durch Kenntnisse, Weisheit und darauf gestützte Energie das Wohlwollen der Kammer zu gewinnen, sich in Persönlichkeiten verlieren, wodurch die Stände von ihrer Bestimmung abgeleitet, und zum Tummelplatz der Faktionen umgeschaffen werden.

Die Folgen der Ungeschicklichkeit, welche durch Eigensinn den Mangel an Thatkraft, durch plumpe Gewalt den Mangel an Talent zu ersetzen sucht, — sind nicht erschöpfend zu berechnen; sie werden sich in den Ständen, wie in allen übrigen Verhältnissen des Lebens offenbaren. Kein dauerndes Werk wird unter den Händen der Mittelmäßigkeit zu Stande kommen. Bereitet sich irgendwo ein innerer Krieg der Gemüther, so würden die Schwachköpfe den Frieden auch nicht herbeyführen, sondern durch Verfolgung der Geister den Krieg bald vollends zum Ausbruche bringen.

Versöhnung ist, was uns vor allen Dingen Noth thut. Ist es irgendwo Ernst, durch sie die Wunden der Zeit zu heilen: so stecke man zuerst das Schwert in die Scheide, das man gegen den Zeitgeist gezogen, und wodurch man ihm nicht wehe thut, denn er ist ein Geist, wodurch man nur den Fechter, der die Luft zerhaut, verächtlich macht. Dieser Geist lehrt die Noth der Gegenwart kennen, und daß kein Traum der Vergangenheit ihr abhelfen könne; er warnt, kein leichtsinniges Spiel zu treiben mit der Armuth und den Interessen der Mehrzahl; er räth von dem lächerlichen Dünkel sich loszusagen, als könne man mit der Zeit, ohne Beystand der Talente, fertig werden. Ist es denn so schwer, solche Lehre, solche Warnung, solchen Rath anzunehmen? Will man vergessen, daß die talentvollen Männer jederzeit den Kranz der Unsterblichkeit zu verleihen und zu verbürgen hatten? Sie verachten und erniedrigen, zeigt von Roheit und hochmüthigem Unverstand; sie zu ehren, auszuzeichnen, und zu Rathe zu ziehen, gebietet die einfachste Klugheit. Den Ruhm in den Sälen können die kriechenden Höflinge wohl vorspiegeln; den wahren Ruhm, der seinen Mann überlebt, lernt man nur im Umgang mit Männern kennen,

denen Wahrheit und das Heil des Vaterlandes über Alles heilig iſt. Die Talente von Staats wegen anfeinden, wäre blanker Unverſtand; denn es beſteht ein innerer unzerſtörbarer Bund unter ihnen, der ſie zu natürlichen und legitimen Bundesgenoſſen des Staats macht. Welcher Mann von Geiſt, wird ſich zu den Feinden des Staates geſellen? Wenn aber die Menſchen ſehen, daß gerade der Vorzug, den die Natur einem Manne verliehen, der Grund ſeiner Verfolgung wird; dann iſt es nicht ſeine Schuld, wenn das Volk am Ende die Verfolger als die wahren Staatsfeinde anerkennen, und dieſen die Achtung verſagen ſollte.

Wüßten nur die Leute, die den Geiſt verfolgen, was der Geiſt ſey! Er offenbart die Lage der Dinge, und erfindet die Mittel, dieſer Lage gemäß, den Bedürfniſſen der Geſellſchaft abzuhelfen. Was thun dagegen die Geiſtloſen? Sie fragen nicht, wie die Sachen ſtehen und liegen, ſondern treten mit einer von der Routine ihnen angehefteten Idee ans Werk, und glauben, ſobald ſie der Sonne zurufen: Stehe ſtill, — ſo müßte die Sonne ein Demagoge ſeyn, wenn ſie ihren Lauf fortſetzen wollte. — Sie verbinden die ungleichartigſten Dinge, veranlaſſen dadurch den Kampf derſelben, und begreifen nachher nicht, warum jedes Ding ſeiner eigenen Natur folge, warum ihr Kitt nicht hält, warum alles aus den Fugen zu gehen droht. — Der Geiſt iſt der einzige haltbare Kitt. Darum kann man ohne ihn nie fertig werden. Ihn verfolgen, ihn unter Aufſicht des Blödſinns ſtellen, würde ganz vergebliche Arbeit ſeyn. Don Quixote ſah Windmühlen für Rieſen an. Den Rieſen des Zeitalters in Mauſefallen fangen zu wollen, würde eine noch größere Thorheit verrathen. Der Krieg gegen den Verſtand mit Waffen des Unverſtandes iſt ein ſolcher, über deſſen Ausgang kein beſonnener Mann in Zweifel ſeyn kann.

IX.

Merkwürdigkeiten aus fernen Ländern und Zeiten.

Mein Thorheitsmaaß iſt voll;
Wir wollen uns mit Zanken nicht ermüden.
Wieland's Muſarion.

In Tombuktu dürfen nur die Blinden ſich Bibliotheken anſchaffen. Eine andere Sonderbarkeit iſt, daß in dem dortigen Taubſtummen-Inſtitut die ſchönſte Orgel angetroffen wird.

Ein reiſender Franzoſe erzählt: „Als ich in Indien war, geſtand mir ein ehrlicher Bramine, er ſey jedesmal in Verlegenheit, wenn die Leute ihn fragten, ob Brama von Wiſchnu erzeugt worden, oder ob beide ewig wären. „Gott iſt mein Zeuge, ſagte der Bramine, daß ich nichts „davon weiß, obgleich ich es alle Tage lehren muß.“

Der Prophet Daniel berichtet (C. IX. v. 12.) daß zu ſeiner Zeit die Gouverneure auf eine Art regierten, daß ein groß Uebel über das Volk gekommen ſey.

Im Jeremias finden wir die Nachricht, der Ewige, der Gott Iſraels, habe geſagt: „Ich bedaure das Uebel, das ich euch zugefügt habe.“

In dem Innern von Borneo halten die Räuber und Mörder gute Disciplin.

Der Sultan von Mindanao hat das Naturrecht in seinen Landen für immer abgeschafft.

In China ist es verboten, öffentlich von Politik zu sprechen, indem die Politik keine öffentliche Sache, sondern das Geheimniß der Mandarine sey.

Eine alte englische Zeitung gibt Nachricht von einem afrikanischen Staate, in welchem der erste Minister den Titel führt „Ober-Ohrenkitzler Sr. Majestät.“ Bei der jährlichen Reichsversammlung legt dieser afrikanische hohe Staatsbeamte, der zugleich Präsident der Stände ist, einen Bericht über den glücklichen Zustand des Reichs ab, nachdem er vorher alle Unzufriedenen hat spießen lassen. — In seltenen Fällen sollen die Stände gewagt haben, in Ueberlegung zu nehmen, auf welchem constitutionellen Wege den Ohren Sr. Majestät, ohne Einmischung des Oberohrenkitzlers, beizukommen wäre. Diese Kühnheit ist aber als eine Verletzung der Reichsgrundgesetze angesehen, und dadurch unschädlich gemacht worden, daß man einige Ballen Baumwolle bereit hält, um die königlichen Gehörwerkzeuge gegen das Andringen unangenehmer Töne zu schützen. — Die Unter-Ohrenkitzler in diesem Lande bilden eine eigene Kaste, in welche es schwer ist, aufgenommen zu werden. Sie haben bei Hofe, besonders bei den Damen, vielen Einfluß und examiniren zugleich alle Canditaten, die sich zu Staatsämtern melden. Als äußere Auszeichnung tragen sie einen kleinen goldenen Ohrlöffel, der an dem linken Nasenflügel durch zwei silberne Schnürchen befestigt ist.

Auf einer ägyptischen Universität schrieb ein Professor philosophische Betrachtungen über die Zwiebeln, worin er aus Vernunftgründen bewies, daß die Zwiebeln nicht vol

lig Götter wären, ihnen jedoch sehr nahe kämen. Dieser scharfsinnige Mann wurde als Ketzer verbrannt.

Ein chinesischer Mandarin hat die Erfindung gemacht, die Wissenschaften durch Bambus, auf die Fußsohlen der Gelehrten gelegt, blühend zu erhalten. Ein anderer Vorschlag, den Gelehrten die Zunge auszuschneiden, wurde von der Akademie in Peking, als übertrieben, verworfen.

Die Militär-Gouverneure in Cochinchina sind angewiesen, die Nation durch das Militär plagen zu lassen, damit der Patriotismus befördert werde. Das Volk soll nämlich sagen: „Thun dies die unsrigen, was würden erst fremde Soldaten thun!"

Der birmanische Kaiser hat in einem Edikte angeordnet, daß nicht jederman das Recht haben solle, sich zur Canaille zu rechnen, sondern dieselbe in drei Classen abzutheilen sey, in Hofes-Canaille, in schreibende Canaille und in verzückte oder mystische Canaille, welcher letztern das alleinige Privilegium des Magnetisirens und der Geisterseherey zukomme.

Bekanntlich verehren die Chinesen den Li und den Tien als die ältesten und höchsten Mächte der Welt. Der Li ist das innere Licht oder die Vernunft; der Tien das äußere Licht oder der Aether, der die Wolken trägt. Eine neue Sekte aber ist in Fo-kien aufgetreten, welche nichts von dem Li wissen will, und selbst den Tien nur für einen Halbgott erklärt. Die Sekte macht reissende Fortschritte, obgleich die Polizei Tag und Nacht beschäftigt ist, den Leuten durch den Bambus zu beweisen, daß sie vernünftige Wesen sind, folglich den Li anbeten müssen.

In Tibet sind die Gebetmaschinen sehr beliebt; sie bestehen in gewundenem, mit Gebeten beschriebenen Papier, das man an Stöckchen befestigt, und

den Ofen ſetzt. Wenn die Wärme das Papier in Umſchwung bringt, ſo iſt dieß gleich wirkſam als ob das Gebet geſprochen würde. In den Sälen der Großen, die nicht Zeit zur Andacht haben, ſind dieſe Maſchinen ſehr beliebt. Ein wohlthätiger Mann hat auf eigene Koſten eine Fabrik ſolcher Maſchinchen anlegen laſſen, und verordnet, daß jährlich eine große Anzahl derſelben unentgeltlich an die Armen vertheilt werden ſollen.

In Benares hatte ein Mechanikus ein Glas erfunden, das die Dinge zeigte wie ſie ſind; es wurde aber ſogleich von der Polizei confiszirt, weil das allgemeine Beſte der Bürger erfordere, daß ſie die Dinge ſo ſehen, wie ſie nicht ſind. Den Anlaß zu dieſer Maßregel hatte der Umſtand gegeben, daß genanntes Glas die Ohren eines gewißen Höflings in ungewöhnlicher Größe ſichtbar machte.

In einer Stadt in Süd-Amerika waren ehemals die Arbeiten der verſchiedenen Gewerbe ſehr ſtrenge geſchieden, daher kein Bürger dem andern ins Handwerck greifen durfte. Nun geſchah es, daß einmal ein Prieſter einen Advokaten verklagte, weil dieſer einen Juden bekehrt hätte; worauf der Advokat eine Gegenklage erhob, und den Prieſter beſchuldigte, er hätte zwei ſtreitſüchtige Edelleute verſöhnt, und ſonach ſich ins Amt der Juſtiz gemiſcht.

Unter der Kaiſerin Catharina II. wurde ein Kamtſchadale als Beiſitzer in die Geſetzcommiſſion gerufen. Einmal kam ein Geſetz gegen den Diebſtahl in Berathung. Der Kamtſchadale fand das Geſetz gerecht und weiſe, meinte aber, es paſſe nicht für die Verhältniſſe ſeiner Halbinſel; denn, wenn die armen Leute dort die Reichen nicht beſtehlen dürften, ſo würden ſie die Abgaben nicht zahlen können; das Intereſſe des Staats fordere daher, den Diebſtahl zu begünſtigen.

In Utopien iſt die repäſentative Regierung in ihrer ganzen Stärke und Reinheit eingeführt. Ohne Zuſtimmung der Stände darf nichts im Lande geſchehen. Selbſt die Recepte der Aerzte werden den Kammern vorgelegt, die dann nach Mehrheit der Stimmen entſcheiden, ob der Apotheker die Medicin verabfolgen ſoll oder nicht. Bisweilen geſchieht es, daß die zweite Kammer ein Mittel gut und zweckmäßig findet, während die erſte Kammer es geradezu für Gift erklärt. Der conſtitutionelle Kranke muß in ſolchen Fällen ohne Arznei entweder geſund werden oder ſterben. — Seit Einmiſchung der Stände in dieſe Angelegenheit will man eine ungewöhnlich große Sterblichkeit bemerkt haben.

In Tunkin iſt eine furchtbare Verſchwörung unter einigen jungen Leuten endeckt worden, welche ſich unter feyerlichem Eide anheiſchig gemacht hatten, ſobald ſie erwachſen wären, den Polichinell wieder auf das Theater zu bringen.

Ein Bramine hat die Entdeckung gemacht, daß die meiſten Gebete nur Umſchreibungen der Phraſe wären: „Gott der Weisheit, ſey ſo gnädig, meinen thörichten Wunſch zu erfüllen!“

Sexted und Seward, zwei Könige von Eſſex, wünſchten von dem weiſſen Brod zu eſſen, welches der Biſchof Melitus bei der Communion vertheilte. Der Biſchof wollte ſich dazu nur unter der Bedingung verſtehen, daß die Könige ſich taufen ließen. Die Könige, über ſolche Zumuthung erzürnt, jagten den Biſchof aus dem Lande, erhielten aber kein weiß Brod.

Carl der Große erbat ſich von Offa, König von Mercia, den gelehrten Prieſter-Alcuin, um mit Hülfe dieſes Mannes die Ketzereien des Felix, Biſchofs von Urgel in

Catalonien, beſtreiten zu können. Felix behauptete, daß der Erlöſer, ſeiner menſchlichen Natur nach betrachtet, vielmehr der angenommene, als der wirkliche natürliche Sohn genannt werden müſſe. In Frankreich und Deutſchland befand ſich damals kein Prieſter, der dieſe Ketzerey zu widerlegen verſtand.

Der heilige Auguſtin ſagt: „Wenn ihr Menſchen ſtraft, vergeßt nicht, daß ihr dem Ebenbilde Gottes Leiden auflegt.“ Er ſagt auch: „Es iſt keine Ordnung, wo die Beſſeren den Schlechtern untergeordnet werden.“

Philipp der Lange, König von Frankreich, ſagte: „Jeder Menſch, und beſonders jeder Franzoſe, iſt frei geboren und ſoll frei leben.“

Vor etwa 50 Jahren fanden im ſüdlichen Deutſchlande folgende Schriften guten Abgang unter dem Volke:

1. Trauben der Heiligkeit aus den Dörnern der Bosheit, oder wunderbarliche Bekehrung allerhand Mörder, Räuber, Zauberer, Uebelthäter, wie auch heiliger Gerichtsdiener und Scharfrichter.
2. Grafs geiſtlicher Bienenſtock und acht Seligkeiten.
3. Heiliges je öfter, je beſſer.

Dieſe Schriften waren mit Bewilligung der Cenſur gedruckt, müſſen alſo für unſchädlich, ſelbſt nicht gegen den Menſchenverſtand empörend, geachtet worden ſeyn. O gute alte Zeit! Wie ſehr iſt zu bedauern, daß die Frömmelei nicht mehr, wie ehemals, wohlfeil genährt werden kann; daß überall, ſelbſt bei Beförderung des Aberglaubens, man den Geiſt in Unkoſten ſetzen muß!

Montagne, der in einem Zeitalter des Aberglaubens und der Verfolgungsſucht wagte, Philoſoph zu ſeyn, ſagte gegen die Fanatiker ſeiner Zeit: „Mir iſt es klar und deutlich, daß wir den Pflichten der Religion nicht gern andere Dienſte darbringen, als ſolche, die unſern Leiden-

schaften schmeicheln. Kein Haß iſt ſo bitter, als — der chriſtliche. Kein Eifer iſt ſo thätig, als wenn er mit unſerem Haß zuſammentrifft, mit unſerer Grauſamkeit, unſerer Ehrſucht, unſerem Geize, und mit Verläumdung und Rebellion. Wenn wir hingegen Güte des Herzens, Wohlwollen, Mäßigkeit üben ſollen, ja da gehen wir, einige ſeltene Ausnahmen abgerechnet, die ſich durch eine Art Wunder unter uns befinden, als ob wir weder Fuß noch Flügel hätten. Unſere Religion iſt dazu gemacht, die Untugenden auszurotten, und ſie bedeckt, nährt, reizt ſie? Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten!"

Im Jahr Chriſti 775 entſtand ein Streit zwiſchen dem Biſchofe von Paris und dem Abte von St. Denis über das Eigenthum einer kleinen Abtey. Jeder legte Akten und Urkunden vor, aus denen er ſein Recht zu beweiſen hoffte. Statt aber die Richtigkeit derſelben zu prüfen, mußte der Handel durch ein ludicium crucis ausgemacht werden. Jede ſtreitende Partey ſtellte eine Perſon, die, während der Meſſe, vor dem Kreuze mit ausgebreiteten Armen ſtehen mußte; derjenige, deſſen Stellvertreter zuerſt müde wurde und ſeine Stellung änderte, verlor den Proceß. Der Mann des Biſchoffs war ſchwächer als ſein Gegner, daher ward erkannt, daß Gott ſich für den Abt entſchieden habe. Ein älterer Schriftſteller, der dieſe Geſchichte anführt, iſt der Meinung, daß die Kriege ſelten mehr als ein ähnliches ludicium crucis wären, und daß jeder Gewinnende die Folge der Muskelkraft ſeiner Kreuzſicher für eine unmittelbare Begünſtigung des Himmels geltend zu machen ſuche, was, wie er glaubt, eigentlich eine gottloſe Eitelkeit zu nennen wäre, beſonders wenn der Gegenſtand des blutigen Prozeſſes nicht die Ehre des Vaters des Lichts, ſondern den niedrigen Eigennutz der Kinder der Finſterniß zum Endzweck habe.

In einer der lezten Sitzungen des kleinen Raths der Republik Pfpft soll es sehr stürmisch hergegangen seyn. Unser geheimer Correspondent, den wir dort für die unglaublichen Nachrichten engagirt haben, meldet uns gewisse Umstände, die, wenn sie sich bestätigen sollten, entweder die Erschütterung der Welt, oder auch nichts zu bedeuten haben könnten. Dem großen Publikum dürfen wir das Nähere davon noch nicht eröffnen, indem seit einiger Zeit viele Privatleute sich ins Publikum geschlichen haben, die nicht mehr zu wissen brauchen, als ihnen geziemt, und die, wenn sie unwissend sind, sich viel bescheidener betragen, als andere Unwissende, die nicht zum Privatstande gehören. Wir melden daher von der erwähnten stürmischen Sitzung des kleinen Raths von Pfpft nur soviel, daß der Herr Syndicus Brmbrm den Anlaß zu einer lebhaften Debatte gab. Die Sache verhielt sich kürzlich so. Der Syndicus hatte einen ausführlichen Vortrag: „Ueber Verbesserung der Wege in der Republik" verlesen, und zur Abstimmung gebracht. Der Rath erklärte sich einstimmig gegen alle Verbesserungsvorschläge, und berief sich dabei auf ein altes Staatsgrundgesetz der Republik, dem zu Folge die Reisenden, bei der Durchfarth durchs Gebiet des Freistaats, so oft als möglich im Schlamme stecken bleiben, oder in Hohlwegen ihr Räderwerk zerbrechen sollten, damit Vorspanner, Fuhrleute, Wagner und Gastwirthe Gelegenheit fänden, mit guter Art den Reisenden einiges Geld abzunehmen, das sodann im Lande verbliebe, und, als ein gerechter Tribut des Auslandes, die Republik bereichere . . . Diese Motive wollten dem Syndikus nicht einleuchten, daher er, im Verdruß, seine unwiderlegbaren Gründe unbeachtet zu sehen, die allerdings nicht sehr schickliche Bemerkung sich erlaubte: „Daß dem gemeinen Wesen nicht mehr zu helfen sey, wenn es anders nicht einem Zauberer gelänge, die Esel

der Republik in Löwen zu verwandeln." — Dieß kühne Wort gab das Signal zu einer allgemeinen Bewegung im Saale, in dem alle Beisitzer des kleinen Raths nicht anders glauben konnten, als daß sie selbst die vermeinten Esel der Republik seyn sollten. Obgleich es nun allerdings am verständigsten gewesen wäre, das Treffende der Beziehung mit Stillschweigen zu übersehen, so glaubten die Rathsherrn doch, daß der Anstand fordere, diesen Schimpf nicht ungeahndet zu lassen. Wir schweigen von geheimen Winken, Zuflüsterungen, Faustballen, zum Theil in der Tasche, und Stampfen mit den Füßen, wodurch diese Sitzung so interessant wurde; und erwähnen nur, was gegen Ende der Debatte gesprochen wurde. Jobst, der Müller, erklärte sich dahin: „Er wisse zwar, daß es unmöglich sey, Esel in Löwen zu verwandeln, indessen ziele der bloße Vorschlag offenbar auf Umsturz der eingeführten Ordnung; denn, wer würde künftig geduldig die Lasten zur Mühle tragen, wenn die wohlgezogenen, gut abgerichteten, sehr nützlichen Thiere einer civilisirten Republik in wilde Bestien barbarischer Wildniß verwandelt werden möchten? Daher trage er darauf an, alle diejenigen, welche künftig solche Verwandlung versuchen würden, als gefährliche Neuerer und Umwälzer der Republik in die sogenannte Stadt-Festung d. i. in den unterirdischen Rathskeller 14 Tage lang einzusperren, oder in höchstens 2 Stunden nach allen Richtungen aus dem Lande zu jagen." — Schlupff, der Handschuhmacher, der als ein witziger Kopf bekannt ist, erklärte sich ebenfalls gegen den Syndicus, und meinte: „Statt die vernunftlosen Müllerknechte, — wie er jene nützlichen Thiere nennen wolle, um die Ohren eines weisen Raths nicht durch einen lästlichen, frivolen Ausdruck zu beleidigen, — statt diese Müllerknechte, sagte er, in Könige der Wüste zu verwandeln, was ein unnützer, ja impertinenter Vorschlag

rey, thue es in dieser verkehrten Zeit vielmehr Noth, gewisse Vögel, nämlich die Adler, (welche immer, der Sonne entgegen, in den Lüften schwebten), in Maulwürfe zu verwandeln, indem lichtscheue Thiere weniger gefährlich, ja offenbar nützlicher als die Adler wären. Die Maulwürfe wären blind, allerdings, aber sehr geschickt, das Land aufzulockern, falls es der Republik einmal einfallen sollte, ihre Wüsten in Ackerfelder zu verwandeln.“— Dieser Vorschlag fand großen Beifall, und wurde besonders durch Quicks, den Gänsehirten, unterstützt, welcher darauf aufmerksam machte: „Daß ein Adler, der neulich über die Republik hinweggeflogen, alle Gänse und anders Federvieh in Angst und Schrecken gesetzt hätte, und dieß sey gerade kurz vor Martini geschehen, wo alle verehrlichen Mitglieder eines hochweisen Raths das Recht hätten, sich auf einen guten Gänsebraten, gefaßt zu machen; ja, wo die allgemeine Bürgerfreiheit Jedem gestatte, sich eine Stoppelgans, so wolfeil als möglich, zu kaufen. Daher trete er dem Vorschlag des Herrn Schlupff bei, doch mit dem Amendement, daß der weise Rath, vor Bekanntmachung des Gesetzes, das die Adler in Maulwürfe zu verwandeln gebiete, eine Preisfrage aussetze: wie solche Verwandlung am schnellsten, leichtesten und sichersten zu bewerkstelligen wäre?“ — Der Bürgermeister, ein besonnener ruhiger Mann, entgegnete: „Er erlaube sich nur die Bemerkung, daß die Adler sehr selten in der Republik gesehen würden; auch sonst an Maulwürfen kein Mangel wäre. Daher es vielleicht nicht außer der Zeit seyn dürfte, wenn der weise Rath den Beschluß nähme, Alles beym Alten zu lassen.“ — Jobst, der Müller, bezeugte dem Bürgermeister seine hohe Achtung für solche Worte der Weisheit; „doch, sagte er, müße er daran erinnern, wie der Vorschlag des Syndikus deutlich verrathe, daß unruhige Köpfe das alte feste Gebäude der Republik in seinen Grundfesten

zu erschüttern gedächten; daß ihnen das Alte ein Gräuel sey, und sie es nicht dabei lassen würden, wenn sie irgend es anders machen könnten. Um diesen unruhigen Köpfen, die man als irreligiöse Weltstürmer ansehen müße, die Lust zu vertreiben, scheine der Schlupff-Quicksische Gesetzesvorschlag das gerade dienlichste Mittel." — Schlinschlien, der Glashändler, erhob sich mit vieler Würde, und glaubte bemerken zu müssen: „Es sey ihm vorhin etwas eingefallen; er habe es aber wieder vergessen." — Hierauf wurde die Preisfrage durch Acclamation beschlossen. — Der Syndikus, der den gegen ihn erregten Sturm beschwören wollte, bat um das Wort, was die rechte Seite ihm anfangs verweigern wollte, doch endlich zugestand, als Lebrecht, der Schwager des Syndikus, sämmtliche Herrn zu sich auf einen Rehschlägel einlud. Der Syndikus durfte also sprechen, und wirklich hielt er eine so bündige, als schön gefaßte Rede, wovon wir das Wesentliche ausheben: „Die von einem hochweisen Rath beigebrachten Gründe, sagte er, hätten ihn von der Untauglichkeit seiner, den Staatsgrundgesetzen zuwiderlaufenden Verbesserungsvorschläge, vollkommen überzeugt. Da er einzig das Beste der Republik im Auge gehabt, so sey es ihm durchaus gleichgültig, durch welche Mittel das allgemeine Interesse befördert werde. Er nehme daher keinen Anstand, darauf anzutragen, die Wege nicht nur nicht auszubessern, sondern vielmehr, durch alle in der Macht der Republik gegebenen Mittel, wo möglich noch mehr zu verderben, und so zu sagen gänzlich unfahrbar zu machen." — Diese edle Bereitwilligkeit des Syndikus, seinen Irrthum anzuerkennen und respektive zu verbessern, verbreitete allgemeine Freude in der Versammlung. Alle verehrlichen Mitglieder des kleinen Raths erhoben sich von ihren Sitzen, eilten zu dem Syndikus, drückten ihn ans Herz, umarmten sich unter einander, und verließen hier-

auf zufrieden den Saal. — So iſt denn der Friede der Republik diesmal nicht geſtört worden; doch gibt unſer geheimer Correspondent zu verſtehen, daß die Eſel des Syndikus einen zu tiefen Eindruck auf die Gemüther gemacht hätten, um in ihnen nicht Funken der Zwietracht zu ſehen, die, bei der erſten Gelegenheit, in helle Flammen ausbrechen dürften. Wir halten dieſe Beſorgniß für voreilig, aus Gründen, die wir bei einer andern Gelegenheit, — vielleicht in der Beantwortung der erwähnten Preisfrage, wobei wir zu concurriren gedenken, — ausführlicher erörtern werden.

X.

Probe
einer
deutſchen Bearbeitung
des Candide.

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu.

Horat.

Candide hatte in Paraguai ſo eben einen Jeſuiten getödtet. Um unerkannt den Nachſtellungen zu entgehen, hüllte er ſich in die Kleider des Gemordeten und floh, von ſeinem Bedienten Cacambo begleitet, in die Wälder. Gegen Abend ſetzten ſich beide auf den Raſen einer Wieſe, von den Anſtrengungen des Tages auszuruhen. Cacambo aß ein Stück Schinken, das er aus Vorſicht mitgenommen hatte. Candide dagegen behauptete, keinen Appetit zu haben; er vertrieb ſich die Zeit mit Philoſophiren über ſein ſonderbares Schickſal, das ihn, wider Willen, zum Mörder eines Prieſters gemacht hätte, der zugleich Jeſuit und deutſcher Baron, alſo in doppelter Rückſicht für ehrwürdig und unverletzlich zu halten wäre. — In dieſem Augenblick hörten ſie in ihrer Nähe ein Weibergeſchrei. Ehe ſie noch unterſcheiden konnten, ob es ein Ausruf der

Freude oder des Schmerzes sey, erhoben sie sich mit jener Besorgniß und Unruhe, die in unbekanntem Lande bei jedem plötzlichen Geräusch sogleich sich zu regen pflegen. Sie sahen zwei nackte Weiber über die Wiese laufen, von zwei Affen verfolgt, die ihnen in die Hinterbacken bißen. Candide's mitleidiges Herz wird gerührt. Als guter Schütze ergreift er seine Doppelflinte, und mit der Schnelligkeit des Gedankens tödtet er die beiden Affen. „Gott sey gelobt, mein lieber Cacambo, sagt er, ich habe diese unglücklichen Weiber von einer großen Gefahr befreit. Beging ich die Sünde, einst in Spanien einen Inquisitor, und so eben in Paraguai einen Jesuiten zu tödten: so habe ich mein Unrecht wieder gut gemacht, indem ich zwei wohlgewachsene Mädchen errettete. Sie scheinen, obgleich nackend, Damen von Stande, die uns in diesem wilden Lande von großem Nutzen seyn können.“

Diese schöne Rede ward durch Staunen unterbrochen, als er sahe, wie die beiden Mädchen zärtlich die Affen umarmten, wie sie in Thränen über ihren Leichnam zerflößen, und die Luft mit Tönen der Verzweiflung erfüllten. — „Soviel Güte des Herzens hatte ich nicht erwartet;“ sagte Candide. — „Schöne Geschichte! fiel Cacambo ein. Ihr habt die Liebhaber dieser zärtlichen Damen getödtet.“ — „Die Liebhaber? Cacambo! Du spottest. Unmöglich. — „Lieber Herr, erwiederte Cacambo; ihr kennt die Sitten des Landes nicht. Habe ich doch, der als Meſtize nur ein Viertel Spanier bin, in Madrid manch vornehmes Abenteuer bestanden; warum sollten die wilden Damen in Paraguai, die nichts von einer guten Erziehung wissen, sich nicht mit Affen, die wenigstens ein Viertel Menschen sind, begnügen lernen! Ländlich, sittlich! Mich befremdet diese Geschichte nicht; wohl aber

fürchte i[illegible] die Damen werden uns einen bösen Streich spielen.“ — Candide fand diese Bemerkungen gegründet, und folgte seinem Diener, der den Rath gab, sich in den Wald zu verstecken. — Hier verzehrte er mit Cacambo den Rest des Schinkens, und leerte eine Flasche Wein, die der Mestize von der Tafel des gemordeten Jesuiten mitgenommen hatte.

Candide, nachdem er satt war, fieng wieder an zu philosophiren. Er setzte die Abscheulichkeiten der Inquisition, und die Betrügereien der Jesuiten auf das Klarste auseinander. Er verglich sie mit den Affen, welche die Unschuld verfolgen. Er sprach mit ächt poetischer Begeisterung und großem Nachdruck gegen die Duldung dieser moralischen Ungeheuer. Cacambo war schon früher davon überzeugt, und leider war sonst niemand zugegen, dem Candide über Gaukeleien der Pfaffen hätte die Augen öffnen können. Also war seine Predigt in den Wind geredet, woher es kommen mag, daß die Welt noch bis auf den heutigen Tag sich von Gauklern betrügen läßt. Hätte Europa die Rede des Candide in den Wäldern von Paraguai mit anhören können, so würde der Welttheil vielleicht wissen, was von Neuem gelehrt zu werden Noth zu thun scheint. — Als Candide merkte, daß er ohne Nutzen spräche, indem Cacambo eingeschlafen war, so folgte er diesem guten Beispiel, und warf sich aufs Moos.

Der Gott der Träume schloß ihn bald in seine Arme, und ließ ihn ein angenehmeres Schauspiel als die Affenliebe sehen. Candide träumte nämlich, daß er unter den Wilden als ein höheres Wesen aufgenommen, daß er, als der Bildner eines rohen Volkes, der Wohlthäter desselben würde, daß er sie schützte gegen Aberglauben und Tyrannen, daß er der Vernunft Altäre errichtete, und durch ein unumstößliches Grundgesetz alle Jesuiten und alle Anhä-

ger des Feudalsyſtems auf ewig von den Grenzen des aufgeklärten, geſitteten und glücklichen Landes entfernte. Die repräſentative Regierung einzuführen, ſchien ihm nicht rathſam, weil die ſogenannte Volksrepräſentation doch eben nur mithilft, den alten Unſinn am Leben zu erhalten; wie er vor Kurzem in ○○○ bemerkt haben wollte, wo einige Abgeordnete ein Geſchrei um Herſtellung des alten Kirchenguts erhoben, und ſich dadurch vor den Augen des neunzehnten Jahrhunderts lächerlich gemacht hätten. — Auch die Preßfreiheit führte er nicht ſogleich ein, ſondern ließ dieſelbe nur in der Ferne hoffen, wenn das Volk einmal ſtark und aufgeklärt genug ſeyn würde, allen Verführungen des ſogenannten frommen Betruges und der willkührlichen Herrſchſucht zu widerſtehen. Er ſetzte alſo Cenſoren ein, die alles aus den Manuſcripten ſtreichen mußten, was im Sinn der Möncherei und des Feudaldrucks geſchrieben war. Zu Cenſoren beſtellte er nicht etwa feile Knechte, die von der Würde der Wiſſenſchaften keinen Begriff haben; ſondern er übertrug die Aufſicht über die Literatur einem Senate anerkannter, claſſiſcher Schriftſteller, deren Ruhm und Ehre dafür bürgte, daß ſie die Geiſtesbildung des Volkes befördern, keineswegs dem Obſcurantismus als feige und feile Sclaven dienen würden.

So angenehm träumte Candide in den Wäldern von Paraguai, unwiſſend, welch' Schickſal ihm beim Erwachen bevorſtünde. Denn ach! als er und ſein Diener ſich am andern Morgen erheben wollten, fühlten ſie ſich an Händen und Füßen gebunden. Die Urſache dieſer unerwarteten Erſcheinung war, daß die Oreillonen, wilde Bewohner dieſes Landes, von den beiden nackten Damen aufgehetzt, unſere Wanderer in der Nacht ausgekundſchaftet, und nach den Landesgeſetzen geknebelt hatten.

Als Candide die Augen aufſchlug, ſah er ſich umringt von etwa fünfzig nackten Oreillonen, die, mit Pfei-

len, Aexten und Keulen bewaffnet, Feuer unter einem großen Kessel schürrten, und einen großen Spieß in Bereitschaft setzten. Alle schrien: „Er ist ein Jesuit! er ist ein Jesuit! Wir werden uns rächen! Wir werden eine gute Mahlzeit machen! Wir werden den Jesuiten fressen! Wir werden den Jesuiten fressen!“ — Weil nämlich Candide, nach dem Morde des Jesuiten, dessen Kleider angezogen hatte, so glaubten die Wilden, er sei ein Mitglied dieses Ordens, den sie für ihren Todfeind hielten, indem die Jesuiten nach Paraguai gekommen wären, die Oreillonen im legitimen Besitz den Landes und in dem herkömmlichen System ihres bestehenden Rechts der Wildheit zu stören. — In dieser traurigen Situation, die gewiß so unangenehm ist, als jene der Griechen, wenn sie von den Türken zum Spießen geführt werden, und dabei in gewissen mildernden Beschreibungen, selbst als gute Christen, keinen Trost finden, in dieser Situation, sage ich, fühlten sich Candide und Cacambo nichts weniger als behaglich, und eben so wenig waren sie geneigt, Hülfe von den Europäern zu erwarten, die wohl am Ende, doch spät, den Menschenfressern in Amerika das Handwerk legen werden. Candide sah vielmehr seinen nahen Tod vor Augen.

„Ich habe es euch gesagt,“ bemerkte Cacambo, „daß die beiden von den Affen befreiten Mädchen uns einen schlechten Streich spielen würden.“ — Candide, den Blick auf den Kessel und auf den Spieß gewendet, rief aus: „Man wird uns ohne Zweifel kochen oder braten! Ach Doctor Pangloß, der du diese Welt für die beste aller möglichen Welten hieltest, was würdest du sagen, wenn du sähest, wie hier die unverdorbenen Kinder der Natur mit uns umgehen! Alles was ist, ist gut, meintest du. Es mag seyn; indessen scheint es doch hart, von den Oreillonen am Spieß gebraten zu werden!“

Cacambo verlor nicht den Kopf. „Verzweifelt an nichts," ſagte er zu dem troſtloſen Candide; „ich verſtehe etwas von dem Kauderwelſch dieſer Nation; ich will mit ihnen reden." —

„Unterlaß nicht," ſagte Candide, „ihnen vorzuſtellen, wie abſcheulich und unmenſchlich es ſei, ſeinen Nebenmenſchen zu kochen oder zu braten; und wie wenig die Moral ſolche Gräuelthaten geſtatte." — „Da würden ſie „mir antworten," erwiederte Cacambo, „daß die Spanier „in dieſen Ländern im Namen der Moral geſengt und „gebrennt, und alle Teufeleien ausgeübt haben. — Laßt mich nur machen!" —

Er wendete ſich zu den Oreillonen und ſprach wie folgt: „Meine Herren," ſagte Cacambo, „Sie denken heute einen Jeſuiten zu ſpeiſen. Ihr Vorſatz iſt gerecht und legitim: Sie haben unſtreitig von Ihren Voreltern das Recht ererbt, auf ſolche Art ihre Feinde zu behandeln. Auch in Europa erkennt man es für edel, wenn man den Sitten ſeiner Ahnen treu bleibt. Die naſeweiſen Burſche, welche dort Neuerungen einzuführen ſuchen, werden zwar nicht gefreſſen, aber doch auf eine Art behandelt, die ungefähr eben ſo empfindlich iſt, als langſam am Feuer gebraten zu werden. Indem Sie, meine Herren, alſo den ehrwürdigen Gebräuchen Ihrer Väter treu bleiben, und Ihre Feinde mit Appetit verzehren wollen, geben Sie zu erkennen, daß Ihnen die Grundſätze der Civiliſation nicht fremd ſind. Aus dieſem Geſichtspunkt läßt ſich gegen Ihren Entſchluß nichts einwenden. Das Naturrecht gibt jedem Sieger die Gewalt, mit dem Beſiegten zu machen, was ihm beliebt; auch aus der Geſchichte können Sie glänzende Beiſpiele anführen, daß die Sieger, in Abſicht auf Behandlung der Beſiegten, nicht etwa das menſchliche Gefühl, oder die Lehren

der Vernunft und Billigkeit, sondern einzig ihr Belieben und ihre angeerbten Gewohnheiten zu Rathe gezogen haben. So auch Sie, meine Herren. — Sie sehen, daß ich Ihre Rechte und die Weisheit Ihres Entschlusses mit gebührender Ehrfurcht, dem vollen Werthe nach, anerkenne. Aber, meine hochmögenden Herren, erlauben Sie mir eine freimüthige Frage. Nicht wahr, Sie haben beschloßen, einen Jesuiten zu speisen? Wohl! Dieser Herr jedoch, für den Sie den Bratspieß bereit halten, ist kein Jesuit. — (Bewegung des Erstaunens in der Versammlung.) — Ich sage die Wahrheit, die bei einem so erleuchteten Senat des ereilloniſchen Volks, in der Chambre des pairs desselben, jederzeit Eingang und Schutz finden wird. Dieser hier vor Ihnen liegende, geknebelte Gentleman ist nicht nur kein Jesuit, sondern einer der wüthendsten Feinde dieses abscheulichen Ordens. Er hat erst gestern einen General oder Obersten der Jesuiten mit eigener Hand erlegt und in die Hölle geschickt. Diese Heldenthat hat er mitten im Schloße des Generals, umgeben von seinen Garden, verübt. Sie können sich denken, daß dieß ein gefährliches Unternehmen war. Hätte die Wache seiner habhaft werden können, so wäre der Mörder eines Jesuiten unfehlbar als Ketzer verbrannt worden, welches in der That noch empfindlicher ist, als, nach schnellem Tode, wie Ihre guten alten Sitten hoffentlich vorschreiben, gespeist zu werden. — Um der Gefahr des Feuers zu entgehen, galt es List. Auf meinen Rath zog dieser Herr die Kleider des getödteten Jesuiten an, und kam glücklich durch die Wachen. — Und so scheint er Ihnen ein Jesuit, ist es aber nicht. Ein so weises Volk, wie das Ihrige, meine hoch- und starkgebornen Herren, weiß, daß das Kleid nicht den Mann macht. Darum gehen Sie lieber ohne Kleider, wodurch die Erhabenheit Ihres Charackters um so sichtbarer wird,

während ſich in Europa gar leicht mancher Eſel in eine Löwenhaut verſteckt. (Gelächter auf der linken Seite der Verſammlung). Iſt nun der Herr, für den ich ſpreche, kein Jeſuit, ſo iſt er auch nicht Ihr Feind: iſt er vollends ein Feind der Jeſuiten, hat er das dadurch bewieſen, daß er ein vornehmes Mitglied dieſer verfluchten Race (wie Sie in Ihrer energiſchen Sprache dieſe gräulichen Amphibien zu nennen pflegen) getödtet hat, dann iſt dieſer Jeſuiten-Mörder Ihr Freund und Alliirter, den Sie nicht tödten können, ohne das bei Ihnen geltende Völkerrecht zu verletzen, indem Ihr uraltes Völkerrecht ausdrücklich beſtimmt, daß man nur ſeine Feinde ſpeiſen dürfe. Dieß iſt, meine Herren, was ich Ihrer Weisheit anheim zu ſtellen für zweckdienlich erachte. Sie können ſich von der Wahrheit meiner Ausſage überzeugen, wenn Sie einen geheimen Agenten nach der Stadt der Jeſuiten ſchicken wollen, wo er unfehlbar erfahren wird, daß geſtern ein Jeſuit von einem jungen Weſtphalen getödtet wurde. Dieſer Weſtphale aber iſt kein anderer, als der geknebelte Herr, für den ich vor Ihnen zu ſprechen die Ehre hatte."

Die Dreillonen fanden dieſe Rede verſtändig. Da ſie dem ehrlichen Cacambo einen Beweis Ihrer Achtung geben wollten, ſo luden ſie ihn zum nächſten Menſchenreſſen ein. Sie ſchickten ſogleich zwei Staatsboten zu den Jeſuiten ſich von der Wahrheit obiger Ausſagen zu überzeugen. Dieſe Geſandten legten große diplomatiſche Geſchicklichkeit an den Tag. Sie erkundigten ſich bei einem Scherenſchleifer, der keine Urſache hatte, an den Intriken des Jeſuitenhofes Theil zu nehmen, nach den Neuigkeiten der Stadt, und erfuhren von dieſem unverdächtigen Zeugen die vollſtändige Beſtätigung von dem Morde des Jeſuiten durch einen jungen deutſchen Landſtreicher. — Die Diplomaten kehrten zu den Spieß- und

Bratanſtalten ihrer Committenten zurück, und erſtatteten Bericht von dem Reſultat ihrer Sendung. — Die Oreillonen waren Menſchenfreunde genug, ſich über die Rettung eines Alliirten zu freuen. Sie entfeſſelten alſo ihre Gefangenen, erwieſen ihnen alle möglichen Artigkeiten, boten ihnen Mädchen an, ſtillten ihren Appetit durch Erfriſchungen, und begleiteten ſie bis zur Grenze ihres Staates, während ſie ein bekanntes National-Lied ſangen, welches mit dem Refrain ſchloß: „Er iſt kein Jeſuit! Gott ſey gelobt, er iſt kein Jeſuit.“

Candide konnte nicht aufhören, das Gelingen ſeiner Befreiung zu preiſen. „Welch ein Volk! rief er aus. Welche Menſchen! welche Sitten! Hätte ich nicht das Glück gehabt, einen Jeſuiten zu durchbohren, ſie hätten mich ohne Barmherzigkeit gefreſſen. Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß die unverdorbene Natur gut iſt; denn, alles wohl erwogen, haben dieſe lieben Leute, ſtatt mich zu ſpeiſen, mich am Ende höflicher behandelt, als vormals die civiliſirten Inquiſitoren in Spanien, aus deren blutdurſtigen Händen ich nur durch ein Wunder gerettet werden konnte.“

XI.

Der blaue Vogel und die gelbe Maus,

ein tagalisches Mährchen *).

Die Weisen, welche Gerechtigkeit lehren, werden wie ewige Sterne leuchten.

Prophet Daniel XII. 3.

Vetinga-Tuli-Pra, der Enkel der Sonne, herrschte im Reiche Sanuli-Setan, in welchem gefunden werden die Stufen des Himmels. Die Thaten des großen Fürsten waren ein Schrecken der Thoren und Bösen; aber die Weisen und Guten sangen sein Lob, denn er beschützte auf Erden die Gerechtigkeit, welche mit ihm herabgekommen war aus den Höhen des reinen Aethers. Ihr Sitz war seines Thrones Stütze, und ihre Freundlichkeit hauchte wie Morgenthau über die Blumenbeete großer Seelen. — Es säuselten die Winde, sich erhebend aus den rauschenden Wogen des Meeres Salila, — und sie schwellten die Segel der Schiffe, welche der Steuermann lenkte nach dem Aufgang, wo der Tag die Kinder der Finsterniß hüllte in den Schleier des Lichts. Und die Söhne des Tages landeten im Hafen des Thales Dortis, und stiegen ans Ufer, das die Rosenhaine der liebli-

*) Die Tagalen sind Bewohner der Philippinen.

chen Schutzgöttin Almalla umgeben. Heil dir Vetinga-Tuli-Pra! jubelten die frohen Schiffer, als sie die schwankende Fluth verließen, und den Fuß setzten auf die feste Erde, welche Blumen trägt und Früchte zur Erquickung leidender, kummervoller Menschen. — Der große Sultan ging voran gegen das Thal Doritis, wo ihm die Mutter ein Schloß erbaut hatte — auszuruhen von den Sorgen der Herrschaft. Jährlich, wenn die Gärten ihr neues Blumenkleid anlegen, schiffte er an dieß Gestade, und bewohnte das Schloß, wo ein Tempel der Sonne sich zum Himmel erhob, mit einem Altar, an dessen Stufen der Sultan den guten Gedanken aufhorchte zur Beglückung seines Volkes. Diese Gedanken wurden seine Vezire, — hocherhaben über die Träume der gebeugten Menge. Als einst am Tage Alwasi der Fürst gebetet hatte, und neue Wohlthaten für die Menschen seine Seele füllten, da ging er unter dem Schatten der Bäume vor seinem Kaisersitze einsam, doch nicht allein, denn die Wünsche für das Glück seines Volkes begleiteten ihn. Und er sah aus der Ferne herab vom Gebirge Thagura einen Wanderer nahen, den er erkannte, denn es war Asdin der Weise, den die Männer der tiefen Wissenschaft als ihren Lehrer und Meister verehren. Der Kaiser hatte schon als Jüngling geschöpft aus dem Born der Weisheit Asdin's: er war sein Schüler. — Der Herrscher des Reiches Samuli-Setan sprach zu sich selbst: „Ist dieß nicht Asdin der Weise, „der mir naht? Wahrlich dieser Mann ist mächtiger als „ich, denn mit allen meinen Kriegern und Flotten kann „ich nicht erobern die kleinste Provinz seines unendlichen „Gebietes der Geisterwelt, wo er heimisch ist und austheilt die Kronen des Ruhmes und des Verdienstes. „Weisheit, du bist ein Reich aus zarter Luft gewebt, du „schwebst über die Erde, und der tollkühne Sterbliche, „welcher dich zu unterjochen meint, greift in den Wind,

„deſſen Sauſen ihm verräth, daß der Geiſt nicht zu feſ-
„ſeln iſt.“ — Als der Kaiſer ſo in der Seele die Macht der Weisheit erwogen hatte, war Asdin nahe gekommen, und begrüßte ehrerbietig den Beherrſcher von Sanuli-Seton. Betinga aber nannte ihn ſeinen Freund, und ſprach: „Den Dank des Armen verſchmähe nicht du Reicher: ich danke dir, daß du zu mir kommſt; denn ehrenvoll iſt es und des Dankes werth, wenn der weiſe Asdin in ſeinem großen Herzen das Vertrauen bewahrt, Betinga bleibe ſein und der Weisheit Freund auch auf dem Throne.“ Asdin erwiederte: „Du nennſt dich einen Armen und mich einen Reichen. Weil denn auf den goldenen Lippen eines Kaiſers ſtets die Wahrheit wohnen ſoll, und weil der Reiche dem Armen Geſchenke zu geben hat: ſo will ich die Pflicht der guten Sitte erfüllen. Auch hat dein Scharfſinn die Urſache meines Beſuches erkannt: ich bringe dir zwei Gaben, die ſelbſt der reichſte Kaiſer der Welt als koſtbare Kleinode ſchätzen wird. Dieſer blaue Vogel, der mir auf der Schulter ſitzt, hat nicht auf der Erde ſein Neſt; er ſtammt aus der Sonne und empfing die Gabe, jene Geiſter zu unterſcheiden, welche wechſelnd ihre Richtung durch das Menſchenleben nehmen. — Und dieſe gelbe Maus, die ich an der Kette führe, iſt geboren auf der Nachtſeite des Mondes; ſie iſt der Liebling der Söhne der Finſterniß und erfährt ihre geheimſten Gedanken. Gefeſſelt durch einen Geiſt der Sonne, muß die gelbe Maus dem dienſtbar ſeyn, welcher im Beſitz des blauen Vogels iſt. Weil du, Betinga, ein Freund der Weisheit biſt und die Gerechtigkeit be[illegible], weil du nicht über Sklaven herrſchen willſt, ſon[illegible]ünſcheſt, daß jeder deiner Unterthanen ſey ein Fürſt, Geſinnung nach; darum bringe ich dir den blauen Vogel und die gelbe Maus. So lange du auf ihre Zeichen hörſt, wird dein Volk glücklich ſeyn, und deine Regierung

preiſen, als ein Muſter für alle Zeiten." — Der Kaiſer aber ſprach: Lehre mich, weiſer Asdin, welches ſind die Zeichen dieſer Wunderthiere, und wie ich aufhören könne, was ich nicht verſtehe; denn noch iſt mir dunkel, was du ſagſt von der wechſelnden Richtung der Geiſter. — Asdin antwortete: Du kennſt die irdiſchen Winde? ſie ſind Kräfte der ſichtbaren Welt, erhaben über Willkühr der Sterblichen. Deine mächtigſten Flotten vermögen nichts gegen die Gewalt der Winde. Wie nun heute brauſet der Luftſtrom aus Mitternacht, morgen vom Aufgang her, und ſo wechſelnd jeden Tag, wie nun die Winde ſich ablöſen in dem Reiche, das deine Sinne umfaßen: alſo herrſchen, wechſelnd in der Richtung, höhere Geiſter in dem unſichtbaren Reiche; und der Menſch vermag ſo wenig, und weniger gegen ſie, als er ſich dem Sturm aus Abend entgegenſtellen und ihm gebieten kann, nach Morgen zurückzukehren. Und wie du forſcheſt, von welcher Seite der Wind weht, ehe du deine Flotten ausſendeſt: ſo wird es auch von erhabenem Nutzen ſeyn, zu wiſſen, nach welcher Richtung mächtig die Geiſterwelt andrängt. Ich will dich eine Zauberformel lehren, auf welche der blaue Vogel horchen und dir anzeigen wird, welcher Geiſt durch die unſichtbaren Regionen weht. Darnach entſchließe dich, ehe du die Flotten deiner Gedanken ausſendeſt, zu erobern Tugend und Ruhm und Glück deines Volkes. Wenn nun aber der blaue Vogel dir anzeigt, daß ein guter Geiſt durch die unſichtbaren Regionen weht, ein Geiſt der Wahrheit, der Sitte und Tugend, der nicht an Tyranney und Sklavenſinn, ſondern an Gerechtigkeit und Weisheit ſeine Freude hat: dann mußt du auch kennen, die Widerſacher des guten Geiſtes. Merke wohl auf! dann wird die gelbe Maus an allen Thüren der Böſen ſtille ſtehen, ſobald du in der Nacht ſie an der Kette durch die Straßen führeſt. Doch hüte dich die Kette aus den Händen

zu laſſen; denn ſo wie die gelbe Maus ſich frei fühlet, läuft ſie in die Häuſer ihrer Freunde und Verwandten und bringt ihnen Zaubermittel, das Leben der Menſchen zu vergiften mit Heuchelei und Grauſamkeit. — Und noch vieles erzählte Asdin dem Kaiſer, das Niemand wiſſen darf als ein gerechter und weiſer Fürſt.

Vetinga aber war gerecht und weiſe. Darum erhob er ſein Volk aus dem Dunkel der Knechtſchaft zur Klarheit tugendhafter, wohlerzogener, denkender und freyer Menſchen.

Es lebte aber an ſeinem Hofe Sinſinpoda, der ſchwarze Prinz, in welchem eine Seele der Finſterniß wohnte, erzeugt aus Neid, Lüge, Heuchelei und niedriger Herrſchſucht. Dieſer haßte den großen Sultan und mißgönnte ihm ſein Glück, ſo wie das Glück des Volkes ſelbſt ihm ein Gräuel war. Als nun einſt die finſtere Schickſalsgöttin Pawaſi dem Beherrſcher von Sanuli-Setan mit Krankheit heimſuchte, und er die Sorge der Herrſchaft ſeinen Veziren überlaſſen mußte: da empörte ſich der ſchwarze Prinz und mit Hülfe der Kinder der Finſterniß ſetzte er ſich auf den Thron Vetinga's. Er hatte immer geglaubt, Vetinga's Glück ſey ein Werk der Zauberei; denn er wußte, daß der blaue Vogel und die gelbe Maus ihm gedient hatten. Darum ſetzte er ſich in Beſitz der Wunderthiere, indem er ihren Wächter morden ließ. Aber Sinſinpoda kannte die Zauberformel nicht, auf welche der blaue Vogel horchte; auch ließ er die gelbe Maus von der Kette los, um dadurch ihre Gunſt zu gewinnen. Darum geſchah es, daß die Wunderthiere ihm Verderben brachten und das Reich in Verwirrung ſtürzten. Peſt und Empörung wütheten in den Ländern der Menſchen; die Weiſen flohen in einſame Felſenthäler, und die Thoren, die dem ſchwarzen Prinzen treu blieben, wußten ſich nicht

zu helfen. Die Böſen aber wütheten in ungebundener Gewalt gegen ihn und gegen ſich ſelbſt. — Soviel Elend und Jammer hatte die Welt noch nie geſehen! — Da erbarmte ſich endlich Asdin der Leiden der Menſchen; er hüllte ſich in den unſichtbaren Mantel, kam zu dem noch kranken Betinga und brachte ihm die Frucht Selimetta, welche der Kaiſer verzehrte. Sogleich kam der blaue Vogel durch die Luft in ſein Gemach geflogen, und hielt die gefeſſelte gelbe Maus in dem goldenen Schnabel. Der Kaiſer erwachte wie aus ſchweren Träumen und fühlte bald ſich neu geſtärkt zum kräftigen Leben. „Asdin, ſprach er, verſammele die Weiſen wieder zu einem hohen Rathe; denn ich ſehe aus den Schwingungen des blauen Vogels, daß die Zeit des ſchwarzen Prinzen vorbei iſt.“ — Und alsbald wehten liebliche Lüfte und ſchwellten von Neuem die Segel der Schiffe, welche nach Doritis ſegelten. Und Betinga-Tuli-Pra merkte, daß er geträumt hatte auf der Ueberfahrt über des Meeres Salila rauſchenden Wogen.

XII.

Die Kunſt politiſcher Lügen; nach Swift.

Whatshocks one part will edify the rest.
Pope.

Dem berühmten engliſchen Geiſtlichen, Dr. Jonathan Swift, verdankt die Welt viele Entdeckungen ſowohl im Gebiete der Länder- und Völkerkunde, als in den politiſchen Wiſſenſchaften, die er theils mit Erfindungen, theils durch neue Zuſammenſtellungen oder Syſteme bereichert hat. Ohne dieſen unermüdeten Forſcher wäre das intereſſante Volk der ſechs Zoll langen Liliputer den Gelehrten noch ſo unbekannt als das Innere von Afrika. Er gab den Europäern vollſtändige Auskunft über Sitten, Gebräuche, Staatsverfaſſung und Religion der Liliputer; ſchilderte den Hof, die Miniſter, das Militär, die Ordens-Inſtitutionen und die Akademieen dieſer civiliſirten, zwey fingerlange Nation. Er war es auch, der zuerſt die bisher geläugnete Exiſtenz der Rieſen außer Zweifel ſetzte, indem er die Reiſe nach Brobdingnag herausgab, worin ſich die ausführlichſte Beſchreibung von Menſchen findet, deren Mittelſchlag die Höhe unſerer Kirchthürme erreicht, daher eine Dame dieſes Landes einen brittiſchen Unterthan von gewöhnlicher europäiſcher Länge in ihrem Bulentuch verſtecken konnte. Ferner bereicherte er die Ethno-

graphie mit Nachrichten von einer fliegenden Insel, deren Bewohner sich durch eine eigene schiefe Stellung des Kopfes auszeichnen, so daß die Augen nicht wie bei uns horizontal, sondern übereinander stehen, folglich das eine nach der Erde, das andere aber nach dem Himmel gerichtet ist. — Eben so merkwürdig und berühmt sind seine Entdeckungen im Gebiet der politischen Wissenschaften. Die Oeconomie politique hat er durch den Vorschlag bereichert, während einer Hungersnoth in Irland die Kinder armer Leute als Spannferkel zu essen. Seine „Kunst politisch zu kriechen" wird noch heutiges Tages von Gelehrten und Journalisten geschätzt; er gilt als Autorität in diesem Fache. — Eine der nützlichsten Arbeiten dieses großen Mannes war jedoch und ist bis auf den heutigen Tag sein unsterbliches Werk, worin er ein vollständiges System der „Kunst politischer Lügen" aufstellt. Der unbedingt praktischen Brauchbarkeit dieses Werkes wegen, wäre zu wünschen, daß es als Handbuch sich in dem Arbeitszimmer jedes Politikers finden möchte; denn wirklich ist das Vergessen seiner Vorschriften allein Schuld, daß im Gebiete der Lügen gegenwärtig eine wahre Anarchie bemerkt wird. Jeder lügt in den Tag hinein, ohne sich weder um die Regeln der Kunst, noch um die guten Muster, noch um die natürlichen Vorsteher der Corporation der Lügen-Künstler zu bekümmern. Wir haben daher geglaubt, keine undankbare Arbeit zu übernehmen, indem wir einen gedrängten Auszug, wie solcher hier folget, aus dem trefflichen Swift'schen Werke bekannt machen.

Der Verfasser eröffnet seine Vorrede mit einigen sinnreichen Bemerkungen über den Ursprung der Künste und Wissenschaften. Jede Kunst, sagt er, bestand anfangs aus gewissen zerstreuten theoretischen Sätzen und praktischen Griffen, die von Hand zu Hand sich unter den Mei-

ſtern mittheilten und nur den Eingeweihten offenbart wurden. Dieß dauerte ſo lange, bis irgend ein großes Genie auftrat, welches das Zerſtreute und Unzuſammenhängende verband und in ein geordnetes Syſtem brachte. Die eben ſo nützliche als edle Kunſt politiſcher Lüge befinde ſich gegenwärtig in dieſem Zuſtande. In dem letzten Jahrhundert wäre ſie mit großen Entdeckungen bereichert worden, die man nicht, wie alten Kram, verworren durch einander liegen laſſen dürfe; es ſey endlich Zeit, dieſer Kunſt einen Platz in der Encyclopädie einzuräumen und namentlich in einer ſolchen, die bei der Erziehung eines geſchickten Politikers als Leitfaden zu dienen beſtimmt ſey. Die Gelehrten hätten bisher dieſe Arbeit vernachläßiget, wahrſcheinlich weil ſie die Praxis der Theorie vorgezogen, und lieber ſelbſt gelogen, als ſich mit Unterſuchung der Lüge abgegeben hätten. Der Verfaſſer ſchmeichelt ſich, ſeinen Ruf für alle künftigen Jahrhunderte begründet zu haben, indem er zuerſt ein ſo rühmliches, als nothwendiges Werk unternommen, wodurch die Kunſt nun recht vollſtändig und für das gemeine Beſte brauchbar geworden iſt. Obgleich jedoch der Verfaſſer mit großem Aufwand von Zeit und Mühe ſich dieſer Unterſuchung unterzogen, ſo fühle er doch, daß ſein Syſtem leider noch manches zu wünſchen übrig laſſe. Er hofft indeſſen, man werde die etwa eingeſchlichenen Fehler in einem erſten Verſuche gefälligſt entſchuldigen, und ladet alle talentvollen Männer dieſes Faches ein, ihm ihre Ideen mitzutheilen, falls ſie neue Entdeckungen gemacht haben ſollten. Er verſpricht in dem Werke mit Lob und Ehre von ihnen zu reden, und dankbar ihres Beiſtands zu erwähnen.

Der erſte Band dieſes unübertreflichen Werkes enthält eilf Capitel.

In dem erſten Capitel philoſophirt der Verfaſſer über die Natur der Seele, und über die Eigenſchaften,

wodurch sie für die Lüge empfänglich und zu derselben geschickt wird. Er nimmt an, daß die Seele aus einem Spiegel bestehe, der ein Plano-Cylinder sey, d. i. eine convexe Seite habe. Gott, der allmächtige, habe die ebene, der Teufel die andere rundgeschliffene Seite gemacht. Jene stelle die Gegenstände in ihrer natürlichen Beschaffenheit dar, so wie sie wirklich sind; während die cylindrische Seite, nach catoptrischen Regeln, die wahren Gegenstände falsch und die falschen als wahr sichtbar mache. Da der Cylinder einen größeren Umfang habe, als die Fläche, so nehme er auch eine größere Anzahl von sichtbaren Strahlen auf; daher man viel mehr Falsches als Wahres sehen könne. Auf dieser cylindrischen Seite müße die ganze Kunst und der Erfolg der politischen Lügen gesucht werden.

Sodann handelt der Verfaßer von den Eigenschaften der Seele, z. B. von ihrer Neigung für das Boshafte und für das Wunderbare. Die Neigung zur Bosheit entspringt, nach ihm, aus der Eigenliebe, oder aus dem heimlichen Vergnügen, das wir empfinden, wenn uns Menschen vorkommen, die bösartiger, feiger, verächtlicher und unglücklicher sind als wir selbst. Die Liebe zum Wunderbaren erklärt er aus der Trägheit oder aus der Unfähigkeit der Seele, von alltäglichen oder gemeinen Dingen bewegt zu werden, und ein Vergnügen daran zu finden.

Das zweite Capitel untersucht die Natur der politischen Lüge, und gibt von ihr folgende Erklärung: Die politische Lüge ist die Kunst, das Volk zu überzeugen, d. i. ihm einige heilsame Unwahrheiten glauben zu machen. Er nennt dieß eine Kunst, um sie von derjenigen Handlung zu unterscheiden, welche sich begnügt, die Wahrheit zu sagen, als wozu, wie es ihm scheint, gar keine Kunst nötig sey. Diesen

Unterſchied macht er jedoch nur in Abſicht auf die Erfindung, dagegen er eingeſteht, daß bei der Ausübung allerdings mehr Kunſt dazu gehöre, das Volk von einer heilſamen Wahrheit zu überzeugen, als ihm Lügen aufzubürden. Sodann beweiſt er, daß es heilſame Lügen gibt, und führt zu dem Behuf Beiſpiele ſowohl aus der erſten, als aus der zweiten engliſchen Revolution an. Er zeigt auf das bündigſte, daß England unmöglich den Krieg ſo lange hätte fortſetzen können, ohne Hülfe und Unterſtützung einer ſehr großen Anzahl heilſamer Lügen. — In einer etwas weitläufigen Anmerkung handelt er von den ſchädlichen Wahrheiten. Eine ſolche ſey es, wenn man z. B. dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren laſſe, als wodurch der Patriotismus geſchwächt werde. Von der feindlichen Armee müſſe man immer mit Herabſetzung ſprechen: man verſichert, die Mannſchaft ſey feig oder unbeſonnen, die Gewehre ſeyen plumy, das Pulver naß, der Zwiback ranzig und verdorben. In Beziehung auf den Feldherrn fordert die Politik, daß man ihn als ein Ungeheuer darſtelle, an dem kein ehrliches Haar ſey. Der Verfaſſer verräth ſich hier gar zu ſehr als Engländer. Mehr als Philoſoph zeigt er ſich, wenn er die Regeln angibt, wie man den Werth einer politiſchen heilſamen Lüge nach Thalern, Groſchen, und Pfennigen berechnen könne. Daher verwirft er keine Lüge, außer die umſonſt iſt. Seine Bemerkungen über dieſen Punkt verdienen eine Stelle in der Oekonomie politique. Er beweiſt auf das Klarſte, daß zerrüttete Finanzen ſich durch politiſche Lügen, die viel Geld werth ſind, helfen können, wenn der Umſaz derſelben im Großen getrieben wird.

Hierauf ſucht der Verfaſſer dem Einwurfe der Moraliſten zu begegnen, als müßten die heilſamen Lügen der Sittlichkeit ſchaden. — Durch das Wort heilſam,

welle er nicht, was an und für ſich und ſeinem Weſen nach gut ſey, angedeutet wiſſen; ſondern nur, was dem Künſtler, d. i. demjenigen, der aus politiſchen Lügen ein Gewerbe mache, zu gute komme, und dieſem daher als Rechtfertigung ſeines Verfahrens erſcheine. Dieſes Heilſame theilt er in drei Theile, in das Nützliche, das Angenehme und Rühmliche. Es gibt politiſche Lügen gemiſchter Natur, welche in gewiſſer Beziehung alle drei Eigenſchaften in ſich vereinigen. Für ſich einzeln betrachtet, hat jede ihre beſondere Sphäre: die nützlichen Lügen finden gewöhnlich auf der Börſe Abſatz; wer an Staatspapieren einige Procente verdienen will, muß einen Tag vorher die ganze Stadt anlügen, er darf ſelbſt die Couriere nicht ſparen.

Die angenehmen und rühmlichen Lügen ſind mehr für die Parlamentsſitzungen und für den Hof. Dieſer Lügen bedient man ſich, je nach dem Intereſſe der Parteyen, zur Rechtfertigung befolgter Politik, oder zur Anklage der Feinde, oder um ſich an Auswärtigen oder Einheimiſchen zu rächen. Das Angenehme dabei wird unmittelbar empfunden, für das Rühmliche ſorgen die Partey-Tageblätter.

Solchergeſtalt beleuchtet er die einzelnen Beſtimmungen ſeiner Diſinition, und handelt ſodann im dritten Capitel von der Zulaſſung und Legitimität der politiſchen Lügen, die er als durchaus erlaubt und rechtmäßig nachweiſt. In einer tiefſinnigen Unterſuchung ſteigt er bis zu der Quelle der Rechte des Menſchen hinab, und erforſcht, in wie fern wir ein Recht haben, Wahrheit zu verlangen. Er geſteht ein, das Volk ſey allerdings berechtigt zu erwarten, daß ſein Nachbar ihm in Privatſachen die Wahrheit ſage; daß im Hausweſen die Familienglieder ſich nicht anlügen, daß der Hausvater nicht von Frau,

von Kindern und Dienſtboten betrogen werde. Alles dieſes leide keinen Zweifel. Daß aber dem Volke irgend eine Art von Recht auf politiſche Wahrheit zu komme, läugnet er ſchlechthin, indem die politiſche Lüge uralten, hiſtoriſchen Urſprungs ſey, ſo alt nämlich als die Ungleichheit der Stände. Daher auch jeder Stand ſich durch eigne herkömmliche Lügen unterſcheide: — eine adeliche Lüge zeichne ſich vor der bürgerlichen durch größere Feinheit und Unerſchrockenheit aus, während die bürgerliche plump und ungeſchliffen ſey, und ſich leicht durch Erröthen verrathe. Das Volk hat, nach dem Verfaſſer, ſo wenig Anſpruch auf Wahrheit in Angelegenheiten der Regierung, als es große Landgüter oder freiherrliche Paläſte verlangen kann.

Mit vielem Scharfſinn unterſcheidet und beſtimmt der Verfaſſer, welchen Antheil die Bürger nach ihren Fähigkeiten, ihrem Stande, ihren Würden und ihrem Gewerbe an gewiſſen Wahrheiten haben ſollen. Einige Miniſter hätten ſogar behaupten wollen, daß dem Könige nicht abſolut das Recht zugeſtehe, von ihnen die Wahrheit zu erfahren, was der Verfaſſer jedoch beſtreitet, und aus der Regierung der Eliſabeth nachweiſt, daß kein Miniſter ſich unterſtehen durfte, die Königinn anzulügen. Der König ſtehe an der Spitze aller Hierarchie, und das Recht auf Wahrheit verhalte ſich wie die Entfernungen von der Baſis: je weiter nach unten, je geringer das Recht. Die Kinder haben gar kein Recht darauf; daher ſie denn auch, in der Regel, nur in Dingen, die nicht wahr ſind, unterrichtet werden. — Man muß geſtehen, daß der Verfaſſer in dieſer leztern Beziehung einige, wenigſtens ſcheinbare Schwierigkeiten antrifft, in Betreff der Erklärung gewiſſer Stellen in der Schrift, und der dagegen vorgebrachten Einwendungen. Als ein Geiſtlicher behandelt er je-

doch diese Angelegenheit mit vieler Zartheit, und interessirt sich aufs wärmste auch für gr.se Kinder oder kindische Gemüther, die man ungern durch aufrichtige Darstellung der Dinge, wie sie sind, in ihrer Behaglichkeit stört und kränkt.

Das vierte Capitel ist einzig der Untersuchung der Frage gewidmet, ob die Regierung allein das Recht habe politische Lügen unter ihrem Stempel in Cours zu setzen? Der Verfasser, ein eifriger Vertheidiger der englischen Freiheit, ist für die Verneinung der Frage, und beantwortet mit vielem Geist und vieler Feinheit die Einwürfe derjenigen, welche für die Bejahung stimmen. Da die englische Regierung, sagt er, das demokratische Prinzip als einem Zusatz in sich aufgenommen habe, so wohne das Recht, politische Lügen zu erfinden und zu verbreiten, zum Theil im Volke, das daher auch in den letzteren Jahren, durch seine hartnäckige Anhänglichkeit an dieses kostbare Privilegium sich ausgezeichnet, und bewiesen habe, es werde sich dasselbe nie rauben lassen. Es geschieht sehr oft, fährt er fort, daß dem Volke, um einen verhaßten Minister oder ein lästiges Ministerium zu stürzen, kein anderes Mittel übrig bleibt, als die Ausübung dieses unstreitbaren Rechts. Der Ueberfluß politischer Lügen sey ein sicheres Zeichen der englischen Freiheit. Da die Minister sich derselben bisweilen, zur Befestigung ihres Ansehens, bedienen, so sey es billig, dem Volke dieselben Waffen zuzugestehen, damit es sich vertheidigen und das Gleichgewicht erhalten könne. — Der Verfasser ist jedoch so billig einzusehen, daß in absoluten Monarchieen die veränderten Verhältnisse auch ein anderes Recht begründen, und hier die politischen Lügen nur ein Privilegium des aristokratischen Princips seyn dürfen; das Volk möge sich mit den von den Mini-

ſtern octrogirten Lügen begnügen, es dürfe nie an ihnen zweifeln, ſondern hätte darauf zu ſehen, daß ſie in ihrer Reinheit auf Kinder und Kindes-Kinder forterben. Wo aber die repräſentative Verfaſſung eingeführt ſey, da könne man der Kammer der Gemeinden das Recht der politiſchen Lügen nicht nehmen. Daher ſich auch geſchickte Volksfreunde auf dieſe Kunſt bereits gelegt und ſie, beſonders bei Anklagen der Finanz-Miniſter, mit Glück ausgeübt hätten. Dort, wo man ſolche Lügen-Künſtler etwa auslacht oder verſpottet, ſey man offenbar für die Freiheit noch nicht reif.

Im fünften Kapitel theilt unſer Autor die politiſchen Lügen in verſchiedene Klaſſen und Ordnungen ein. Zugleich gibt er Vorſchriften, wie ſie zu erfinden, wie zu verbreiten und zu vervielfältigen wären. — Den Anfang machen die Gerüchte, die heimlichen Zuflüſterungen, Neuigkeiten und Schmähſchriften, wodurch der Ruf derjenigen geſchmälert wird, welche im Amte ſtehen und die Autorität in Händen haben. In ſeltenen Fällen könnten auch Männer im Amte ſich dieſer Waffen bedienen. Er widerlegt die gemeine Meinung, als ob es nur eine Art dieſer Lügen gäbe, und als ob alle zu den Verläumdungen gehören müßten; er zeigt vielmehr, daß wirklich drei Arten vorhanden wären, die verläumdende Lüge nämlich, die zuſetzende und die übertragende. Die zuſetzende Lüge leihe einer vornehmen Perſon einen größeren Ruhm, als ihr zukomme. Wenn man ſich derſelben bediene, ſo bewahre man ſtets eine geheime Abſicht im Hintergrunde, ſuche aber zugleich, (was das eigene dieſer Art iſt), der Perſon, der man etwas zulegt, den Erfinder kenntlich zu machen, um ihr Gelegenheit zur Dankbarkeit zu geben. — Durch die verläumdende oder anſchwärzende Lüge wolle man dagegen einem vornehmen Cavalier etwas von

ſeinem wohlverdienten Ruhme rauben, aus Beſorgniß, daß er zu mächtig werden, und ſein Anſehen zum Nachtheil des Publikums mißbrauchen könnte. Hier müße ſich der Erfinder ſorgfältig verbergen.

Die übertragende Lüge beſteht darin, daß man das Verdienſt einer guten Handlung einem Manne abnimmt, und es einem Andern zulegt. Dieſe Lüge theilt ſich in zwei Unterarten: durch die eine will man den alſo bereicherten loben, durch die andern tadeln, und dieß bewirkt man, wenn das übertragene Verdienſt weit unter der Würde des Mannes iſt, dem man es zulegt. Iſt z. B. einer Familie eine Banknote von einem Pfund Sterling zugeſchickt worden, ſo ſagt man, irgend ein Prinz habe dieſe Großmuth ausgeübt. — Man kann auch durch übertragende Lügen die Schuld einer That auf einen andern wälzen. In Fällen des öffentlichen Unglücks, z. B. werde ein geübter Künſtler ſich dadurch um vornehme Herren ſehr verdient machen. Er kann ſie nämlich rein waſchen, indem er einem fernen, oder noch beſſer, todten Feinde Alles Böſe aufbürdet. Iſt ein ſolcher Feind nicht gleich zu finden, ſo erdichtet man ihn; man ſpricht z. B. von geheimen Verſchwörungen, die ſo weit um ſich greifen, daß ſie allein alle Sorgen verſchlingen, und keine Zeit übrig laſſen, ſich um das allgemeine Beſte zu bekümmern.

Der Verfaſſer gibt mehrere Beiſpiele von allen drei Arten von Lügen, handelt aber am ausführlichſten von den übertragenden. Welche Wirkung, ſagt er, kann man ſich nicht von ihnen verſprechen, wenn man den Muth, die guten Sitten und die Weisheit eines Menſchen auf einen andern, oder die Tugenden mehrerer, auf einen Einzigen aufhäuft! Dadurch läßt ſich eine unbedeutende Perſon in einen Helden verwandeln. Man raubt einem Manne,

der einen Sieg erfochten, den Ruhm, und legt ihn einem andern bei, der von der Schlacht weit weg war. Man kann das Heil der Republik, die Wiederherstellung der Ordnung, Leuten zuschreiben, die nichts dafür gethan haben. Am feinsten wird die Lüge, und zeigt von wahrem Genie, wenn man eine Person als Wiederhersteller der Ordnung preist, wo eigentlich gar keine Ordnung zu finden ist: hier überträgt man den Ruhm aus dem Reiche der Möglichkeit in das der Wirklichkeit, — zur großen Bequemlichkeit der gerühmten Person. Diese Art von übertragender Lüge ist nahe mit der zusetzenden verwandt, und oft schwer von ihr zu unterscheiden.

Der Autor ermahnt alle ausgezeichneten Praktiker, sich in der großen Kunst übertragender Lügen zu üben. Sie wird ihnen ein treffliches Mittel seyn, sich Einfluß zu erwerben; alle Welt wird sie suchen, jeder von ihnen Gerühmte wird dabei interessirt seyn, sie in Ansehen zu erhalten, indem ihre Lügen die einzigen Stützen des eigenen Ruhmes sind. Einen Künstler dieser Art wird man nie sinken lassen. — In Fällen, wo wirklich eine gute oder große That verübt worden, wird ihre Aufgabe nicht schwer zu lösen seyn; denn die Thatsache selbst ist außer Zweifel, es bedarf also weiter nichts, als daß man einen Urheber vorschiebt. Das Volk, dem die Ursachen der Dinge gewöhnlich ein Geheimniß sind, ist leichtgläubig, und wenn man ihm sagt, dieser oder jener habe so großes gethan, so erhebt es ihn gern bis zu den Wolken, weil ihm dies ein angenehmes Schauspiel ist, besonders wenn zugleich Schinken und Wein ausgetheilt werden, und der Polichinel nicht fehlt. — Ist aber nichts geschehen, so bedarf es schöpferischer Kunst, um durch übertragende Lügen einen Chapeau zu Ehren zu bringen. Ein gewisser Grad von Unverschämtheit kann hier jedoch den Mangel an Ge-

nie ersetzen. Man erklärt die erste beste nichtsbedeutende Begebenheit für ein großes glückliches Ereigniß, und erzählt dann, wem die Welt es zu danken habe. Zugleich spart man die verläumdenden Lügen nicht, um Diejenigen außer Credit zu setzen, welche etwa die Sache ins wahre Licht stellen könnten. Alles wird hier darauf ankommen, den Bestand der Lüge als mit Religion und Moral unauflöslich verbunden darzustellen, wodurch alle Ungläubigen als gottlose und unsittliche Leute im Voraus widerlegt sind.

Sodann giebt der Verfasser Anleitung zu den zu setzenden Lügen. Er räth hier zur Vorsicht. Legt man einem Mann einen Ruhm bei, der ihm nicht zukommt, so ist es nöthig, die Lüge so einzurichten, daß sie dem bekannten Charakter der Person nicht widerspreche. Ein politischer Lügner, der in der Kunst nur einigermaßen geübt ist, würde z. B. von einer Gesellschaft von Protestanten oder Liberalen nicht sagen, daß der König von Frankreich ihr beigewohnt habe, oder daß er, nach dem Muster der Königin Elisabeth, seinen Unterthanen das Uebermaß der Taxen erlassen habe; er wird auch nicht erzählen, daß der Kaiser seinen Truppen einen zweimonatlichen Sold vorgeschossen habe; noch daß die Holländer, in dem spanischen Erbfolgekriege in die Kasse der Alliirten mehr als ihren Antheil gezahlt hätten. Er wird nicht von ein und derselben Person behaupten, daß sie eine Freude an Soldaten hätte, und zugleich für die öffentliche Freiheit sehr besorgt sey. — Alle diese und mehrere Beispiele führt der Verfasser aus seiner Zeit an. Wir hätten gewünscht, sie durch neuere ersetzen zu können; aber wir müssen bemerken, daß in unserer Zeit die politischen Lügen ganz aus der Mode gekommen sind, — was übrigens der geneigte Leser uns nicht etwa für eine neue Lüge

auslegen, ſondern vielmehr bedenken wird, daß im Jahrhundert des Swift man allenfalls ſpaßen durfte, während heutzutage die Leute, die keinen Spaß verſtehen, gar zu anſehnlich ſind. — Wir berichten alſo nur treu und ehrlich, was unſer Autor lehrt. Man ſolle, meint er, einem bekannten Atheiſten nicht nachſagen, daß er eine Stütze der Kirche wäre, — es ſey denn, der Mann wäre etwa ein Jeſuit. Von einem ausſchweifenden Manne ſolle man nicht erzählen, daß er damit umgehe, die Sitten zu verbeſſern; man könnte ſonſt, ſtatt ihm zu dienen, ihn vielmehr compromittiren, indem die Behauptung für Ironie ausgelegt werden möchte. Einem unwiſſenden, frivolen Herrn ſolle man nicht Liebe zu den Wiſſenſchaften nachſagen, und dergleichen. Sey es aber ſchlechthin nothwendig, einer Perſon unverdiente Ehre beizulegen, ſo hätte man ſich nur zu hüten, gar zu ſehr über die Schnur zu hauen, d. h. man dürfe ihm die gute Eigenſchaft nicht in ihrem höchſten Grade andichten. Handelt ſich's z. B. von einem Geizigen, den man als großmüthig ſchildern ſoll, ſo erzähle man nicht, daß er auf einmal 30,000 Pfund Sterling weggeſchenkt habe. Jedermann weiß, daß er deſſen nicht fähig iſt; man ſpreche von 20 oder 30 Schillingen, — dies iſt hinreichend. Oder iſt die Rede von einem Manne, der in dem Ruf der Undankbarkeit gegen ſeine Wohlthäter ſteht, ſo ſage man nicht, daß er einem Armen den Dienſt belohnt habe, welchen ihm dieſer vor dreißig Jahren geleiſtet habe. Die Sache wäre nicht wahrſcheinlich. Wohl aber kann man die Nachricht verbreiten, daß er ſich erkenntlich gegen einen Mann gezeigt habe, der ihm drei oder viermal nützlich geweſen, und im Stande iſt, ihm ferner weſentliche Gefälligkeiten zu erweiſen. Auf ſolche Art wird die Lüge Glauben finden. — Redet ihr von einem Menſchen, ſagt der Verfaſſer, deſſen Muth verdächtig iſt, ſo macht nicht gleich

einen Kriegsgott aus ihm, der mit der Schnelligkeit des Blitzes in den Feind eindringt und ganze Schwadronen vor sich hersagt: sondern erzählt von ihm, er hätte am Tage der Schlacht, in einer Entfernung, wo die feindlichen Kanonen ihn wohl hätten erreichen können, ganz ruhig, auf dem Pferde sitzend, ein Schnittchen Schinken gegessen und ein Glas Madera dazu getrunken; oder bemerkt von ihm, er sey ein Hitzkopf und unverträglich, im Streit werfe er seinem Gegner, mir nichts dir nichts, eine Flasche an den Kopf. — Will der Feige selbst, ohne Gefahr, sich in den Ruf des Muthes bringen, so suche er auf dem Schlachtfelde einen bereits getödteten feindlichen Offizier, lade ihn auf den Rücken, trage ihn ins freundliche Lager, und erzähle dann: „Dieser Colonel focht, wie ein Löwe mit mir; ich mußte alle Besonnenheit und Geschicklichkeit gegen ihn aufbieten; doch endlich huldigte er seinem Meister, und sterbend rief er mir die unvergeßlichen Worte zu: Ihr habt den Teufel im Leibe!“ — Da die Todten selten oder nie sprechen, so ist man vor Widerlegung gesichert. Der berühmte Falstaph kann in dieser Art Lügen als unsterbliches Muster dienen. In neueren Zeiten hat ein Recensent der Jena'er Literaturzeitung in die Kunst zu pfuschen versucht, indem er übernahm, den bekannten Hudson Lowe als einen Trefflichen zu schildern, und zum Beweise anführte, er, der Recensent, hätte von deutschen Offizieren viel Gutes von diesem Irländer gehört. Da jene deutschen Offiziere alle in dem lezten Feldzuge geblieben sind, so wäre in so fern die Lüge ganz kunstmäßig; weil aber der Recensent zugleich versichert, es sey Napoleon, der sich pöbelhaft gegen Sir Hudson betragen, so thut er selbst seiner Glaubwürdigkeit den größten Schaden; denn darüber können Lebende sprechen.

Alle hier angeführten Regeln gelten nicht minder bei den **Verläumdungslügen**. Man soll auch die ehren-

rührige Nachrede dem Charakter der Person anpassen. So wird man einem Helden Feigheit nicht Schuld geben, oder gemäßigte Männer nicht für blutdürstende erklären; wohl aber kann man von Leuten, die sich ihrer Haut wehren, und, um nicht selbst gespießt zu werden, andere todt schlagen, ohne Gefahr behaupten, daß sie mit beispielloser Unmenschlichkeit wehrlose Feinde unter den schauderhaftesten Martern getödtet hätten. Besonderes Glück wird diese poetische Schilderung in Zeiten machen, wo Grausamkeiten gegen wehrlose Feinde, ihrer Seltenheit wegen, allgemeinen Abscheu erregen; daher der Gebrauch solcher Gemälde mehr für civilisirte, als barbarische Völker berechnet seyn muß. — Von einem aufrichtigen Minister, dessen Herzensreinheit bekannt ist, könne nicht wohl erzählt werden, er habe sich in eine Intrike zum Verderben seines Vaterlandes eingelassen; mit einiger Wahrscheinlichkeit aber ließe sich kecklich behaupten, er stehe in Verbindung mit einer gewißen schönen Dame. — Männern, die sich auf das stärkste für Ordnung und Recht ausgesprochen haben, werde man nicht wohl nachsagen dürfen, daß ihnen die Ordnung ein Gräuel sey; wohl aber könne man zu verstehen geben, sie hätten sich durch Correspondenz mit geheimen Verschwörern stark compromittirt; denn obgleich eins wie das andere falsch ist, so spricht doch die Offenkundigkeit gegen die erste Behauptung, während die letztere, die sich auf Heimlichkeiten stützt, nicht widerlegt werden kann; daher die Lüge um so besser ist.

Der Verfasser wendet sich an alle edlen Praktiker seiner großen Kunst, und ladet sie ein, auf seine Vorschriften zu achten, sie genau zu befolgen. Nur weil man in der letzten Zeit häufig davon abgewichen sey, hätten die besten und nützlichsten Lügen wenig Glauben gefunden, und wären wohl gar verspottet worden, was ein guter Künstler ärger als die Pest fürchten solle.

Das sechste Capitel ist dem Wunderbaren gewidmet. Der Verfasser versteht darunter Alles, was die gewöhnlichen Grade der Wahrscheinlichkeit übersteigt. In Beziehung auf das Volk theilt sich das Wunderbare in schreckende und in ermuthigende Wunder. Beide Arten rühmt der Verfasser, als ungemein nützlich; doch müßte man sie nur bei schicklicher Gelegenheit gebrauchen. Die Lügen der schreckenden Art haben ihre besondern Regeln, deren erste darin besteht, dem Volke nicht gar zu oft die furchtbaren Dinge vorzuhalten, es wird sonst damit vertraut, und fürchtet sie am Ende nicht mehr. Er erzählt, es sey zu seiner Zeit schlechterdings nothwendig gewesen, das englische Volk wenigstens einmal im Jahre mit dem Könige von Frankreich und dem Prätendenten zu schrecken. Sodann aber hätte man diesen Bären für die folgenden 12 Monate wieder an die Kette legen müssen. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf Befolgung dieser nothwendigen Regel gewendet, der Leichtsinn im Gebrauch des Schreckens bei der unbedeutendsten Gelegenheit, habe in der neuesten Zeit es dahin gebracht, daß das Volk zuletzt die Ankunft jener beide Feinde nicht mehr gefürchtet hätte. Es gibt günstige und ungünstige Zeiten für Verbreitung des Schreckens. So raube der Tod eines Tyrannen den Künstlern die schöne Gelegenheit, die Völker mit der Gefahr, unter Tyrannen zu gerathen, in Angst zu setzen; dann müße man sich durch eine Erfindung zu helfen suchen, und etwa eine allgemeine Verschwörung in die Scene bringen. Doch sey es rathsamer mit solchen Erfindungen zu wechseln, in dem die Monotonie der Glaubwürdigkeit schade.

Für die ermuthigenden wundervollen Lügen gibt der Verfasser folgende Regeln: Sie dürfen, sagt er, die Wahrscheinlichkeit nicht allzusehr übersteigen,

und auch mit ihnen muß ein angenehmer Wechsel vorgenommen, nicht hartnäckig bei ein und derselben beharrt werden. Große Versprechungen oder Verkündigungen gewißer Ereignisse gehören hieher, und die Regel für sie ist, den Zeitpunkt der Erfüllung nicht allzunahe anzusetzen, sondern ihn, wo möglich unbestimmt zu lassen. Denn, zeigte sich in Kurzem, daß das Versprechen oder die Verkündigung nicht eintreffe, so setze der Künstler sich der Schande und Verwirrung aus, da ihm jedermann die Unwahrheit nachweisen könne.

Nach diesen Vorschriften untersucht der Verfasser eine zu seiner Zeit sehr beliebte, und wirklich vortrefflich erfundene Lüge, welche den Erfindern die Eroberung von Frankreich als nahe bevorstehend ankündigte; sie erhielt sich zwanzig Jahre lang im vollen Glanze, zum Ruhm der Nation, fiel aber endlich, weil die Erfinder auf ihren Loorbeeren ausruhen wollten, und zu träge waren, als sie anfing zu veralten, sie durch neue Dichtungen zu ersezen.

Die Zeitungsschreiber sündigen vielfältig gegen diese Regeln! So hätten sie im spanischen Erbfolgekriege häufig die Niederlage der Franzosen verkündet, und sich dadurch lächerlich gemacht. Ein französischer Künstler habe das Ding besser verstanden, und nach einem Siege der Engländer gesagt: „Ihr könnt das Land erobern, aber damit ist noch nicht aller Tage Abend!“ — was unläugbar gewesen wäre und der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnet habe. Von einem andern Zeitungsschreiber wird erzählt, er habe sich in der Verheißung gefallen, die Türken würden mit Hülfe des Schwedenkönigs *nächstens* einen großen Sieg erfechten. Dieses „Nächstens“ ließe sich nach den Regeln der Pseudologie noch allenfalls vertheidigen, indem der Begriff unbestimmt und relativ sey.

Aber der Zeitungsschreiber habe zugleich die Weisheit der hohen türkischen Staatsbeamten gerühmt, und dadurch gegen die erste Regel der zusetzenden Lügen gesündigt, indem die Weisheit dem Charakter der türkischen Bascha's und Aga's nicht angemessen sey.

Der Verfasser spricht auch von erdichteten eigentlichen Wundern, die zu dieser Art von Lügen gehören. Er rechnet dahin große Wallfische, welche Boote mit allen darin befindlichen Menschen verschlucken; Cometen, die sich der Erde so sehr nahen, daß sie mit ihrem Schweife mehrere Vorstädte einer feindlichen Hauptstadt plötzlich in Asche verwandeln; Erdbeben in Amerika, wodurch alle Freunde der Freiheit mit Hab und Gut verschüttet werden. Diese Wunder zählt er zu den natürlichen; er will aber auch die übernatürlichen nicht übersehen wissen, nämlich solche, welche nach den Naturgesetzen schlechterdings unmöglich wären, gleichwohl durch Wirkung einer außerhalb der Natur wohnenden Macht, als wirklich geglaubt werden könnten. Der Verfasser verwirft diese Wunder-Lügen keineswegs und zeigt aus dem Beispiel der Johanna d' Arc, daß sie sehr nützlich werden können. Doch räth er, nur einen höchst vorsichtigen Gebrauch davon zu machen, die Wahrscheinlichkeit dabei nie aus den Augen zu setzen und auf Zeit und Ort einige Rücksicht zu nehmen. So solle man den Wallfischen nur eine billige Größe geben, den Cometen höchstens erlauben, einige wenig bekannte Inseln der Südsee zu zerstören, und die Erdbeben nicht mit der Politik in Beziehung bringen. Denselben Rath ertheilt er den Künstlern, welche mit übernatürlichen Wundern beschäftigt sind. Er hätte, sagt er, unlängst von einem solchen Wunderthäter gelesen, daß er alle Krankheiten durch Auflegen der Hände und durch inbrünstiges Gebet heilen könne. Dabei wäre erzählt worden, daß eine kleine buck-

lige Frau zu dem Manne aufs Zimmer gegangen, und nachdem er eine halbe Stunde gebetet, wäre sie als schlanke Dame wieder herausgekommen. Oder es hätte sich ein andermal ein Grenadier, dem beide Augen ausgeschossen, an den Wunderthäter gewendet; dieser habe ihm zwey Glasaugen eingesetzt, drei Tage und drei Nächte inbrünstig in griechischer oder hebräischer Sprache zum Himmel gefleht, und am vierten Tage sey der Grenadier vollkommen sehend auf die Hauptwache gekommen, und hätte bei der Compagnie seine Stelle als Flügelmann wieder angetreten. Diese Lügen erklärt der Verfasser, wie billig, für ungeschickt erfunden, und gibt Anleitung für diejenigen Künstler, welche sich mit dieser Gattung zu befassen geneigt sind. Wenn man, sagt er, dergleichen Wunder in Umlauf bringen will, so ist zuförderst nöthig, einen großen politischen Zweck dabei im Auge zu haben. Die Jesuiten z. B., die sich irgendwo einnisten möchten, würden nicht übel thun, einen in Wunderthaten geübten Mann vorauszuschicken. Sodann sollten sie einige gesunde Leute überreden, sich krank zu stellen, und diese, wohl abgerichtet, auf andern Wegen ihm zusenden. Die Leute müssen dann thun, als ob sie von dem Wundermann nichts wissen; sie lassen sich von andern seine Thaten erzählen. Nur mit Mühe entschließen sie sich, nach langer Ueberredung sich an den Betheiler zu wenden; sie stellen sich ungläubig, erzählen wie viel Aerzte sie schon vergeblich gebraucht hätten, und wollen nur noch einen, wiewohl wenig versprechenden Versuch wagen. So kommen die Lahmen, Blinden und Contracten zu dem Wunderdoctor; er betet 15, 20 bis 60 Minuten, und siehe da! der Lahme kann tanzen, der Blinde sehen, und der Contracte fechten; welches freilich nicht schwer ist, da die Krankheit nur vorgegeben war, was aber das gemeine Volk nicht weiß, und selbst die Vornehmen nicht glauben. — Für Zeitungs-

schreiber, welche von den verübten Wundern berichten wollen, ertheilt der Verfasser eigene Vorschriften. Die obigen Geschichten von der buckligen Frau und dem Grenadier verwirft er, als aller Wahrscheinlichkeit beraubt. Handelt sich's darum, einem Stummen die Sprache wieder zu geben, so erzähle man, daß dieses Wunder sich bei dem Bedienten eines durchreisenden türkischen Gesandten zugetragen habe. Niemand werde dem ottomanischen hohen Staatsbeamten nachfahren, und wäre es auch, die Unbekanntschaft mit der Sprache würde das Nachforschen erschweren. Ueberhaupt sey es eine allgemeine Regel, alles Unglaubliche nur von Türken und andern Barbaren zu erzählen, mit denen Europa in keinem öffentlichen Verkehr stehe. — Soll oder will man ein Wunder von einer Frau erzählen, so lasse man die lang unfruchtbare Gattin eines ehrlichen Mannes sich an den betenden Arzt wenden, und man berichte, daß dieser sich nur wenige Stunden der Nacht mit der Frau im Gebet berathen habe; gleichwohl habe der ehrliche Bürgersmann nach neun Monaten ein gesundes Knäblein taufen lassen. Mutter und Kind befinden sich wohl. Dies könne jedermann glauben, und würde dem Wunderthäter vielen Zulauf verschaffen.

Das siebente Capitel ist gänzlich und allein der Untersuchung gewidmet, ob die Whigs oder die Torp's, die Liberalen oder die Ultra, geschickter in der Kunst politischer Lügen, oder in der Pseudologie wären. Swift gesteht, daß bald die Lügen der einen, bald die der andern Partey in größerem Ansehen ständen und mehr Glauben fänden; erkennt aber mit lobenswürdiger Unparteylichkeit an, daß beide große Genies aufzuweisen hätten. Wenn die eine oder die andere Faktion in ihren Lügen nicht glücklich wäre, so hätte sie es nur dem Umstande

zuzuschreiben, daß sie gar zuviel schlechte Waare in kurzer Zeit absetzen wolle. Es ist nicht das schicklichste Mittel, sagt er, das Volk gläubig zu machen, wenn man ihm eine zu große Portion auf einmal zu verschlucken gibt. Zuviel Würmer an der Angel schrecken die Fische ab. — Hat eine Partey den Credit verloren, so schlägt er vor, ein System zu befolgen, das uns ein wenig chimärisch zu seyn, und mit der in allen übrigen Theilen des Werks offenbarten practischen Besonnenheit des Verfassers nicht übereinzustimmen scheint. Er räth nämlich, daß eine Partey, welche ihre Glaubwürdigkeit wieder herstellen will, mit ihren Mitgliedern übereinkomme, während drei Monate in allem, was sie sage und drucken lasse, sich streng an die Wahrheit zu halten, und sich durch keine noch so glänzende und siegreiche Lüge des Gegners zu Unwahrheiten verführen zu lassen. Der Vortheil, meint er, müsse groß und unberechenbar seyn, denn nach drei Monaten des Zwanges, habe man volle Freiheit, sechs Monate lang die schönsten und reinsten Lügen, in denen kein wahres Wort sey, in Umlauf zu bringen. Der Verfasser, der mit Schwung und Wärme von den Vortheilen dieser Methode spricht, gesteht jedoch zu gleicher Zeit ein, daß es fast unmöglich sey, Leute zu finden, welche, mit dem Talent der Lüge begabt, im Stande wären, es so lange ungeübt ruhen zu lassen. — Gegen Ende des Capitels ereifert er sich gegen den Unverstand und die Unvorsichtigkeit der Parteyen, welche Leute unter sich als Staatsmänner dulden und beim Umsatz der Lügen anstellen, die zu den niedrigsten Menschen gehören, von der Politik nicht mehr als die Krebse verstehen, und in Erfindung und Einkleidung, selbst der kleinsten Lüge, als ungeschickte Bursche sich verrathen, indem sie durch Plumpheit und Kriecherei die einem Lügner von Ton so nöthige Feinheit und den gebildeten Anstand zu ersetzen suchen. Zu diesen Leuten

zählt er den größten Theil der Zeitungsschreiber und Journalisten, deren ganzes Verdienst im guten Willen zu lügen bestehe, die aber von den Regeln der höhern Pseudologie durchaus keine Ahnung hätten, und daher dem Amte, zu dem sie berufen sind, nicht gewachsen wären. In England, sagt er, wird diesem Uebel einigermaßen dadurch abgeholfen, daß von beiden Seiten oft gleich platte Lügen vorgebracht würden, die sich dann einander das Gleichgewicht halten. Sollte aber einmal eine Partey, nach oben angebrachtem Vorschlag, eine Zeitlang auf Seite der Wahrheit übertreten, oder sollte in andern Ländern das Lügen in ein Monopol ausarten, so würde man sehen, daß die edle Kunst zum gemeinsten Handwercke herabsinke und alles Genie von den Künstlern weiche. Der Verfasser nimmt hierbei Anlaß von den Vorzügen seines Vaterlandes zu sprechen, wo die Verfassung die politischen Lügen als Gemeingut aller Parteyen beschütze. Er erlaubt sich dabei einige Anspielungen, die wir, wie billig, unterdrücken.

Nachdem der Verfasser, in Schilderung der Pfuscher der Kunst, seiner Galle Luft gemacht, versäumt er nicht, seine Huldigung einigen außerordentlichen Genies zu bringen, welche in den letzten Zeiten auf den Schauplatz getreten wären, und sowohl in Aufstellung neuer Lügentheorien, als in der Praxis durch die glänzendsten Talente sich ausgezeichnet hätten. Er zeigt sie den jungen Leuten von Stande als Muster, und ermahnt sie, die Arbeiten dieser Männer zu studieren und blindlings ihrem Beispiele zu folgen, was ihnen mehr Ehre bringen würde, als wenn sie sich mit der Fuchsjagd, dem Wettrennen oder dem Kutschen mit vier Pferden von Bock ausschließend beschäftigen. Er räth jungen hoffnungsvollen Künstlern, sich gänzlich dem Dienste des Vaterlands, und demselben alle ihre Talente zu widmen.

Das achte Capitel enthält den Vorschlag zur Stiftung einer Akademie der lügenden Wissenschaften, in welcher alle kleinen Gesellschaften der Lügner in eine große Körperschaft vereint würden, der die Oberaufsicht und Censur über alle im Lande verbreiteten Lügen zustehe. Der Verfasser stellt über die Organisation dieser Akademie sehr sinnreiche Bemerkungen auf, und will sie auf durchaus liberalen Gründsätzen gegründet wissen. So verlangt er, daß die Häupter aller Parteyen in dieselbe berufen, und so auch Männer aus allen Ständen und Gewerben darin aufgenommen werden. Nur darauf hätte man zu sehen, daß jeder Candidat, außer den Proben des Talents der Erfindung, auch Beweise abgelegt habe, daß er wisse, wie Convenienz, Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit bei Einkleidung und Verbreitung der Lügen möglichst zu schonen wären. Die Akademie erhalte einen Präsidenten und einen beständigen Secretaire, welcher letztere ein guter Stylist seyn müsse. Keine Lüge soll in Umlauf gesetzt werden, außer sie sey von den Akademikern gut geheißen; denn diese wären im Stande am besten zu beurtheilen, welche Lüge den vorhandenen Verhältnissen zusage, welche Art und welche Gattung gerade bei dieser oder jener Gelegenheit am nützlichsten sey, und in welchem Zustande der Gläubigkeit sich in einer gegebenen Zeit das Volk befinden möchte.

Außer den ordentlichen Mitgliedern sollen correspondirende ernannt, und bei der Wahl derselben auf vielversprechende Genies Rücksicht genommen werden, welche man in ziemlicher Anzahl in der Stadt und besonders in den politischen Kaffeehäusern finden wird, als z. B. Reisende, Neuigkeitskrämer, schöne Geister, Fuchsjäger, Pferdehändler, alte Seemänner, und Invaliden jeder Art.

Keine Gesellschaft ähnlicher Art soll im Lande, ohne Bewilligung der Akademie, errichtet werden.

Wenn die Akademie ihre Sitzungen hält, so beschäftigt sie sich mit Prüfung der vorgeschlagenen Lügen. Zu diesem Behufe wird der Präsident dafür sorgen, daß im Vorzimmer stets eine Anzahl solcher Leute sich finde, welche einen großen Reichthum von Leichtgläubigkeit besitzen, geduldig anhören, was man ihnen sagt, und alles für baare Münze nehmen. Diese Art Leute, die man auch wohl Fliegenschlucker nennt, sollen in dem englischen Clima nicht selten seyn; der Verfasser behauptet, daß sie in den Städten wimmeln und wie Pilze aus der Erde schießen. Hat die Akademie eine vorgetragene Lüge ihrer Censur unterworfen, und findet sie dieselbe zulässig, so begibt sich eines der Mitglieder in das Vorzimmer und erzählt sie den anwesenden Fliegenschluckern. Beissen sie an, bemerckt man nicht das leiseste Zeichen eines Zweifels, so ist alles gewonnen und zugleich für die Verbreitung gesorgt, denn Niemand wird mit mehr Anmuth und Sicherheit die Lügen in Umlauf bringen, als wer selbst an sie glaubt.

Die Gesellschaft müsse sich's zum Gesetz machen, täglich eine Lüge, bisweilen auch zwei zu erfinden. Bei der Wahl der Gattungen habe sie auf Jahrs-Zeit und Wetter zu sehen; denn z. B. die Schrecklügen thun im November und Dezember gute Wirkung und oft Wunder, während sie im Mai und Juni gar nichts machen, außer wenn der Wind stark aus Osten bläst. — In jeder Sitzung darf von nichts als von Lügen gesprochen werden, bei nahmhafter Geldstrafe, welche das dagegen fehlende Mitglied zu entrichten hat.

Bemerkt man, daß ein Mitglied, während der Sitzung erröthet, so muß er für unwürdig erklärt und ausgeschlossen werden. Zu dem Behuf muß die Akademie einen derben Schweizer in Dienst haben, um nöthigen Falls das unwürdige Mitglied zu packen.

Die Akademie müße ferner eine Anzahl Spione bey Hofe und in andern öffentlichen Orten unterhalten, damit sie mit dem nöthigen Stoffe oder der Unterlage zu den Fabrikaten sich reichlich versehen könne. Denn keine Lüge werde ohne allen Zusatz von Wahrheit bestehen. Es sey also nöthig zu wissen', was bei Hofe und in großen Häusern vorfalle und gesprochen werde, um daran die Erfindung anzuknüpfen. Eben so würde eine ausgebreitete Correspondenz mit allen Theilen der Welt nicht zu entbehren seyn. Bisweilen sey es nöthig, die Lüge von weitem her zu verschreiben, um ihr die volle Wirkung zu geben; oder man wünsche auch, daß zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten ein und dieselbe Erfindung verbreitet werde, was nie verfehlen würde, die Lüge in großen Credit zu setzen.

Außer den Lügen, welche öffentlich abgesetzt werden, gibt es andere, die nur unter der Hand, und wispernd von Ohr zu Ohr umlaufen. Auch diese dürfen nicht ihrem eigenen Schicksal überlaßen werden. Ein eigenes Comité direkteur aus den geschicktesten Akademikern gebildet, ist ihnen vorzusetzen. Ihr Hauptgeschäft wird darin bestehen, dem guten Rufe ehrlicher Leute irgend etwas anzuhängen, durch wohlersonnene, aber nur im Vertrauen mitgetheilte Anekdoten, und vorzüglich große Männer, durch Nachrichten aus ihrer Garderobe möglichst in die Gemeinheit herabzuziehen.

Der Verfasser erlaubt sich hier eine Abschweifung und verbreitet sich in ein großes Lob der damals in England herrschenden Partey der Whigs. Er rühmt ihre Geschicklichkeit, ihre tiefe Kenntniß in allen Lügenkünsten, und besonders reißt ihn ihre Gewandtheit, im Gebrauch der sogenannten Probelügen, zur Bewunderung hin. Eine Probelüge ist dasselbe, was die Probeschüße bei der Ar-

tillerie sind, wenn man ein neues Gewehr präfen will. Diese Lüge wird auf gut Glück losgelassen, um die Leichtgläubigkeit der Zuhörer auf die Probe zu seyen. Eine solche Probelüge sey oft absichtlich stark geladen; denn, platzt sie nicht, d. h. merkt das Volk nichts, so ist dieß eine Bürgschaft, daß man ihm viel bieten könne. Es werden mehrere Beispiele angezeigt, welche außerordentliche Wirkung die Probelügen bei den Parlamentswahlen gehabt. Der Verfasser rühmt besonders die Feinheit in Erfindung und das Apropos in Verbreitung derselben. Es sey den Gegnern fast unmöglich gewesen, der Partey hinter die Schliche zu kommen. Dadurch hätte gerade diese ihre Ueberlegenheit behauptet; denn plump in den Tag hineinzulügen, so daß das Manöver der ganzen Welt offenbar werde, sey freilich keine Kunst, sondern verrathe eine niedrige Gesinnung und große Ungeschicklichkeit. Dieß sey der Grund, warum alle großen Männer die handgreiflichen Lügen nicht als eine eigene Gattung zugelassen, sondern als falschen Ton in der Harmonie der Composition behandelt hätten.

Gegen Ende des Capitels warnt der Verfasser die Parteyhäupter, doch ja nicht selbst an ihre eigenen Lügen zu glauben. Diese Schwäche werde bei einigen, übrigens talentvollen Männern bemerkt; ja man habe sogar erlebt, daß die weise Partey einer aufgeklärten Nation ihre Angelegenheiten und ihre Politik nach Lügen der eigenen Erfindung geordnet habe. Der Verfasser schreibt dieses einem übertriebenen Eifer, einer zu großen Lebhaftigkeit in Ausübung der Kunst zu. Man erhitze sich im Gespräch, in den Conferenzen, in den Debatten; man stelle als wahr und wirklich dar, was man wünsche, daß erst geschehen möge, oder man lüge sich selbst an, in der Verzweifelung den Gegner täuschen zu können. Fast alle Parteyen hät-

ten ſich in dieſes Labyrinth irgend einmal verirrt, aber jederzeit auch die unglücklichen Folgen davon empfunden. So hätten die Anhänger der Stuarts lange Zeit ſich nur ſelbſt betrogen: in neuern Zeiten aber ſchienen die Wighs ihnen in dem Selbſtbelügen den Rang ablaufen zu wollen. Die Neigung, an eigene Lügen zu glauben, ſey urſprünglich aus der Lügentheorie der Damen in die Politik übertragen worden; dort wäre ſie natürlich und eine Waffe der Schwäche, hier aber unſchicklich und gemein. Eine allgemeine Regel verbietet, die Grenzen verwandter Kunſt in einanderlaufen zu laſſen.

Endlich fügt der Verfaſſer dieſem Capitel einen Lügen-Kalender bei, in welchem angegeben iſt, welche Lügen für jede Jahrszeit die ſchicklichſten ſind.

Das neunte Capitel handelt von der Schnelligkeit und Dauer der Lügen. Die Geſchwindigkeit, womit ſich oft gewiſſe Lügen verbreiten, grenzt, nach dem Verfaſſer, an das Unglaubliche. Er führt mehrere Beiſpiele an, wo ſie große Landesſtrecken in kürzerer Zeit durchliefen, als die beſten Poſtpferde zu thun im Stande wären. Man möchte glauben, daß ſie durch Telegraphen, wie ſie im griechiſchen Reiche *) eingeführt waren, befördert werden. Beſonders ſchnellen Umlauf haben die ſchreckenden Lügen: ſie machen mehr als zehn engliſche Meilen in einer Stunde; doch geben ihnen die ermuthigenden Lügen nichts nach, übertreffen ſie wohl gar in einigen Ländern. Dagegen die Zuflüſterungen, die man ſich ins Ohr ſagt, ſich nur auf einen kleinen Umkreis beſchränken, wenn nicht etwa eine geheime Correſpondenz ihr zu Hülfe kommt,

*) Die Telegraphen ſind keine neue Erfindung, ſondern waren im Byzantiniſchen Reiche bekannt, wie Gibbon nachweiſt.

welche letztere aber bisher fast ausschließend nur zum Behuf der *synchronistischen* Lügen, d. i. solcher, die zugleich an mehreren entfernten Orten verbreitet werden, in Anwendung gebracht sey.

Was die *Dauer* der Lügen betreffe, so wäre sie sehr verschieden und gäbe es von allen Arten. Sie dauerten Stunden, Tage, Jahre, ja ganze Jahrhunderte. Einige politische Lügen hätten kein längeres Leben als die Insekten, die unter dem Namen der Tagthierchen bekannt sind. Die großen Künstler wissen genau zu berechnen, wie lange eine Lüge sich erhalten kann, um darnach das Gelingen ihrer Absichten abzumessen. Es sey oft zum Verwundern, mit welcher Sicherheit geübte Artisten dieß anzugeben wüßten; sie könnten die Stunde, die Minute voraussagen, wenn einer Lüge die Seele ausfahre, d. h. wenn Niemand mehr daran glaube. Einige Doktrinen und politische Systeme sähen solchergestalt ihrem nahen Tode entgegen; andere stützten sich auf hundertjährige Lügen, zu denen täglich neue hinzukommen, so daß sie fast für immer gesichert zu seyn schienen, was der Kraft und Geschicklichkeit des menschlichen Geistes allerdings zur Ehre gereiche.

In dem neunten Capitel werden die *charakteristischen Zeichen* angegeben, aus denen man den Ursprung einer Lüge entdecken könne, und zwar wann und wo sie erfunden worden. Der Verfasser läßt sich hier in ein großes Detail ein, um den Leser in den Stand zu setzen, eine englische Lüge, sogleich von einer französischen oder deutschen zu unterscheiden. Er behauptet die englischen zeichneten sich durch eine gewisse Solidität, in Absicht auf wirklichen Nutzen aus; den französischen wäre eine angenehme Form nicht abzusprechen; die deutschen röchen etwas nach Mystik und wären meistens plump gearbeitet, daher

ſie in England und Frankreich wenig Beifall fänden. — Von den in London fabrizirten Lügen will der Verfaſſer, wie er faſt prahlend ſich rühmt, ſogleich unterſcheiden, ob ſie in der Gegend der Börſe, in der Nähe des Parlaments, des Hofes, oder in dem Hotel des marokaniſchen Geſandten geſchmiedet wären; — andere Diplomaten hätten ſich bis jetzt nicht mit dieſer Arbeit befaßt. Es gehöre viel Scharfſinn und geübte Urtheilskraft dazu, die miniſteriellen von den Oppoſitions-Lügen zu unterſcheiden: im Gewicht wären ſie oft gleich, nur im Gepräge bemerke ein feiner Takt eine leiſe abweichende Schattirung. Doch hätten alle wahrhaft großen Genies ihren eigenen Stempel, den blos nachahmende Talente nicht leicht zu copiren verſtünden. Der Verfaſſer verſichert, ſein Gefühl ſey hierein ſo geübt und ſicher, daß wenn er indiscret ſeyn wollte, kein vornehmer Artiſt die Stirne haben würde, ſich als Autor der Lüge zu verleugnen. Er liebe aber die Ruhe zu ſehr, um von ſeiner Kenntniß einen gefährlichen Gebrauch zu machen.

Oft ſey es möglich, eine Lüge gleich im erſten Augenblick zu erkennen. Wenn z. B. ein vornehmer Herr einem Geringen ſchmeichelt und ihm große Verſprechungen macht, wenn er dieſem die Hand auf die Schulter legt, ihn umarmt, ans Herz drückt, oder ſich tief verbeugt wo er ihm begegnet, ſo ſeyen dieß eben ſoviel Zeichen, daß der Vornehme mit Ausübung der Kunſt beſchäftigt ſey. Nur Gimpel ließen ſich dadurch täuſchen. Folgten gar oft wiederholte Schwüre nach, ſo ſey die Pſeudologie in voller Wirkſamkeit.

Das eifte Capitel widmet der Verfaſſer ausſchließend der Prüfung und Beantwortung einer einzigen Frage, nämlich: ob eine Lüge beſſer durch eine Wahrheit, oder durch eine andere Lüge widerlegt werde. Er verſteigt ſich hier faſt bis zur Metaphyſik,

und ſucht aus der cylindriſchen Form der einen Seite der Seele zu beweiſen, daß alle Menſchen eine große Neigung zum Lügen hätten, und daß mit den Fortſchritten der Civiliſation, dieſe Neigung ſich immer ſtärker ausbilde, ja daß vielleicht ein großer Theil deſſen, was man Civiliſation nennt, gar nicht ohne fortgeſetzte Lüge beſtehen könne. Um nicht als ein Nackender mit Leuten zu fechten, die ſich durch den Panzer der Lüge gleichſam feſt gemacht hätten, könne man, wolle man anders bei Ehren und Anſehen bleiben, der Lügen kaum entbehren. Daher ſey er der Meinung, daß eine Lüge am beſten durch eine andere Lüge widerlegt werde. Wenn z. B. jemand erzählte, daß der König von Spanien, Philipp V. ſich erboten habe, die proteſtantiſche Religion anzunehmen, falls die Engländer die Partey des Erzherzogs (nachherigen Kaiſer Carl VI.) verlaſſen, und mit den Bourbons eine Allianz ſchließen wollten: ſo würde es wenig nützen, dieſer Lüge die Wahrheit entgegenzuſetzen; wohl aber würde man den Lügner verwirren, wenn man behauptet, es ſey nicht von der proteſtantiſchen, ſondern von der griechiſchen Religion die Rede, und Philipp V. hätte ſich erboten, das griechiſche Kaiſerthum wiederherzuſtellen. Den erſten Lügner ſetze die Keckheit dieſer neuen Lüge in Erſtaunen, und das Volk merke bald, daß die eine Nachricht ſo falſch als die andere iſt. Oder, es werde erzählt, daß der König von Frankreich Ludwig XIV. mit England einen Vertrag geſchloſſen habe, die Sclaverey in England wieder einzuführen; dann ſey, es am beſten zu erwiedern: man wäre genau von der Sache unterrichtet, der Traktat wäre wirklich dem Abſchluße nahe geweſen, ehe aber der engliſche Geſandte in Paris unterzeichnete, habe er Depeſchen aus Conſtantinopel erhalten, denen zu Folge die ganze europäiſche Politik ſich verändere, und folglich der Vertrag mit Frankreich nicht mehr zweckmäßig wäre. Ein einziger Artikel,

die Auswechſelung der Gefangenen betreffend, ſey beibehalten worden. — Der Verfaſſer gibt zum Schluß Anweiſung zu doppelten und dreifachen Gegenlügen, welche aber, der Moral wegen, nur in ſehr ſeltnen Fällen zuläßig wären.

Von dem andern Theile dieſes wichtigen Werks, welcher von der höheren Pſeudologie handelt, ſoll ein andermal Nachricht gegeben werden.

Inhalt.

Vorrede.

Seite.

I. Miscellen über Welt und Zeit . . . . 1.
II. Vertraute Briefe . . . . . 79.
III. Ueber die spanische Contre-Revolution . 100.
IV. Die politische Reform und die neuen Interessen 123.
V. Ueber aristokratisches und demokratisches Prinzip. (Als Commentar einer Aeusserung des Freiherrn v. Gagern.) . . . . . 183.
VI. Vertheidigung gegen eine Anklage von Seiten des Herrn von Blittersdorf, betreffend einen in den politischen Annalen abgedruckten Aufsatz, die Diplomaten betittelt . . 193.
VII. Graf von Bismark's Feldherr . . . . 230.
VIII. Ueber Obscurantismus und Mittelmäßigkeit 239.
IX. Merkwürdigkeiten aus fernen Ländern und Zeiten 254.
X. Probe einer deutschen Bearbeitung des Candide 266.
XI. Der blaue Vogel und die gelbe Maus . 275.
XII. Die Kunst politischer Lügen, nach Swift 281.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite. 9.	Zeile	13. v. u.	statt gebiert l. gebührt.
— 23.	—	6. v. u.	— gefülle l. Gefühle.
— 25.	—	11. v. u.	— Schutzwähren l. Schutzwehren.
— 38.	—	7. v. o.	— des l. das.
— 41.	—	10. v. o.	— dem verworrenen l. das verworrene.
— —	—	15. v. o.	— einem l. einen.
— —	—	2. v. u.	— hielt l. hält.
— 44.	—	9. v. o.	— insoliren l. isoliren.
— 47.	—	5. v. u.	— schleidern l. schleudern.
— 51.	—	9. v. u.	— verschreien l. verschreien.
— 59.	—	3. v. u.	— verächtlig l. verächtlich.
— 66.	—	14. v. o.	— schilt l. schilt.
— 67.	—	4. v. u.	ist, nach zankten, sich zu setzen.
— 71.	—	13. v. u.	statt den Ursachen l. der Ursache.
— 74.	—	2. v. o.	— müssige l. müssige.
— 75.	—	12. v. u.	— Thiere l. Thieren.
— 77.	—	1. v. o.	— Hobbas l. Hobbes.
— 79.	—	12. v. u.	— wann l. warum.
— 81.	—	15. v. o.	statt wird l. werde.
— 94.	—	8. v. u.	— letzte l. letztere.
— 98.	—	12. v. u.	— keine l. keinn.
— 105.	—	14. v. u.	— Mißvertrauen l. Mißtrauen.
— 106.	—	3. v. u. s.	Wiedereinführung l. Wiedereinführung
— 107.	—	15. v. u.	— Gewerbsfleiß l. Gewerbsfleiß.
— 109.	—	9. v. u.	— o daß l. „daß.
— 117.	—	8. v. o.	statt Verleiern l. Vorleiern.
— —	—	10. v. o.	— gesteiert l. gesteuert.
— 121.	—	11. v. o.	— ist das Komma nach Männer wegzustreichen.
— 122.	—	8. v. u.	— monarschische l. monarchische.
— 123.	—	3. v. u.	— des l. der.
— 131.	—	18. v. o.	— wann l. wenn.
		6. v. u.	— mußte l. mußten.
— 134.	—	11. v. u.	— durfte l. dürfte.
		9. v. u.	— ihm abgeholfen l. befriedigt.

Seite.

— 143.	—	10. v. u.	— von Beſitz l. des Beſitzes.
— 145.	—	14. v. o.	— Repräſentanten l. Repräſentant.
		4. v. u.	— ſoll l. ſo ſoll.
— 148.	—	8. v. o.	— Kaſſen-Intereſſen l. Kaſſen-Intereſſen
— 148.	—	8. v. o.	— ligitimen l. legitimen.
		9. v. u.	— wiſſentlichen l. wiſſenſchaftlichen.
— 152.	—	2. v. u.	— und auf den folgenden Seiten iſt jeder Zeit Maccabäus zu ſetzen.
— 154.	—	3. v. o.	— nach bindet ein?
		17. v. o.	iſt nach Federn das Komma wegzuſtreichen.
— 160.	—	16. v. u.	l. nach gehercken, hatten.
— 166.	—	12. v. o.	ſtatt Levius l. Livius.
		16. v. o.	— wurde l. werde.
— 167.	—	4. v. o.	— reich l. reichs.
— 168.	—	10. v. u.	— iſt dieß, einmal auszuſtreichen.
— 170.	—	10. v. o.	— wird l. wir.
— 171.	—	12. v. o.	— ohnmächtiger l. unmächtiger.
— 185.	—	11. v. o.	— federaliſtiſche l. föderaliſtiſche.
— 187.	—	1. v. o.	— ausſpieſenden l. ausſpießenden.
— 188.	—	14. v. o.	— Nachläßigkeit l. Nachläßigkeit.
— 189.	—	15. v. u.	— beabſichten l. beabſichtigen.
		4. v. u.	— beabſichtet l. beabſichtiget.
— 190.	—	7. v. o.	— einen l. einem.
		9. v. o.	— die l. der.
— 201.	—	6. v. o.	— unſtreitbarer l. unbeſtreitbarer.
— 207.	—	16. v. u.	— das l. daß.
— 217.	—	2. v. u.	nach wollen ein?
— 223.	—	4. v. u.	ſtatt einen in l. einen Redefigur in.
— 225.	—	10. v. o.	— ſtatt eine auf die ander l. einer auf den andern.
— 234.	—	6. v. o.	— im l. ein.
— 255.	—	1. v. u.	— Saus l. aus.
— 256.	—	1. v. u.	— aus l. auf.
— 270.	—	11. v. o.	— den l. des.

Anhang.

Bericht von einigen vorzüglich interessanten Werken, welche in jeder guten Bibliothek, Lesegesellschaft und Leihbibliothek anzutreffen, anfangs dieses Jahrs die Presse verlassen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz um beigesezte Preise zu haben sind:

Historische, politische und militärische

Denkwürdigkeiten

über die

Revolution

des

Königreichs Neapel

in den Jahren 1820 und 1821

und über

die Ursachen, welche solche herbeigeführt haben;

mit

größtentheils noch ungedruckten Belegen

und

einer Karte.

Von dem

General Carrascosa;

vormaligem neapolitanischem Kriegsminister

Aus dem französischen gr. 8. broschirt

(Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 18 sächs).

In diesem Werk wird endlich der Schleyer gelüftet, der bisher sowohl über der schnellen Entstehung als auch der eben so schnellen Dämpfung der

lag. Schon haben mehrere öffentliche Blätter über dieses wichtige Werk mit großem Lobe gesprochen und demselben mit Recht eine ausgezeichnete Stelle in unserer Zeit und Staatengeschichte angewiesen, wie es sich von einem solchen Verfasser, der in der wichtigsten Periode das Portefeuille des Kriegsministeriums hatte, nicht anders erwarten läßt. Von der größten Wichtigkeit ist es: für jeden Staatsmann, denn freimüthig und wahr hat der Verfasser die großen Mißgriffe der Regierung aufgedeckt, wodurch solche selbst die Revolution herbeigeführt, aber eben so wahr und kräftig beleuchtet derselbe auch die Irrthümer und Schwächen in welche die kurze konstitutionelle Regierung hierauf verfiel; für jeden gebildeten Offizier, denn der Verfasser theilt seine, als Obergeneral angeordneten Vertheidigungsanstalten mit, ebenso ist der ganze Kriegsschauplatz auf einer dem Werke beigegebenen Karte enthalten; — das Werk zerfällt in drei Theile der erste enthält summarisch die fünfjährige Periode zwischen dem Monat Mai 1813. Epoche der Restauration, bis zum 5ten Juli 1820. dem Tag der Veränderung der Constitution; der zweite ist eine ausführliche Erzählung der zweiten Periode bis zum 7ten Februar 1821 wo man in Neapel die Gewißheit eines auswärtigen Angriffs erlangte, gewidmet; in dem dritten Theil endlich erhält das Publikum eine ausführliche Beschreibung der dritten Periode bis zum März 1821 Zeitpunkt der Rückkehr von Neapel.

Denkwürdigkeiten
des
Obersten Voutier
über
den gegenwärtigen Krieg
der Griechen
aus dem Französischen übersezt
mit einem Vorwort
von
Dr. Schott.

Mit den Bildnissen von Colocotroni, Maurokordato, Ypsilanti, Kapitain Georg und einem griechischen Soldaten, gr. 8. dreschirt 2 fl. 42 kr. oder Thlr. 12 ggr.

Die Anstrengungen der Griechen, sich dem schimpflichen Joche der Barbarei zu entwinden, und der Schau-

platz ihrer Siege über die Zwingherrn und Unterdrücker, die Feinde der Christenheit und aller Civilisation, hat seit drei Jahren die Augen der Welt zu sehr auf sich gezogen, als daß ein ungeschminckter und wahrhafter Bericht dessen, was sich von dem ersten Ausbruche des Krieges an, bis auf die neueste Zeit daselbst ereignete, aus dem Munde eines Augenzeugen und Mitkämpfers nicht eine willkommene Gabe für diejenigen seyn sollte, welche auch nur einigen Antheil an den Schicksalen der Söhne Sparta's und Athens genommen haben.

Herr Boutier nemlich, einer der ersten, die dem bedrängten Volke aus fremden Landen zu Hülfe geeilt, und dessen Verdienste um dasselbe von der griechischen Regierung mit gerechter Anerkennung gewürdigt worden sind, hat seine Erfahrungen in Memoiren niedergelegt, welche erst mit dem Schluß des Jahrs 1823. in Paris die Preße verlassen haben.

Was er berichtet, ist in keinen öffentlichen Blättern, ist noch in keinem Werke verzeichnet; was er gesehen hat, erzählt er mit gewissenhafter Treue und er verhehlt selbst die Schwächen und Fehler derjenigen nicht, denen er das Wort redet.

Selbst denen, die nach angenehmer Unterhaltung trachten wird Herr Boutier genügen. Er trägt die Thatsachen vor, in der Reihe, wie sie sich begeben haben, und man erfährt neben dem Berichte über die gelieferten Schlachten, die Beweggründe des Aufstands, erhält eine vollständige Uebersicht der Revolution im Allgemeinen, und eine Charakteristik der Männer, die zu dem großen Werke mitgewirkt haben, nicht weniger werden die nach der Natur gezeichneten und also wohlgetroffenen

Bildnisse der Hauptpersonen

mitgetheilt. Auch sind anziehende örtliche Beschreibungen und Darstellungen von Sitten und Gebräuchen mit lebendiger Wahrheit eingemischt und aus dem Leben gegriffene Anekdoten würzen hier und da das Ganze.

Geschichte
des
Feldzugs gegen Rußland
im Jahr 1812.

von M.

Frei aus dem Französischen und mit Anmerkungen versehen.

von

F. v. Kausler,

Hauptmann im Königl. Württemb. General-Quartiermeisterstab.

Mit einem Plan der Schlacht an der Moskwa und mehren Charten.

2 Bände gr. 8. broschirt Preis 5 fl. 24 kr. od. 3 Thlr. sächs.

Statt jeder Empfehlung dieses Werckes ist es hinreichend einen Auszug der Beurtheilung zu geben welche in Nro I. des Bulletin général et universel des nouvelles scientifiques einem der ersten französischen kritischen Journale enthalten ist das in der militärischen Abtheilung einen Mathieu-Dumas Roche-Aymon, Marion, Ferussac, Poumet und Koch zu Mitarbeiter hat. Dort heißt es unter andrem:

Die Geschichte des russischen Feldzugs, von einem Augenzeugen nach authentischen Quellen geschildert, und mit belehrenden Noten über die Kriegskunst vermehrt, darf unter die Zahl der besten militärischen Werke gesetzt werden.

Der Weg den der Verfasser in dem historischen einschlägt, ist einfach und wahr; nachdem er alle Armeecorps in Bewegung gesetzt und sie bis auf das russische Gebiet begleitet hat, giebt er sich besonders mit dem Theile der französischen Armee ab, welche Napoleon in Person befehligte: wenn dieser Halt macht, nimmt er den Faden der Operationen der übrigen Corps wieder auf. Er giebt seine Meinung über die verschiedenen Bewegungen und macht Betrachtungen über die neue Methode der Franzosen den Krieg zu führen, und über die Schwierigkeit diese in Rußland anzuwenden.

Man findet hier nicht blos eine trockene Beschreibung militärischer Bewegungen, sondern eine vollständige Geschichte der Unternehmung nach Rußland. Insbesondere ist der Theil der europäischen Politik, welcher auf dieses große Ereigniß Bezug hat, vorzüglich behandelt.

Der

von Hegel'scher Philosophie durchdrungene

Schuster-Geselle

oder

der absolute Stiefel.

Drama in zwei Auftritten

von

Fr. Ludw. Lindner.

Stuttgart.
E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung.
1844.

Erſter Auftritt.

[Zimmer neben der Werkſtatt eines Schuhmacher-Meiſters.]

Meiſter. Geſell.

Meiſter. Ihr ſucht Arbeit, hat mir der Sprechmeiſter * geſagt. Dafür kann Rath werden. Das Geſchäft geht gut; ein dreißig Hände haben bei mir vollauf zu thun; und wenn ich noch vier bis ſechs Geſellen in Condition nehme, werden auch ſie nicht müßig ſitzen. Ehe wir aber den Handel abſchließen, muß ich Euch mit der Ordnung meines Hauſes bekannt machen; Ihr werdet dann urtheilen, ob ſie Euch anſtehe. Seht, ich bin der Meinung, daß heut zu Tage der Handwerker mehr ſeyn ſoll als ein gemeiner Menſch; wir bilden die Maſſe des Volks, und wenn dieſe roh, liederlich, unverſtändig und ungeſchickt, ſo kann das Ganze nicht achtbar werden. Verſteht mich recht. Alle demagogiſchen Umtriebe ſind mir in der Seele zuwider; denn wir ſollen vielmehr in unſerm Sinn und Thun uns ſelbſt zu beſſern ſtreben, ehe wir uns mit den Welthändeln befaſſen, die ihre

* Sprechmeiſter in den Herbergen heißt Derjenige, welcher die Arbeit ſuchenden Geſellen an einen Meiſter weiſt.

gewiesenen Wege haben. Mit den auf Staatsverbesserung wandernden Handwerksburschen mag ich darum nichts zu thun haben; wiewohl ich diese Leute nicht für gefährlich, sondern nur für Narren achte, — ein Gegenstand für Aerzte, nicht für Staatsmänner. — Alles, kurz zu sagen, in meinem Hause muß jeder sich sittlich, ordentlich, verständig und als Freund der Obrigkeit betragen; er soll den Leisten zu Ehren bringen, aber nicht über den Leisten hinausgehen.

Gesell. Ihr findet Euern Mann an mir; ich bin ein denkender Schuhmacher-Gesell.

Meister. Denkender Schuhmacher-Gesell? Soll mir lieb seyn. **Denken** muß der Mensch, um mehr zu seyn als das Vieh; auch gelangen wir nur durch das Denken dazu, die Arbeit zu verbessern. Und die bessere Arbeit ist ein Zeichen des bessern Menschen.

Gesell. Ganz nach meinen Grundsätzen.

Meister. Das Denken muß aber auf verständiges Thun gerichtet seyn, sonst wird es unnützes Grübeln und abgeschmacktes Raisonniren; dieß verdirbt die Zeit auf die langweiligste Weise. — Das Raisonniren in den Tag hinein kann nichts machen als Confusion; darum ist es meine höchste Antipathie; es empört mich, bringt mich zur Wuth; ich kenne dann kein ander Mittel mich zu wehren, als daß ich Gewalt brauche; — dieß ist so meine Eigenheit. — Sonst bin ich sanft wie ein Lamm, gegen Schwachheiten nachsichtig, und helfe dem Bedürftigen, wo ich kann.

Gesell. Ein edles Selbstbewußtseyn!

Meister. Wenn Ihr gut denkt, werdet Ihr einen billigen Mann, und mehr einen Freund, als einen Vorgesetzten

in mir finden. — Ehe wir aber abſchließen, iſt noch Etwas zu bedenken: ich weiß nicht wie geſchickt Ihr ſeyd; daher mögt Ihr einſtweilen zur Probe bei mir arbeiten, ein paar Stiefel z. B., wozu ich Maß und Form geben werde.

Geſell. Zur Probe? Wie das?

Meiſter. Das Wie will ich eben von Euch ſehen. Ihr könnt doch Stiefel machen?

Geſell. Die Stiefel, wie Ihr ſie denkt, ſind in Eurem Bewußtſeyn, durch daſſelbe und für daſſelbe. Stiefel aber, die ich mache, können nur aus meinem Bewußtſeyn hervorgehen.

Meiſter. Ganz recht! ich bin mir bewußt, daß ich gute Stiefel machen kann; von Euch weiß ich es noch nicht.

Geſell. Darum müſſen ſich unſere beide Selbſtbewußtſeyn an einander meſſen und ſich doppelſinnig anſtehen. Denn, „es iſt für das Selbſtbewußtſeyn ein anderes Selbſtbewußt„ſeyn; es iſt außer ſich gekommen. Dieß hat die gedoppelte „Bedeutung, erſtlich, es hat ſich ſelbſt verloren, denn es „findet ſich als ein anderes Weſen; zweitens, es hat da„mit das Andere aufgehoben, denn es ſieht auch nicht das „Andere als Weſen, ſondern ſich ſelbſt im Andern.“ *

---

* M. ſ. Hegel's Phänomenologie des Geiſtes, herausgegeben von Dr. Johann Schulze. Berlin 1832, Seite 140. — Schon die obigen, aus der Phänomenologie buchſtäblich entnommenen Sätze beweiſen das Eigenthümliche der Hegel'ſchen Manier, welche darin beſteht, weſentlich verſchiedene Begriffe durch Ein Wort zu bezeichnen, und dieſes dann bald in dem einen bald in dem andern Sinn zu nehmen. Dieß iſt der Fall mit dem Selbſtbewußtſeyn, das über dem gewöhnlichen individuellen Bewußtſeyn erhaben, von äußeren Bedingungen frei, als abſolute Menſchennatur gedacht wird. Dieſes Selbſtbewußtſeyn iſt nur im Ich denkbar. Das Ich der Philoſophie aber iſt etwas

Meiſter. Was ſoll das heißen? An uns iſt es, Sohlen zu doppeln; gedoppeltes Bewußtſeyn zu machen, iſt nicht meine Sache, und ich denke, die Eurige auch nicht. Stiefel machen, das iſt die Frage.

Anderes als ein in concreto gegebenes Individuum. In den Individuen, wie ſie in der Welt umlaufen, iſt ſelten ein anderes Bewußtſeyn zu bemerken, als ein ſolches, wie es auch die Thiere haben mögen. Das Selbſtbewußtſeyn des Ich iſt ein gedachtes, als urſprünglich abſolute, ewige Urſache aller abgeleiteten, relativen, wechſelnden Erſcheinungen des individuellen Bewußtſeyns. Der gebildetſte Menſch, der ſchärfſte Denker kann ſich dem Selbſtbewußtſeyn nur mehr und mehr annähern, und in dieſer fortſchreitenden Bewegung des Denkers das Ziel vorausſetzen und berechnen; in keinem einzelnen Zeitmomente aber kann er das Selbſtbewußtſeyn in ſeiner Fülle und Unendlichkeit auffaſſen und darſtellen, — aus dem einfachen Grunde, weil es nur als Attribut der Menſchheit, nicht des Individuums gedacht wird. Darum iſt das Selbſtbewußtſeyn nur dem Ich zuzuſchreiben. — Die Hegelianer geſtehen ein, daß unter dem Ich nicht das erſte beſte Individuum zu verſtehen ſey. Selbſt der ſeelige Hegel iſt noch nicht das Ich. — Einer der Schüler des Meiſters erklärt das Ich für die Idee der geſammten reinen Menſchheit. Hält man ſich an dieſe beſtimmte Idee, ſo erkennt man, wie es unmöglich ſey, daß das Ich außer ſich komme, ſich ſelbſt verliere, und ſich als ein anderes wieder finde. Die obigen Aeußerungen Hegels wären nur auf die Verhältniſſe der Individuen gegen einander anwendbar. Die geſammte Menſchheit dagegen kann aus ſich ſelbſt nicht hinaus; ſie iſt mit allen Gedanken, ſtets in ſich ſelbſt befangen, und müßte eine andere Menſchheit außer ſich, etwa im Monde oder im Jupiter, erkennen, wollte ſie ſich außer ſich finden. Auf dieſem Standpunkte iſt der Idealismus unwiderleabar; inſofern nämlich als der menſchliche Geiſt, d. i. der Geiſt der geſammten Menſchheit, ſich nie über die Geſetze ſeiner Natur, in eine von dieſen Geſetzen unabhängige, von ihnen abgeſchiedene Sphäre zu erheben fähig iſt. — Hr. Hegel, auf ſeinem Spaziergange vom Ich in das andere Weſen, verwechſelt offenbar die Begriffe von Ich und Individuum. Hält man ſich von dieſer Verwechſelung frei, und vermeidet man die Zweideutigkeit der Worte, ſo müßte obige Hegel'ſche Rede alſo berichtigt werden:

Sefell. Allerdings! Ihr wollt, daß mein Stiefel aus „der leeren Nacht des übersinnlichen Jenseits in den geistigen Tag der Gegenwart einschreite.“ — Indem aber Euer stiefelmachendes Selbstbewußtseyn sich an das meinige wendet, ist ihm das meinige ein anderes. „Es muß aber „dieß sein Andersevn aufheben; dieß ist das Aufheben des „ersten Doppelsinnes, und darum selbst ein zweiter Doppelsinn; erstlich, es muß darauf gehen, das andere selbstständige Wesen aufzuheben, und dadurch seiner als des „Wesens gewiß zu werden; zweitens geht es hiermit

---

das Individuum hat nur in sofern ein rein menschliches Bewußtseyn, als es sich als organisches Glied der gesammten Menschheit anerkennt. Solche Anerkennung ist auch in dem Verhältniß der Individuen zu einander nothwendig, damit sie sich nicht gegenseitig für eine bloße Sache ansehen. — Es ist ein der Philosophie nicht würdiges Spiel mit Worten, wenn Hegel von dem Menschen der im andern die Menschheit anerkennt, sagt, daß er dadurch sich selbst zuerst verliere, um sich dann wiederzufinden. Die Anerkennung der Menschheit im andern ist so wenig ein Verlust, daß sie vielmehr eine Erweiterung, ein Gewinn für die eigene Humanität ist. Das Individuum wird um so mehr Mensch, als es von Andern (von Geistern aller Zeiten und Räume) in sich aufnimmt, und so annähernd die Menschheit in sich zur Entwickelung bringt. — Diese Verhältnisse sind aber nur unter Individuen möglich. Das absolute Ich kann kein anderes Ich suchen, finden, anerkennen.

Oder soll die obige Hegel'sche Rede sich auf das Verhältniß des Menschengeistes zu einer außer ihm gedachten Natur beziehen? Soll sie vielleicht heißen: der Menschengeist trete an die Natur, als deren Werk er sich zuerst erkenne, sodaß die Selbstständigkeit verliere, bis er in der Natur wieder eine absolute Intelligenz, ein anderes Ich erkenne, und so sich selbst in ihr wiederfinde? — Ob dieß die Meinung Hegels war, wage ich nicht zu entscheiden. Daß aber eine solche Meinung deutlicher ausgesprochen werden kann, ist hier durch die That bewiesen.

„darauf, sich selbst aufzuheben, denn dieß Andere ist es selbst. „— Dieß doppelsinnige Aufheben seines doppelsinnigen Ander„seyns ist ebenso eine doppelsinnige Rückkehr in sich selbst; „denn erstlich erhält es durch das Aufheben sich selbst zu„rück; denn es wird sich wieder gleich durch das Aufheben „seines Anderseyns; zweitens aber gibt es das andere „Selbstbewußtseyn ihm wieder ebenso zurück, denn es war „sich im Andern, es hebt dieß sein Seyn im Andern auf, „entläßt also das Andere wieder frei."

Meister. Gott verzeihe mir, ich verstehe Euch nicht.

Gesell. Ich erkläre mich deutlicher. Ihr verlangt, ich soll Stiefel machen; zur Probe, ob ich so geschickt sey, als Ihr selbst, d. h. Ihr, der Meister, sucht einen andern Meister. Erweise ich mich nun als Meister, so ist dadurch Euer Verhältniß als Meister zu mir, dem Gesellen, d. i. dem Andern, aufgehoben, und ihr müßt mich als Meister anerkennen, d. h. Ihr seht Euch selbst in mir. Dadurch aber, daß Ihr Euch selbst in mir seht, hebt Ihr meine Meisterschaft auf, und kehrt in Euch selbst zurück. Weil ich mich aber selbst als Meister erwiesen habe, so müßt Ihr dieß anerkennen, d. h. Eure Meisterschaft in mir wieder aufheben, meine Meisterschaft zurückgeben, mich wieder frei entlassen. Dieß ist, was ich vorher, „der Nacht des übersinnlichen Jen„seits" gemäß, dunkler, also philosophischer, gesagt habe.

Meister. Guter Mann, das bringt uns nicht von der Stelle; es wird das Leder nicht ausgewählt, nicht nach dem Maß geschnitten, der Faden nicht gezogen, überhaupt kein Stiefel gemacht.

Gesell. Mit diesen Consequenzen werden wir bald fertig

werden, wenn nur erſt unſere beiden Selbſtbewußtſeyn gehörig Schritt halten. „Die Bewegung aber des Selbſtbewußtſeyns in der Beziehung auf ein anderes Selbſtbewußtſeyn iſt auf dieſe Weiſe vorgeſtellt, als das Thun des Einen; aber dieſes Thun des Einen hat ſelbſt die doppelte „Bedeutung, ebenſowohl ſein Thun als das Thun des Andern zu ſeyn."

Meiſter. Wollt Ihr damit ſagen: die Stiefel, die Ihr in meiner Werkſtatt macht, wenn ich ſie verkaufe, werden für meine Stiefel angeſehen werden, obgleich ſie Eure Arbeit ſind? dann hättet Ihr Euch einfacher ausdrücken können.

Geſell. Es iſt noch nicht von den Stiefeln, als dem Inhalt des Selbſtbewußtſeyns, ſondern von dieſem die Rede.

Meiſter. Laßt das Bewußtſeyn aus dem Spiele. Wie Ihr damit umſpringt, ſollte man glauben, Ihr hättet Euer natürliches Bewußtſeyn verloren, und wäret in Wahnſinn verfallen.

Geſell. Wahnſinn? davon wollen wir ſpäter reden. — Jetzt ſagt mir: ſeyd ihr auf andere Weiſe ein Meiſter als durch Euer Selbſtbewußtſeyn?

Meiſter (für ſich). Muß den Narren nur gewähren laſſen, zu ſehen, wo er hinaus will. (Laut) Ja, ich bin mir meiner Meiſterſchaft bewußt.

Geſell. Wenn ich nun eben ſo gute Stiefel mache?

Meiſter. So werde ich Euch gleichfalls als Meiſter anerkennen.

Geſell. Da ſeht Ihr, Euer Selbſtbewußtſeyn ſucht ein anderes Selbſtbewußtſeyn.

Meiſter. Ich wollte, Ihr trätet einmal aus dem Bewußtſeyn heraus und legtet Hand an die Arbeit; das bloße Bewußtſeyn an ſich kann ja niemals Stiefel machen, dieſe ſind etwas anders.

Geſell. Ihr ſeyd im Irrthum. Nur das Bewußtſeyn macht ſie. Es kann aber ein Haaſe ſo wenig einen Elephanten, als der Elephant einen Haaſen erzeugen. So muß auch der Stiefel, der aus dem Bewußtſeyn hervorgeht, gleicher Natur ſeyn mit dem Bewußtſeyn. Der Stiefel, als allgemeines Seyn gedacht, gibt den Begriff des Stiefels; der Begriff aber iſt nur im Bewußtſeyn, und Bewußtſeyn ſelbſt, frei von allem äußern Schein; er iſt abſolut im Ich, und gleich mit dem Weſen des Ich. Wenn nun das Ich flüſſig wird, treibt es den Begriff des Stiefels durch Negation aus ſich hinaus, und will außer ſich ſeyn. So macht das Ich den Stiefel. Iſt dieſer fertig, d. h. hat das Bewußtſeyn ſeinen Begriff außer ſich gebracht; ſo hat es den Begriff in das todte Seyn geiſtloſer Wirklichkeit geſezt. Es löst ihn dann von ſich ab, und kehrt wieder in ſich ſelbſt in das lebendige Seyn zurück. Der Stiefel iſt fertig, heißt alſo: er iſt fortan ein todtes Kind des Bewußtſeyns oder ein todtes Bewußtſeyn, ein erſtarrtes, ſteifes Ich, abgelöst von dem lebendigen Ich. — Da nur das Ich, als Bewußtſeyn, Stiefel macht, ſo könnte für einen Stiefel ohne Bewußtſeyn nur ein ſolcher gelten, der von einer Dampfmaſchine gemacht würde. Wäre aber die Mechanik auch bis zum Stiefelmachen fortgeſchritten, ſo ginge dann der Stiefel aus dem Selbſtbewußtſeyn des Maſchinenmachers hervor. So daß ein Stiefel ohne Bewußtſeyn ſchlechthin unmöglich

iſt *. — Seyd ihr alſo begierig, einen Stiefel von mir zu ſehen, ſo ſetzt Ihr voraus, daß „das Andere, — d. h. ich — „eben ſo ſelbſtſtändig, in ſich beſchloſſen iſt, und nichts in „ihm, was nicht durch es ſelbſt. Das erſte (nämlich Euer „Bewußtſeyn) hat den Gegenſtand nicht vor ſich, wie er nur „für die Begierde zunächſt iſt", — für Eure Begierde, einen Stiefel von mir zu ſehen: — „ſondern einen für „ſich ſeyenden ſelbſtſtändigen, über welchen es darum nichts „für ſich vermag, wenn er nicht an ſich ſelbſt dieß thut, „was es an ihm thut. Die Bewegung iſt alſo ſchlechthin die „gedoppelte beider Selbſtbewußtſeyn. Jedes ſieht das Andere „daſſelbe thun, was es thut; jedes thut ſelbſt, was es an „das Andere fordert; und thut darum, was es thut, auch „nur in ſofern als das Andere daſſelbe thut; das einſeitige „Thun wäre unnütz; weil, was geſchehen ſoll, nur durch „Beide zu Stande kommen kann" **.

Meiſter. Läuft es darauf hinaus? Ich ſoll Euch helfen, die Stiefel zu Stande zu bringen?

Geſell. Mit nichten. Es iſt nur von dem Verhältniß Eures und meines Selbſtbewußtſeyns die Rede. „Das Ver„hältniß beider Bewußtſeyn iſt alſo beſtimmt, daß ſie ſich „ſelbſt und einander durch den Kampf auf Leben und Tod bewähren."

---

* Der denkende Schuſter-Geſell hatte vorhin, bei den mit „ bemerkten Reden, nur Hegel'ſche Sätze wörtlich wiederholt; hier ſpricht er zwar in Hegel's Manier und mit deſſen Redensarten, die er jedoch nicht ſklaviſch, ſondern mit Selbſtbewußtſeyn an einander fügt, ſo daß er ſich als Selbſtdenker erweiſt.
Anmerkung des Souffleurs.

** Hegel l. c. Seite 141.

Meiſter. Er will mit mir auf Leben und Tod kämpfen? Dagegen kenne ich ein Mittel! — Guter Freund, erinnert Euch, was ich Euch vorhin von meiner Eigenheit bei unnützen Reden geſagt.

Geſell. „Die beiden Selbſtbewußtſeyn müſſen in dieſen „Kampf, denn ſie müſſen die Gewißheit ihrer ſelbſt, für „ſich zu ſeyn, zur Wahrheit an dem Andern, und an ihnen „ſelbſt erheben. Und es iſt allein das Daranſetzen des Lebens „wodurch die Freiheit, wodurch es bewährt wird, daß dem „Selbſtbewußtſeyn nicht das Seyn, nicht die unmittelbare „Weiſe, wie es auftritt, nicht ſein Verſenktſeyn in die Aus„breitung des Lebens, — das Weſen, ſondern daß an ihm „nichts vorhanden, was für es nicht verſchwindendes Moment „wäre, daß es nur reines Fürſichſeyn iſt“ *.

Meiſter. Behalte Er ſein reines für ſich ſeyn für ſich. Will Er mir aber ſeine Gedanken mittheilen, ſo drücke Er ſich aus, wie ein verſtändiger, ſeiner Sprache mächtiger Menſch, damit auch ich Ihn verſtehen könne. Man ſpricht, um verſtanden zu werden. Seine Worte, obgleich im Einzelnen deutſch, ſind gegen alle Ordnung und Sprachgebrauch barbariſch durcheinander geworfen, als ſagte ein Samojede oder anderer Wilder auswendig gelernte deutſche Vokabeln auf. Ich habe ganz Deutſchland durchwandert, und verſtehe hochdeutſch und plattdeutſch, ſein Kauderwälſch iſt mir nirgends zu Ohren gekommen.

Geſell. Ich rede die philoſophiſche Sprache, die leider noch wenig bekannt iſt.

---

* Hegel l. c. Seite 143.

Meiſter. Philoſophiſch ſoll das ſeyn? Ich denke, ein Philoſoph wird ſich vor Allen beſtimmt, deutlich und eindringlich ausdrücken; denn er ſpricht ja nicht, wie der Zigeuner ſeine Diebsſprache, nur zu ſeinen Helfershelfern, ſondern zur Menſchheit auf ihrer Höhe; er ſpricht zu den höchſten Menſchen. Die Sprache dieſer aber, meine ich, ſoll eine Art von Muſik ſeyn, die Allen zu Herzen dringt, wenn ſie auch den Generalbaß und den Contrapunkt nicht ſtudiert haben. Seine Sprache dagegen, Herr Geſell, kommt mir vor wie ein Kaleidoscop für die Ohren. — Er weiß doch, was ein Kaleidoscop iſt?

Geſell. Habe auf Jahrmärkten oft hineingeſehen.

Meiſter. Nun, wie da die bunten Steinchen durcheinander liegen, und bei jedem Schütteln andere Figuren bilden, ſo kommt mirs vor, daß Eure Worte auch vielfach ſich übereinander ſtürzen, und bei jedem Ruck immer andern Sinn oder Unſinn zum Vorſchein bringen. Der geſunde Menſchenverſtand jedoch könnte ſich nie etwas daraus nehmen.

Geſell. In der eigentlichen Philoſophie iſt dieß anders. Denn „in Anſehung der eigentlichen Philoſophie ſehen wir „für den langen Weg der Bildung, für die eben ſo reiche „als tiefe Bewegung, durch die der Geiſt zum Wiſſen ge„langt, die unmittelbare Offenbarung des Göttlichen und den „geſunden Menſchenverſtand, der ſich weder mit anderem „Wiſſen noch mit dem eigentlichen Philoſophiren bemüht und „gebildet hat, ſich unmittelbar als ein vollkommenes Aequi„valent anſehen.“ *

* l. c. S. 54. — Die obige etwas ſchwerfällig abgefaßte

Meiſter. Ich will ſchon glauben, daß der geſunde Menſchenverſtand die Tiefen der Philoſophie nicht ergründet, wiewohl er, iſt er wirklich geſund, daſſelbe ohne Gründe behauptet, was die Philoſophie zu beweiſen ſich zutraut; wenn daher die Philoſophie dem geſunden Menſchenverſtand geradezu widerſpricht. . .

Geſell. Iſt es um ſo beſſer. — „Es ſind an dem ra„ſonnirenden Verhalten die beiden Seiten bemerklicher zu ma„chen, nach welchem das begreifende Denken ihm entgegen„geſezt iſt. — Theils verhält ſich jenes negativ gegen den „aufgefaßten Inhalt, weiß ihn zu widerlegen und zu nichte „zu machen. Daß dem nicht ſo ſey, dieſe Einſicht iſt das „blos Negative, es iſt das Lezte, das nicht ſelbſt über ſich „hinaus zu einem neuen Inhalt geht, ſondern um wieder „einen Inhalt zu haben, muß etwas Anderes irgendwo„her vorgenommen werden. Es iſt die Reflexion in das „leere Ich, die Eitelkeit ſeines Wiſſens" *.

Stelle will ins einfache Deutſch überſezt, ſo viel ſagen: „die Philoſophie braucht einen langen Weg der Bildung, ſie muß ſich vielfach nach allen Seiten und bis in die Tiefen der Forſchung bewegen, ehe der Geiſt zum Wiſſen gelangt. Dagegen glauben andere, ohne ſich um Wiſſen und Philoſophie zu bemühen, durch unmittelbare Offenbarung des Göttlichen oder durch den geſunden Menſchenverſtand auf kürzerem Wege ans Ziel zu gelangen, und dann ein Aequivalent des Wiſſens zu beſizen." — — Faſt alle in unſerm Drama aus Hegel angeführten Stellen ließen ſich eben ſo leicht überſezen; aber wir wollen der Einſicht des Leſers nicht vorgreifen, und eben ſo wenig ſeiner Ueberraſchung, wenn er findet, daß der Philoſoph nichts Beſonderes oder nichts Neues ſagt, und daß es nicht ſchwer ſey, aus Kant, Fichte, ſelbſt aus Descartes Stellen zu finden, die daſſelbe ſagen, nur freilich nicht in ſo dünn-ſchwülſtiger Manier.

* l. c. S. 47. Wir wiſſen ſehr wohl, daß die obige Stelle

Meiſter. Schuhmacher-Geſelle! die Reflektion in Euer leeres Ich verführt Euch wie ein Verrückter zu ſprechen. Macht Ihr ſolche Reden nicht zum bald verſchwindenden Moment, ſo werdet Ihr mich aufbringen. Ich will Euch gewarnt haben. (Nimmt ein ſpaniſches Rohr zur Hand.)

Geſell. „Das Individuum, welches das Leben nicht gewagt hat, kann wohl als Perſon anerkannt werden; aber „es hat die Wahrheit dieſes Anerkanntſeyns als eines ſelbſtſtändigen Selbſtbewußtſeyns nicht erreicht. Ebenſo muß „jedes auf den Tod des Andern gehen, wie es ſein Leben daran „ſezt; denn" . . .

Meiſter. (Stellt ſich mit dem Stocke in die Poſitur des zuſchlagenden Selbſtbewußtſeyns und ſingt): der hat ſeine Sach auf nichts geſtellt!

Geſell. (In ſich vertieft fortfahrend.) „Denn das Andere gilt ihm nicht mehr als es ſelbſt; ſein Weſen ſtellt ſich ihm als ein Anderes dar, es iſt außer ſich".

Meiſter. (Legt den Stock an den Rücken des Geſellen.) Er iſt außer ſich? Ich will Ihn zu ſich ſelbſt zurückbringen.

Geſell. (Zieht ſich etwas zurück.) Laßt mich ausreden. „Das Selbſtbewußtſeyn muß ſein Außerſichſeyn aufheben.

Meiſter. Dazu will ich Ihm helfen.

Geſell. „Das Andere iſt mannigfaltig befangenes und

---

verkurzt iſt, glauben aber nicht, daß ſie deßwegen unverſtändlicher als das Original ſey. Im Drama darf man nicht ſo ausführlich ſeyn wollig ſeyn als in philoſophiſchen Schriften; die Kurze allein kann das Raiſonniren erträglich machen.

* l. c. S. 143.

„seyendes Bewußtseyn; es muß sein Andersseyn als reines „Fürsichseyn oder als absolute Negative anschauen" *.

Meister. Negative oder Affirmative; ich merke, Ihm ist nur durch Prügel beizukommen. (Schlägt derb auf ihn zu.)

Gesell. Au weh, au weh! Laßt ab! Ich bin mir meinem Selbst kaum noch bewußt; nur die Prügel fühle ich als geistlose Wirklichkeit.

Meister. Wenn Ihr in Euch geht, so werden die Prügel wirklich nicht so geistlos seyn, sondern meine gute Absicht erfüllt haben, als eine spirituöse Medicin. — Soll ich fortfahren mit meinem Tränkchen?

Gesell. Hört auf; ich erkenne Euch an als Selbstbewußtseyn.

Meister. Möchtet Ihr erst als Narren Euch anerkennen und an Eure Heilung denken; denn, obgleich Ihr von Kampf auf Leben und Tod sprecht, so beabsichte ich doch nicht Euern Tod, sondern wünsche Euch ins Leben des gesunden Menschenverstandes zu bringen.

Gesell. Ihr habt nur einseitig Euer Selbstbewußtseyn bewährt, das meinige aber noch nicht anerkannt, sondern getödtet durch „die aus einander gehaltenen Momente" des Zuschlagens. „Diese Bewährung aber durch den Tod hebt „ebenso die Wahrheit, welche daraus hervorgehen sollte, als „damit auch die Gewißheit seiner selbst überhaupt auf: denn „wie das Leben die natürliche Position des Bewußtseyns, „die Selbstständigkeit ohne die absolute Negativität ist, so ist „der Tod die natürliche Negation desselben, die Negation

* l. c. S. 144.

„ohne die Selbſtſtändigkeit, welche alſo ohne die geforderte „Bedeutung des Anerkennens bleibt".

Meiſter. Wie könnt Ihr fordern, daß ich Euch als ein vernünftiges Weſen anerkenne? Wäre auch Verſtand in Euern Gedanken, ſo herrſcht doch in Euern Reden die Methode des Wahnſinns. Darf ein Philoſoph wie ein Verrückter ſprechen? Doch genug des Geſchwätzes. Wollt Ihr jetzt an die Arbeit gehen?

Geſell. Vom Stiefelmachen kann keine Rede ſeyn, ehe mein geſchlagenes Ich von Euch nicht die geforderte Anerkennung erhält.

Meiſter. Ich bin mir bewußt, Euch nach Verdienſt (zeigt auf den Stock) anerkannt zu haben.

Geſell. Dieſe Art von Anerkennung hat mich zum Bewußtſeyn des dinglichen Moments des geprügelten Seyns gebracht. „Indem aber mein Selbſtbewußtſeyn dieß Mo„ment ſeines ſich bewußten Untergangs und darin das Re„ſultat ſeiner Erfahrung ausſpricht, zeigt es ſich als die „innere Verkehrung ſeiner ſelbſt, als die Verrücktheit „des Bewußtſeyns, welchem ſeine Weſen unmittelbar Un„weſen", — nämlich Prügel, — „ſeine Wirklichkeit unmittel„bar Unwirklichkeit iſt". * Denn ein geprügeltes Ich iſt wirklich nicht mehr Ich, ſondern Unwirklichkeit.

Meiſter. Meine Schläge waren doch wirklich, wenn, auch leider nicht wirkſam genug.

Geſell. „Die Verrücktheit kann nicht dafür gehalten „werden, daß überhaupt etwas Weſenloſes für weſentlich,

* Hegel l. c. S. 281.

„etwas Nichtwirkliches für wirklich gehalten werde, so daß „das, was für den einen wesentlich oder wirklich ist, es für „einen andern nicht wäre, und das Bewußtseyn der Wirk„lichkeit und Nichtwirklichkeit, oder der Wesenheit und Un„wesenheit auseinander fielen. — Wenn etwas in der That „für das Bewußtseyn überhaupt wirklich und wesentlich, für „mich aber nicht ist, so habe ich in dem Bewußtseyn seiner „Nichtigkeit zugleich, da ich Bewußtseyn überhaupt bin, das „Bewußtseyn seiner Wirklichkeit, — und indem sie beide „firirt sind, so ist dieß eine Einheit, welche der Wahnsinn „im Allgemeinen ist" *.

Meister. Gott sey gelobt, Ihr erkennt Euern Wahnsinn im Allgemeinen an!

Gesell. „In diesem Wahnsinn ist aber nur ein Gegen„stand für das Bewußtseyn verrückt; nicht das Bewußtseyn „als solches in und für sich selbst. In dem Resultate des „Erfahrens, das sich hier ergeben hat, ist aber das Bewußt„seyn in seinem Gesetze sich seiner selbst, als dieses Wirk„lichen bewußt; und zugleich indem ihm eben dieselbe „Wesenheit, dieselbe Wirklichkeit entfremdet ist, ist es als „Selbstbewußtseyn, als absolute Wirklichkeit sich seiner Un„wirklichkeit bewußt, oder die beiden Seiten gelten ihm nach „ihrem Widerspruche unmittelbar als sein Wesen, das „also im Innersten verrückt ist" **.

Meister. Ich habe in manchem Irrenhause Narren aller Art gesehen, und nach ihren Äußerungen, nach ihren Reden und ihrem Betragen mußte ich schließen, daß sie

* Ebendas.
** Ebendas.

eben verrückt waren. Wie aber, im Innerſten des Verrückten, die Gedanken ſich zuſammenfügen mochten, das wußte ich nicht. Ich konnte mich in das Bewußtſeyn eines Narren nicht verſetzen, dazu würde mir auch Eure Beſchreibung nichts helfen; eher könnte ſie mich ſelbſt im Innerſten verrückt machen. Doch, laſſen wir dieß, da Ihr eingeſteht, im Innerſten verrückt zu ſeyn, ſo ſehe ich daraus, daß meine ſpaniſche Demonſtration Wunder gewirkt. Ich freue mich darüber; denn, Gott weiß, ich ſchlug Euch nicht aus Feindſchaft ſondern aus gutem Herzen und recht menſchenfreundlich, weil ich wünſchte, daß Ihr zur klaren Vernunft, und dann zum Stiefelmachen kommen möchtet.

Geſell. „Das Herzklopfen für das Wohl der Menſch„heit geht darum in das Toben des verrückten Eigendünkels „über." . . .

Meiſter. Ich habe Euch nicht aus verrücktem Eigendünkel geſchlagen, ſondern dieſen ſelbſt treffen wollen.

Geſell. „Das Herzklopfen für das Wohl der Menſch„heit, ſage ich, geht in die Wuth des Bewußtſeyns über, „gegen ſeine Zerſtörung ſich zu erhalten, und dieß dadurch, „daß es die Verkehrtheit, welche es ſelbſt iſt, aus ſich her„auswirft, und ſie als ein Anderes anzuſehen und anzu„ſprechen ſich anſtrengt"."

Meiſter. Wie meint Ihr dieß?

Geſell. Meinen, meinen! Dieß überlaſſe ich Euch. Ich meine gar nicht, denn das Meinen ſteht auf der niedrigſten Stufe des ſich ſelbſt nicht verſtehenden Bewußtſeyns. Ich

* Eventual.

erkenne, daß Ihr Euch mit dem ſpaniſchen Vegetabil, als einem Werkzeug der Tugend, mir als einen Repräſentanten des Weltlaufs, gegenüberſtellt, und dieſen verbeſſern zu können glaubt. Der Weltlauf aber iſt nicht ſo übel; „die „Individualität des Weltlaufs iſt beſſer als ſie meinet, ihr „Thun iſt zugleich anſichſeyendes, allgemeines Thun"*.

Meiſter. Wir wiſſen es längſt, daß, was man den Weltlauf nennt, darin beſteht, was die Menſchen ſo alle durcheinander thun: ſie machen es mit ihren Thaten ungefähr wie Ihr mit den Worten. Man hört ein Sauſen, aber faßt den Sinn nicht. Im Handeln ſtürzt die Menge übereinander, wenn die Leitung fehlt; dieſe aber gebührt der Vernunft, die nur im Einzelnen ſich offenbart, verſteht ſich, wenn er vernünftig iſt; denn ſonſt machte er das Uebel nur ärger. Was aber die vernünftige Leitung thut, kommt ihr und dem Ganzen zu Gute.

Geſell. Das verſtehe ich nicht; denn meine Anſicht geht dahin: „Wenn die Individualität des Weltlaufs eigen„nützig handelt, ſo weiß ſie nur nicht, was ſie thut, und „wenn ſie verſichert, alle Menſchen handeln eigennützig, ſo „behauptet ſie nur, alle Menſchen haben kein Bewußtſeyn „darüber, was das Thun iſt. — Wenn ſie für ſich handelt, „ſo iſt dieß eben die Hervorbringung des nur erſt Anſich„ſeyenden zur Wirklichkeit; der Zweck des Fürſichſeyns „alſo, der dem Anſich ſich entgegengeſetzt, meint, — ſeine „leere Pfiffigkeit, ſo wie ſeine feinen Erklärungen, die den „Eigennutz überall anzuzeigen wiſſen, ſind ebenſo verſchwun„den, als der Zweck des Anſich und ſeine Rednerei"*.

* l. c. S. 293.

Meiſter. Lieber, denkender, geſchlagener Schuhmacher-Geſelle, Er iſt ſchon wieder im Wahnſinn im Allgemeinen, wie im Beſondern. Kann Er ſich denn gar nicht wie andere Menſchen ausdrücken, — einfach und klar, damit der Verſtand der Andern, der natürliche, der menſchliche, ſeine Gedanken als geordnete aufzufaſſen das Recht erhielte?

Geſell. Der Meiſter verſteht meine Delicateſſe nicht; daher muß ich ihm grob ſagen, daß ich bei der Erinnerung an den Weltlauf die hohe Polizei im Auge habe, die Ihn lehren ſoll, ſein prügelndes Selbſtbewußtſeyn nicht für weltverbeſſernde Tugend auszugeben.

Meiſter. Die Polizei? Vorhin ſagte Er, der Weltlauf ſey Er ſelbſt.

Geſell. Allerdings und mit Recht! denn der polizeiliche Weltlauf iſt für mich, Euch gegenüber; ſo bin ich ſelbſt der Weltlauf, der für ſich iſt. Straft Euch die Polizei, ſo iſt dieß die unmittelbare Wirkung Eures Thuns, der Ihr zuerſt durch die ſchlagenden Negative in auseinander gehaltenen Momenten Euch zu meinem Gegenſatz, und mich zu dem Euren gemacht habt. Da wird denn ein doppelſinniges Zurückgehen in beide Selbſtbewußtſeyn nöthig, und dazu iſt die Polizei vortrefflich.

Meiſter. Alſo zur Polizei wollt Ihr? In Gottes Namen! Der Polizei-Commiſſär für dieſes Viertel wohnt meinem Hauſe gerade gegenüber.

Geſell. Da ſehet Ihr, daß Ihr Euch mit der Polizei im direkten Gegenſatze befindet.

---

* Ebendaſ.

Meister. Habe noch nie Handel mit ihr gehabt. Unser Commissär kennt mich, und behandelt mich jederzeit aufs freundlichste. Er ist in seinem Amte ein vernünftiger, unparteiischer, und außerdem ein gelehrter Mann, — was nicht überall der Fall*. — Gern überlasse ich ihm die Entscheidung unserer Differenz. Machen wir uns gleich auf den Weg.

Gesell. Dem sey also! Unsere beiden Selbstbewußtseyn werden, als Extreme dem Selbstbewußtseyn des Commissärs, als dem Indifferenzpunkte der Mitte, gegenständlich sich vorstellen. Ich sage vorstellen, denn „was noch übrig ist „und der höhern Umbildung bedarf, ist die Vorstellung „und die Bekanntschaft mit den Formen“ **. Ihr habt mich geschlagen. Gut. „Alles was ist, ist gut“. Allein „was in „früheren Gestalten als Gut oder Schlecht als Gesetz und „Recht sich darstellte, ist ein Anderes als die unmittelbare „Gewißheit seiner selbst; es ist ein Allgemeines, das jetzt „ein Seyn für Anderes ist“ ***.

Meister. Was ist das? Gut oder Schlecht soll ein Anderes seyn, als die Gewißheit seiner selbst? Das ist erbaulich!

Gesell. „Die Philosophie muß sich hüten, erbaulich seyn „zu wollen“ †.

Meister. In Gottesnamen! Sein Selbst ist also

---

* Sollte der Herr Censor sich hier getroffen fühlen, so bittet man ihn, die Worte: „was nicht überall der Fall“ — zu streichen.

Anmerkung des Lampenputzers.

** l. c. S. 24.
*** l. c. S. 455.
† l. c. S. 9.

weder gut noch ſchlecht, d. i. ſo viel als gar nichts. Nun, dann kann ich, der Prügel auf die Gewißheit ſeines Selbſt wegen, in meinem Gewiſſen mich beruhigen.

Geſell. „Das Gewiſſen iſt das negative Eins oder „abſolute Selbſt, welches die verſchiedenen moraliſchen Sub„ſtanzen vertilgt; es iſt einfaches pflichtmäßiges Handeln, „das nicht dieſe oder jene Pflicht erfüllt, ſondern das kon„krete Rechte weiß und thut. Es iſt daher erſt überhaupt „das moraliſche Handeln als Handeln, worin das vorher„gehende thatloſe Bewußtſeyn der Moralität übergegangen „iſt. — Die konkrete Geſtalt der That mag vom unterſchei„denden Bewußtſeyn in verſchiedene Eigenſchaften, d. h. hier „in verſchiedene moraliſche Beziehungen analyſirt und dieſe „entweder jede, wie es ſeyn muß, wenn ſie Pflicht ſeyn ſoll, „für abſolut geltend ausgeſagt oder auch verglichen und ge„prüft werden. In der einfachen moraliſchen Handlung des „Gewiſſens ſind die Pflichten ſo verſchüttet, daß allen dieſen „einzelnen Weſen unmittelbar Abbruch gethan wird, und „das prüfende Rütteln an der Pflicht in der unwankenden „Gewißheit des Gewiſſens gar nicht ſtattfindet“ [1].

Meiſter. Höre Er, denkender Schuſter-Geſell! Wenn man ſo in froſtiger Abgeſchmacktheit vom Gewiſſen reden kann, muß man keines haben. — Er verſchüttet die Pflichten in das Einfache? In's Einfache kann ich nichts hineinſchütten; es iſt kein Raum dazu da. Und wie kann das Gewiſſen dieſen verſchütteten Pflichten, als einzelnen Weſen Abbruch thun? — Wie dem jedoch ſey, ich habe nicht ſeinem

[1] l. c. S. 479.

Gewiſſen, nicht ſeinen Pflichten, ſondern ſeiner Narrheit Abbruch thun wollen. Darum habe ich Ihn geprügelt. Und davon wird vor der Polizei die Rede ſeyn.

Geſell. Euer Selbſtbewußtſeyn hat mein Selbſtbewußtſeyn negirt; dabei habe ich das meinige, in dem Kampfe auf Leben und Tod, nicht außer ſich geltend machen können, ſondern es in meine Subſtanz gegen die Accidenzen des Prügelns zurücknehmen müſſen. „Das in die Subſtanz zurück„genommene Daſeyn iſt durch jene (Eure) erſte Negation „nur erſt unmittelbar in das Element des Selbſt verſezt“ *. Natürlich! denn mein Selbſt konnte ſich nicht in das Element des Wiederprügelns des Andern verſetzen, ſondern blieb in ſich ſelbſt ſitzen, als ſein eigenes Eigenthum. „Dieſes ihm erworbene Eigenthum hat alſo noch denſelben „Charakter unbegriffener Unmittelbarkeit, unbewegter Gleich„gültigkeit, wie das Daſeyn ſelbſt, dieſes iſt ſo nur in die „Vorſtellung übergegangen“ **.

Meiſter. Nun ja, wir wollen hinübergehen, und uns dem Herrn Commiſſär vorſtellen. So meint er doch?

Geſell. Nicht ganz ſo. Mein „in die Subſtanz zurück„genommenes Daſeyn iſt zugleich damit ein bekanntes.“

Meiſter. Ihr ſeit dem Commiſſär bekannt?

Geſell. Ich ſage: „ein ſolches mit dem der daſeyende Geiſt fertig geworden.“...

---

* l. c. S. 24.

** l. c. S. 24. Dieſe und die zunächſt folgenden, durch „“ bezeichneten Sätze ſind, mit Weglaſſung der Zwiſchenſätze, im Zuſammenhange als Hegel'ſche Weisheit, zu bedenken.
Anmerkung des Souffleurs.

Meiſter. Wenn mein Geiſt durch die Schläge mit Euch fertig geworden, — worüber wollt Ihr klagen?

Geſell. „In dem bekannten iſt die Thätigkeit des Gei„ſtes und ſomit ſein Intereſſe nicht mehr."

Meiſter. Das heißt: weil ich auf die bewußte Weiſe mit Euch fertig geworden, braucht mein Geiſt nicht mehr thätig zu ſeyn (ſchwingt den Stock); und darum ſeyd Ihr nicht mehr intereſſant?

Geſell. „Wenn die Thätigkeit, die mit dem Daſeyn „fertig wird, ſelbſt nur die Bewegung des beſondern, ſich „nicht begreifenden Geiſtes iſt, ſo iſt dagegen das Wiſſen „gegen die hierdurch zu Stande gekommene Vorſtellung ge„gen das Bekanntſeyn gerichtet?"

Meiſter. Was? Euer Wiſſen will von dem Bekannten nichts wiſſen?

Geſell. „Es iſt Thun des allgemeinen Selbſts und das Intereſſe des Denkens."

Meiſter. Geſelle, Geſelle! Wie mögt Ihr nur, wenn nicht geradezu unſinnig, doch auf unſinnige Art ſo ſchwatzen? Wie wird ein Geiſt, der ſeine eigene Bewegung nicht begreift, mit dem Daſeyn fertig? Was hat die Philoſophie mit ſolchen Geiſtern zu ſchaffen? und wie kann ein Wiſſen ohne Vorſtellung Intereſſe für das Denken haben? Oder iſt das Denken, es mag dumm oder geſcheidt, leer oder gehaltvoll ſeyn, an und für ſich ſchon ein Wiſſen? — Ich bitte Ihn, um Gotteswillen, kehre Er aus der Herberge ſeines überſinnlichen Jenſeits nur einmal bei der Reſtauration zum geſunden Menſchenverſtand ein, und laſſe Er ſich, ſtatt des allgemeinen Selbſts, eine beſondere

gute Kraftbrühe geben, damit Er etwas im Leibe bekomme, das ſeine erfrorne Seele wieder erwärme.

Geiſt. Zum geſunden Menſchenverſtand? Ja, ja! höher will ſich der Meiſter nicht verſteigen! Er bemüht ſich nicht um „anderes Wiſſen und eigentliche Philoſophie", ſolchen Verſtand hält er „für ein ſo gutes Surrogat, als etwa „die Cichorie ein Surrogat des Kaffee's zu ſeyn gerühmt wird" *.

Meiſter. Das ſoll wohl witzig ſeyn? Meinetwegen, halte Er den geſunden Verſtand für Cichorie und ſein künſtliches Miſchmaſch für natürlichen Kaffee. Mir iſt der Mokka lieber, obgleich ich kein Arabiſch verſtehe. — Doch, guter Freund, wenn Er noch zur Polizei will, ſo iſt es gerade rechte Zeit.

Geiſt. Mein Selbſtbewußtſeyn beſtimmt ſich ſelbſt zu dieſer Bewegung gegen das Polizeibewußtſeyn. Dort wird ſich ergeben, „daß das Abſolute allein wahr, oder das Wahre „allein abſolut iſt" **. Alſo fort zur hohen Obrigkeit!

(Beide ab.)

---

* l. c. S. 54. ** l. c. S. 61.

Zweiter Auftritt.

(Bureau des Polizeicommiſſärs.)

Commiſſär. Meiſter. Geſell.

Commiſſär. Ich freue mich, lieber Nachbar, Sie zu ſehen, Sie ſind mir ſtets willkommen.

Meiſter. Ach, Herr Commiſſär, ich fürchte, dießmal wird es Anders ſeyn.

Commiſſär. Wie ſo? Was iſt geſchehen?

Meiſter. Die Philoſophie hat mich in eine unanſtändige Bewegung geſetzt.

Commiſſär. Erklären Sie ſich deutlicher.

Meiſter. Die Sache iſt, kurz zu ſagen, dieſe: nebenſtehendes Selbſtbewußtſeyn beklagt ſich, von mir, wie es ſpricht, negirt zu ſeyn. Ich, als unphiloſophiſcher Bürger, ſollte ich ſeine feine Sprache ins Plumpe überſetzen, würde mich alſo ausdrücken: der Mann hier klagt mich an, ihn geprügelt zu haben.

Geſell. Ich klage mit dem größten Rechte, oder vielmehr, da „die Größe nur das Princip des begriffsloſen Unterſchiedes iſt“ *, und das mathematiſche Verhältniß der Größe auf das moraliſche Weſen des Rechts keine

* l. c. S. 36.

Anwendung leidet, ſo klage ich, nicht mit großem oder kleinem, ſondern mit einfachem Recht an ſich, daß der Meiſter, welcher hier ſich hoher Polizei gegenſtändlich gegenüber ſtellt, mich wie ein dingliches Seyn behandelt, mir die Anerkennung meines Selbſtbewußtſeyns verweigert, dagegen ſelbiges Bewußtſeyn durch Negation eines ſpaniſchen Vegetabiles in gemeine Wirklichkeit hinabgeſtoßen hat. Wohl mochte er glauben, ſeinen Stock dadurch vergeiſtigt zu haben, daß er ihn (den Stock) als Mittel brauchte, mich zum geſunden Verſtande zu bringen, der ihm das Höchſte iſt, und den Ich verachte. Allein „es hilft nichts, den Dingen „der Wahrnehmung den Tod der Abſtraktion genommen „und ſie zu Weſen geiſtiger Wahrnehmung erheben zu haben; die Beſeelung dieſes Geiſterreichs hat ihn" — (den Tod der Abſtraktion?) — „durch die Beſtimmtheit und die Negativität an ihr, die über die unſchuldige Gleichgültigkeit „derſelben übergreift. Durch ſie wird die Zerſtreuung in die „Mannigfaltigkeit der ruhigen Pflanzengeſtalten eine feind„ſelige Bewegung, worein ſich der Haß ihres Fürſichſeyns „aufreibt"*.

Meiſter. Wenn er ſo fortſpricht, wird Er der hohen Obrigkeit Langeweile machen, da ſie nicht wiſſen kann, was Er will.

Geſell. Ich will ſagen, es geſchah auf dieſe Weiſe, daß der Meiſter „die ruhige Pflanzengeſtalt" ſeines ſpaniſchen Vegetabils gegen die Subſtanz meines Rückens, als der Nachtſeite meines Ichs, in „eine feindſelige Bewegung"

* l. c. S. 522.

brachte, und zwar durch vielfache Schläge, d. i. „die Zer„ſtreuung in die Mannigfaltigkeit“; und daß darein ſich „der Haß ſeines Fürſichſeyns aufrieb“, weil er nach dem Schlagen wieder ganz freundlich wurde, und ſich von dem Prügeln in ſich ſelbſt zurückzog. Während dem Schlagen aber ging ſein erzürntes Gemüth aus der Pflanzenreligion in die Thierreligion über. Denn, es iſt klar: „die Unſchuld der Blumenreligion, die nur ſelbſtloſe „Vorſtellung des Selbſts iſt, geht in den Ernſt des kämpfen„den Lebens, in die Schuld der Thierreligion, die Rohe „und Ohnmacht der anſchauenden Individualität in das zer„ſtörende Fürſichſeyn über“ *.

Commiſſär. Daran iſt nicht zu zweifeln. Was aber iſt eigentlich Euer Begehren? Was führt Euch her?

Geſell. Ich komme zur hohen Polizei, welche iſt die Stütze des Weltlau's; — und „die Individualität des Welt„laufs iſt beſſer, als ſie meint“, wie ich dem Meiſter bereits erklärt habe. Ich komme und bitte, der Herr Commiſſär, als verehrter Indifferenzpunkt zwiſchen uns, den beiden Extremen, wolle den Meiſter in ſolche Beſtimmtheit des Verhältniſſes ſetzen, daß er die Negative zurück, in ſeine Subſtanz aufnehme, und auf ſolche Weiſe ſein Selbſtbewußtſeyn wenn nicht concret, doch abſolut, als reines Prügeln gedacht, ſelbſt prügeln möge — freiwillig oder als Gegenſtand ſich vorſtellend, von daher Polizei dazu verurtheilt werden möge.

Commiſſär. Ihr ſeyd ein Hegelianer?

Geſell. Der Herr Commiſſär ſprechen mit dieſer

* l. c. S. 522.

Bemerkung mein Selbſt rein aus; zugleich erſehen Hochdieſelben darin den Satz des Widerſpruchs, der zwiſchen mir und dieſem Meiſter in unentſchiedener Mitte ſchwebt.

Commiſſär. Send Ihr außer Hezelianer noch ſonſt etwas?

Geſell. Schuhmacher, unterthänigſt aufzuwarten; denkender Schuhmacher.

Commiſſär. Und einen ſolchen hat mein Herr Nachbar mit dem ſpaniſchen Rohr unſanft berührt?

Geſell. Ganz unſanft, rein unſanft. Sanft iſt der abſolute Gegenſatz deſſen, was ich empfunden habe.

Commiſſär. Herr Nachbar, Sie hätten wirklich dieſen armen Mann....

Geſell. Hohe Polizei wolle erlauben, — ich bin nicht arm. Mein Ich trägt die Welt in ſich; „das Selbſtbewußtſeyn iſt nicht nur für ſich, ſondern auch an ſich alle „Realität dadurch, daß es dieſe Realität wird“ *.

Meiſter. Reich iſt Er alſo auch? Wie kommt es denn, mein reicher Herr Denker, oder gedachter Reicher, daß Er mit dieſem Loch am Aermel (zeigt auf ein ſolches) durch ſeine Welt wandert?

Geſell. Dieſes Loch fällt Euch nur auf, weil Ihr nicht wißt, ob es ein Seyn für ſich, oder ob es ein Seyn für Anderes iſt. So iſt es für Euch eine „Erſcheinung; „denn Schein nennen wir das Seyn, das unmittelbar an ihm ſelbſt ein Nichtſeyn iſt“ **.

Meiſter. Demnach wäre ein Narr die Erſcheinung eines Weiſen, weil der Narr im Nichtſeyn der Weisheit iſt!

---

* l. c. S. 176. ** l. c. S. 109.

Geſell. Das innere Weſen dieſes Lochs kennt Euer Bewußtſeyn nicht. „Noch iſt das Innere reines Jenſeits „für das Bewußtſeyn, denn es findet ſich ſelbſt in ihm „noch nicht; es iſt leer, denn es iſt nur das Nichts in der „Erſcheinung und poſitiv das einfache Allgemeine“ *.

Commiſſär. Für den Meiſter iſt Euer Loch deßwegen ein Jenſeits, weil ſein Selbſt noch nicht bis in daſſelbe gedrungen. Erlaubt mir aber Euer Ich darin aufzuſuchen und zu errathen. Ich glaube nämlich, Ihr habt das Loch nur geſetzt als Symbol der äußeren, zerriſſenen Welt, damit die gemeine Wirklichkeit ſich darin ſpiegle.

Geſell. Richtig! Darum nannte ich das poſitive Loch „das einfache Allgemeine“. — Kehren wir aber aus dem Loch zurück in uns ſelbſt und zu deder Polizei, welche ich geſetzt zur Vermittelung der Extreme.

Commiſſär. Ihr habt die Polizei geſetzt?

Geſell. Wer ſonſt als das Ich? Sonſt wäre ſie Nicht-Ich.

Commiſſär. Ganz recht! Ich beſinne mich: wir ſind nur durch Euer Bewußtſeyn.

Geſell. Und mein Bewußtſeyn ſetzt Euer Wohlgeboren als denjenigen, welcher Recht ſprechen ſoll.

Commiſſär. Herr Meiſter, iſt es wahr? haben Sie dieſen Philoſophen negirt?

Meiſter. Ich kann und will es nicht läugnen.

Geſell. Doch hatte ich ſein Selbſt anerkannt, und noch

* l. c. S. 110.

jetzt, aus Achtung für daſſelbe, fordere ich nur, daß er, durch Zurückgehen in ſich ſelbſt, die Operation an der eigenen Subſtanz vollziehe.

Meiſter. Ich ſoll mich ſelbſt prügeln?

Geſell. Mehr verlange ich nicht. Dieß iſt großmüthig und könnte, wenn es Sitte würde, den Weltlauf zu Ehren bringen.

Commiſſär. Unbezweifelt! — Wenn ich übrigens in Ihrer Sache, meine Herren, klar ſehe, ſo iſt Ihr Streit ein gelehrter?

Geſell. Allerdings, ein grundgelehrter.

Commiſſär. Als ſolcher aber gehört er nicht vor die Polizei.

Geſell. So ſetzen wir ihn als ungelehrt.

Commiſſär. Dieß wäre wohl möglich, weil mit ein Bischen Dialektik man aus Allem Alles machen kann. Es wäre aber nicht wahr.

Geſell. „Das Wahre und Falſche gehört zu den be„ſtimmten Gedanken, die bewegungslos für eigene Weſen „gelten, deren eines drüben, das andere düben ohne Gemein„ſchaft mit dem andern iſolirt und feſt ſteht. — Es gibt „aber kein Falſches, ſo wenig es ein Böſes gibt“*.

Commiſſär. Da dürfte ich es mir wohl bequem machen. Indeſſen iſt Ihre Sache an ſich und für ſich eine gelehrte, dergeſtalt, daß die Polizei nur vom Unverſtande oder von feiger Bosheit zu Hülfe gerufen werden könnte. Eine Polizei über die Wiſſenſchaften könnte nur von den ſieben Weiſen

* l. c. S. 30.

Griechenlands ausgeübt werden, und dieſe ſind, ſo viel ich weiß, nicht bei uns zu finden. — Leiſtete unſere Polizei dem Unverſtande und der Bosheit Hülfe, ſo träte ſie in deren Dienſt.

Geſell. Das klingt wie nur geſunder Verſtand, auf welchen ich mich nicht verſtehe.

Commiſſär. Ein Beiſpiel wird die Sache näher beſtimmen. Denken wir uns einen ungelehrten, allenfalls unwiſſenden Cenſor, der, aus Liebhaberei, oder weil es Mode geworden, an Geſpenſter glaubt; und laſſen mir eine Satyre auf Spuckgeſchichten ihm vorlegen. Was wird er thun? Er wird, in ſeinem, der Nachtſeite der Natur zugewendeten Gewiſſen, ſich für berechtigt halten, die Satyre zu ſtreichen. Werden aber dadurch die Geſpenſter zu Anſehen kommen? Wird nicht vielmehr das Anſehen des Amtes compromittirt? Wird dieſes nicht lächerlich; wenn es nicht gar die Schriftſteller empört, ſtatt ſie an Ordnung zu gewöhnen? — Ich wähle abſichtlich ein Ihrer Sache fremdes Beiſpiel, den Fall unbefangener aufzufaſſen. — Um ſo viel höher aber der Hegelianismus über die Geſpenſterſeherei ſteht, um ſo weniger ſoll ſich die Polizei anmaßen, über Lehren der Philoſophen abzuſprechen, wenn auch Myſtiker und andere Lakaien der Finſterniß ſolches wünſchen möchten. — Sie ſehen, meine Herren, ich muß die Einmiſchung in Ihre Händel ablehnen.

Geſell. Eine hohe Polizei ſoll ſich auch nicht einmiſchen; ſoll nicht mit den beiden Extremen oder mit dem einen Extrem ſich vereinigen, ſondern zwiſchen dem aktiven und paſſiven Prügeln ein juste milieu halten, welches heut

zu Tage die beſte Politik gegen das Zuſchlagen iſt. Hohe Polizei wird nur gebeten, den negativen und den poſitiven Pol in der Electricität des bewußten ſpaniſchen Vegetabils zu neutraliſiren.

Commiſſär. Wenn ich es verſuchen wollte, ſo dürfte ich es nicht in meinem Amte; nur als Menſch könnte ich freundlich rathen.

Geſell. Obwohl mir die Menſchenfreundlichkeit verdächtig iſt, denn ſie iſt „eine beſtimmte Pflicht und daher als ſolche für das moraliſche Bewußtſeyn nichts Heiliges“ *; — ſo bitte ich doch um den Rath hoher Obrigkeit.

Meiſter. Ich nicht minder.

Geſell. Durch den Rath wird das ruhende Seyn Ihrer Weisheit flüſſig werden, und ich werde ihn als Tiefe des Geiſtes aufnehmen; denn wollte ich ihn nur in dem „vorſtellenden Bewußtſeyn ſtehen laſſen, ſo wäre dieß dieſelbe „Verknüpfung des Hohen und Niedrigen, welche die Natur „in der Verknüpfung des Organs der Zeugung und des Organs des Piſſens naiv ausdrückt. — Das unendliche Urtheil „als unendliches wäre die Vollendung des ſich ſelbſt erfaſſenden Lebens“ (das iſt die Zeugung); „das in der Vorſtellung bleibende Bewußtſeyn aber verhält ſich als Piſſen“ **.

Meiſter. Ei, Freund, das Piſſen ſchickt ſich nicht vor hoher Polizei.

---

* l. c. S. 458. ** l. c. S. 283.

Geſell. Eben darum will ich den Rath des Herrn Commiſſärs in mir ſelbſt aufnehmen als ein ſich ſelbſt erfaſſendes Leben meiner Zeugung, und nicht bei der Vorſtellung ſtehen bleiben, die nur ein Waſſerradſchlagen iſt.

Commiſſär. Wahrſcheinlich, Herr Nachbar, waren es Aeußerungen dieſer Art, welche Sie in Zorn ſezten?

Meiſter. In der That! Wollte ich bei ſolchen Reden nicht ſelbſt verrückt werden, ſo mußte ich durch die ſchlagende Waffe ſie mir fern halten.

Commiſſär. Doch hat dieſer Philoſophie-Geſelle nur buchſtäblich Stellen aus einer Schrift ſeines Meiſters hergeſagt. Sein Gedächtniß iſt zu bewundern, ſcheint aber nicht hinreichend, ein ſich ſelbſt erfaſſendes Leben zu werden, ſondern begnügt ſich mit dem Ablaſſen der Worte.

Geſell. Herr Commiſſär ſind wohl ein kritiſcher Philoſoph? darüber ſind wir längſt hinaus.

Meiſter. Unterbreche Er nicht immer die hohe Polizei; laſſe Er den Herrn ſeine gute Meinung von unſerer Sache ſagen.

Geſell. Meinung? — Ja, ja, eine bloße Meinung genügt Euch auf Eurem Standpunkt.

Commiſſär. Ich will dem Herrn Philoſophen meine Meinung nicht aufdringen, ſondern ſeine eigene zu erforſchen ſuchen. — Nicht wahr, Ihr ſagtet vorhin, es hätte Euer Selbſt das Selbſt dieſes Meiſters anerkannt?

Geſell. So that ich.

Commiſſär. Ihr konntet aber in dem Andern das Selbſt nicht anerkennen, ohne Euer eigenes Selbſt in ihn zu übertragen.

Geſell. Dieß habe ich ihm der Länge nach vordemonſtrirt.

Commiſſär. Alſo! Während Euer Selbſt in dem Andern war, hat dieſer, als Euer zweites Ich, Euer erſtes Ich geſchlagen. Das erſte und das zweite Ich ſind aber abſolut daſſelbe. Ferner, das Selbſt des Meiſters, das Euer Selbſt nicht anerkannte, hat ſich nicht in Euch verſetzen können, weil es nichts von Eurem abſoluten Seyn wußte. Alſo hat nicht das Selbſt des Meiſters, ſondern Euer eigen Selbſt, das in ihm war, Euch geſchlagen, und der Meiſter iſt unſchuldig.

Geſell. Meiſter, iſt dem alſo?

Meiſter. Ich widerſpreche nie einer hohen Polizei.

Commiſſär. Noch einmal, ich rede nicht als Polizei.

Geſell. Der Gedanke des Herrn Commiſſärs iſt ein unendliches Urtheil, hoch erhaben über die bloße Vorſtellung. In der That, verändere ich die dialektiſche Form, ſo erkenne ich, daß in der ganzen Geſchichte mein eigenes Selbſtbewußtſeyn die Zerſtreuung in die Mannigfaltigkeit der Momente veranlaßt, gemacht, und am Ende die Sammlung in die Einheit des Bewußtſeyns entſchieden hat. Meiſter, hier meine Hand der Verſöhnung. Ich ſetze Euch als ein unſchuldiges Selbſt, und bitte um Verzeihung, daß mein Ich, während es in Euch war, Eure Subſtanz dazu gebraucht, mein Selbſt zu ſchlagen. Dabei hatte ich über die Phänomenologie Eures Geiſtes nur etwas mich geirrt.

Meiſter. Auch ich bitte gern um Verzeihung, denn es

iſt allemal gegen den Anſtand, durch andere Mittel, als durch vernünftige Vorſtellung, den Nebenmenſchen zu ſich ſelbſt zu bringen. Ihr haltet aber nichts auf Vorſtellungen. — Außerdem waret Ihr gewarnt. Ihr hättet mich nicht reizen ſollen.

Geſell. Wie hätte ich anders gekonnt? Unſere beiden Selbſtbewußtſeyn mußten auf Leben und Tod mit einander kämpfen.

Meiſter. Das iſt das alte Lied; fangen wir es nicht von Neuem an. — Bedanken wir uns vielmehr bei dem Herrn Commiſſär für ſeine freundliche Verwendung, kehren wir in unſer Inneres zurück oder, wenn Er will, in meine Werkſtatt, wo Er endlich, friſch und muthig, ſich an die Arbeit der Probeſtiefel ſetzen mag.

Geſell. Die Stiefel ſind längſt fertig.

Meiſter. Ihr habt eine Probearbeit mitgebracht?

Geſell. Der Begriff des Stiefels iſt in mir; was im Begriff iſt, hat allgemeines Daſeyn, während der beſondere Stiefel, als bloßes Ding, nur eine geiſtloſe Wirklichkeit hat. Aus dem allgemeinen Seyn den Stiefel ins beſondere Seyn hinabzuziehen, was ein verkehrtes Abſtrahiren wäre, iſt Kinderſpiel. Die Stiefel, die ich Euch bringe, ſind ideale Stiefel, und zugleich ein reales Beiſpiel, daß der Hegel'ſche Idealismus eine praktiſche Wiſſenſchaft iſt.

Commiſſär. Wir müßten blind ſeyn, dieß nicht zu ſehen. Sie hören, Herr Nachbar, der Mann iſt ſeiner Sache gewiß, und unwiderlegbar. Darum ſollten Sie ihm die

idealen Stiefel abkaufen; (heimlich zum Meiſter) als eine Art Schmerzengeld.

Meiſter. Nicht mehr als billig! Hier, Herr Philoſoph, ſind fünf Gulden; (reicht ihm das Geld) wollt Ihr mir die Dingerchen dafür überlaſſen?

Geſell. Mit einfachem Vergnügen an ſich. (Steckt das Geld ein). Ihr könnt die Stiefel in Eurem Bewußtſeyn nur gleich nach Hauſe nehmen.

Commiſſär. (Zum Meiſter.) Da dieſe Stiefel, ohne Zweifel, auch auf meinen Fuß paſſen, ſo kaufe Ich ſie Ihnen wieder ab. Hier ſind fünf Gulden als Erſatz für Ihre Auslage.

Meiſter. Nicht alſo, Herr Commiſſär; die idealen Stiefel ſind mir ans Herz gewachſen.

Commiſſär. Ich weiß, Ihr Herz hat ſie dem Mann abgekauft. Doch bitte Ich, den Erſatz nicht zurückzuweiſen. Ich wünſche die Ideenſtiefel in meinem Naturalien-Cabinet, aufzubewahren.

Geſell. Ah, der Herr Commiſſär ſind ein Natur-Philoſoph!

Meiſter. Ich kann das Geld nicht nehmen; auch wünſche ich dieſe fixe Arbeit in meiner Werkſtatt als Muſter für die Geſellen aufzuhängen.

Geſell. Meine Herren, es gibt ein Mittel, Ihrem edelmüthigen Streit ein Ende zu machen. Die von meinem Selbſt jezt abgelösten Stiefel gingen aus dem Begriff, d. i. aus einem allgemeinen Daſeyn hervor. Aus dieſem

allgemeinen Stiefeldaſeyn können Sie ſo viel beſondere Stiefelſeyn nehmen, als Ihnen beliebt. Die Zahl iſt eine Categorie des niedern, vorſtellenden Verſtands, und ändert nichts an dem Weſen der Stiefel an ſich.

Commiſſär. Ihr ſeyd ein ungemein ſcharfſinniger Dialektiker. Ich bin Euch für ſolche Belehrung unendlichen Dank ſchuldig. Nehmet einſtweilen, als Abſchlag auf die Unendlichkeit, dieſe fünf Gulden, wogegen ich mir aus dem Begriff des Stiefels ein Paar abſtrahiren werde.

Geſell. (Nimmt das Geld.) Euer Hochwohlgeboren ſind gar zu generös. Ich nehme das Geld; (ſteckt es ein) und indem ich es dem Innern meiner Weſtentaſche anvertraue, rufe ich, mit numismatiſchem Nachdruck, in die äußere Welt freudig aus: Es lebe die hohe Polizei und der Meiſter als Selbſt!! — So gut iſt es mir noch nicht geworden; ſogar nicht in Berlin, wo doch die alleinſeeligmachende Philoſophie einheimiſch und ſo zu ſagen Hausbacken-Brod geworden; mein Selbſt wäre dort faſt verhungert. Ein ſo theilnehmendes und theilgebendes Bewußtſeyn als hier, fand ich noch nirgend.

Meiſter. Jezt ſpricht Er auf einmal ganz natürlich.

Commiſſär. So ſeyd Ihr zufrieden?

Geſell. Bis zum vollendeten Urtheil.

Commiſſär. Dann erweiſt Ihr mir wohl eine Gefälligkeit? Sagt, wie ſeyd Ihr, als Schuhmacher, zu der Philoſophie gekommen?

Geſell. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob ich zu der Philoſophie oder ſie zu mir gekommen urſprünglich wußte

ſie ſo wenig von mir, als ich von ihr. — Vom hiſtoriſchen Standpunkt angeſehen, ging's bei der Sache eigentlich ſo zu. Ich arbeitete in Berlin bei dem Schuhflicker-Obermeiſter Michel Leerſtrob, bei welchem der hochſeelige Ober-Profeſſor der Philoſophie ſeine zerriſſenen Stiefel beſohlen ließ. Woher der Verſtorbene im Leben neue Stiefel bezog, habe ich nie erfahren. Man hat von Kant, Fichte u. ſ. w. geſprochen; ich weiß davon nichts Gewiſſes. Genug, da ich der jüngſte Geſelle in der Werkſtatt war, ſo ſchickte mich der Meiſter mit den neubeſohlten hegelianiſchen Stiefeln zu dem großen Mann, und dieſer gab mir jederzeit für meine Mühe zwei gute Groſchen — Trinkgeld, wie man zu ſagen pflegt. Einſtmals hatte der Erhabene keine Münze in der Taſche; da gab er mir ſein Buch und ſagte: dieß könne ein unverlierbares Capital für mich werden, wenn ich es zu faſſen vermöchte. Ich faßte es mit beiden Händen und ging damit nach Hauſe. Seitdem leſe ich das Zauberbuch bei jeder müßigen Stunde. Ich habe es von Anfang bis zu Ende, vorzüglich die dunkelſten Stellen, die ich darum für die ſchönſten halte, auswendig gelernt. So bin ich ein anderer Menſch, freilich auch bisweilen ein geprügelter geworden. Nie ſah ich meinen Eifer wie heute belohnt; bin aber auch forthin bereit, mich für die Wiſſenſchaft todtſchlagen zu laſſen; denn Dero Gunſt hat mich überzeugt, daß ſie eine nützliche Wiſſenſchaft iſt.

Commiſſär. Eure Geſchichte iſt belehrend, oder könnte es ſeyn. Ihr habt das Buch auswendig gelernt? Etwas Aehnliches mögen auch andere Schüler Hegels gethan haben. Damit aber hätten ſie ſich nicht begnügen ſollen. Verſtanden

ſie ihren Meiſter, ſo hätten ſie „die tiefſinnigen Schöpfungen ſeines Geiſtes“, wie ſie ſagen*, „in würdiger Geſtalt der Nachwelt zu überliefern“, vor Allem ſeine Werke in eine des Gegenſtandes würdige Sprache, in reines, gebildetes Deutſch, übertragen ſollen. — Die Philoſophie, wie ſie in einem Volke ſich geſtaltet, iſt der Prüfſtein des Grades ſeiner Civiliſation. Darum ſoll ſie in der edelſten Sprache, wie ſeine großen Schriftſteller ſie gebildet, verkündet werden. Spräche ſie einen barbariſchen Dialekt, ſo brächte ſie die höchſte Blüthe der Wiſſenſchaft in Gefahr, als ein Zeichen der Barbarei der Nation angeſehen zu werden. — Es gibt ein untrügliches Mittel, die philoſophiſche Sprache eines Schriftſtellers zu prüfen: man verſuche, ſeine Gedanken ins Lateiniſche, Engliſche oder Franzöſiſche zu überſetzen. Bei Hegel's Schriften iſt dieß ſchlechthin unmöglich. Beſteht etwa in ihnen „die großartige Eigenthümlichkeit der Darſtellung“ in der Unzertrennlichkeit der Wörter und ihrer Folge, von den Gedanken? — Der tiefſinnigſte Satz muß von dem, der ihn verſteht, auf verſchiedene Weiſe (wovon freilich eine beſſer als die andere) ausgeſprochen werden können, weil der Geiſt das Wort, nicht das Wort den Geiſt als ſeinen Sklaven beherrſchen ſoll. — Abgötterei mit einer offenbar fehlerhaften Darſtellung zu treiben, iſt keine Pietät, iſt der Philoſophen unwürdig. — Wer ſich ſelbſt achtet, wird nicht vorausſetzen wollen, daß wiſſenſchaftliche Männer, die von den Lehren Hegel's begeiſtert zu ſeyn behaupten, nicht wiſſen ſollten, welche Art von Klarheit unter der dunklen

* l. c. Vorwort des Herausgebers, S. VII.

Hülle verborgen ſey. Ich möchte daher gern glauben, Hegel's Syſtem ſey eine ſo vollendete Minerva als jene des Phidias; noch aber iſt die Statue verpackt in Werg, Hobelſpäne und Sackleinwand; iſt dem Auge des Kunſtfreundes entzogen — er kann das Colli nicht bewundern. — Aus dem, was bis jezt offenbar geworden, läßt ſich nur bemerken, daß eine ſo froſtige als geſchmackloſe Dialektik die Muſe war, die Herrn Hegel begeiſterte. Und dieſe Muſe hat, noch nicht ſprechen gelernt, ſie lallt nur wie ein Kind, ſtottert wie ein Knabe in den Flegeljahren. Da iſt freilich kaum zu verwundern, wenn ſelbſt ſeine Anbeter ihn nicht verſtehen, und, trotz der Dialektik ihres Meiſters, zu beſtimmten Begriffen ſich nicht zu erheben wiſſen, ſondern fortwährend ſich ergehen im Nebel eines vieldeutigen Wortkrames. — Hätten ſie den Lehrer verſtanden, d. h. zu unterſcheiden gewußt, in wieweit ſeinen Gedanken die Kunde des Menſchengeiſtes zum Grunde liege, ſie würden nicht, unter ſeinen Augen, ihre wie Unkraut aufgeſchoſſenen Einfälle für Ausſprüche der Weisheit im Gebiete der Religion und der Natur zu vertrödeln ſich anmaßen. Beiſpiele ſind nicht weit zu ſuchen. So gibt es unter ſeinen Schülern Myſtiker, die von den Abſichten der Vorſehung ſoviel zu erzählen wiſſen, daß man ſie für geheime Legationsräthe des ewigen Vaters halten möchte, welche Er, als ſeine Diplomaten, in die Welt geſchickt, den Verſtand der Menſchen in Zucht und Aufſicht zu nehmen. Sie wiſſen genau, was bei dem jüngſten Gericht wird geſprochen werden über die Königin Eliſabeth, die unglückliche Maria Stuart und über Napoleon. In Bezug auf Lezteren verſichern ſie,

unſer Herrgott denke über den Mann gerade wie ſie. Dieſe und andere Myſtiker hätten aus Hegel's Schriften Beſſeres lernen können, und einſehen ſollen, daß ſie eine ſchlechte Kunſt treiben, und daß die Ruthe ſchon gebunden ſey, die ſie für ihren, der Kirche nahen, von Gott entfernten Uebermuth züchtigen ſoll. — Es gibt ferner Naturforſcher, die ein künſtliches, mäßig langes und breites Netz an ein Stückchen der unermeßlichen Natur legen, und, wenn ſie zwiſchen den Fäden und Knoten des Netzes einige bunte Stellen ſchimmern ſehen, ſich einbilden, ſie hätten die Natur erfaßt und geordnet. Dieſe Herren könnten durch Philoſophie gewarnt werden, ihr Netzgewebe nicht für den Schleier der Iſis zu halten; ſondern ſich Rechenſchaft zu geben, von den aus dem Menſchengeiſte genommenen Werkzeugen, ehe ſie, bewußtlos, mit dieſen die unabhängige Natur in Schule und Dienſtbarkeit nehmen. — Auch einigen Geographen wäre die Hegel'ſche Dialektik zu empfehlen, damit ſie, wo möglich, aus dem Staube unnützer Gelehrſamkeit ſich erheben lernen; und ihnen klar würde, daß ſie die lebendige Erde nur verdecken, wenn ſie ein vom Schreiner gezimmertes Gerüſte, aus Treppen, Stufen, Eckpfoſten, Dielenboden oder Hochebenen beſtehend, über die Kugelfläche legen, und auf ſolchen Stufen in den Organismus der Erde hinab oder zu ihm hinauf zu ſteigen vermeinen. — So gibt es wohl noch andere gelehrte Herren, die ihre angeblich wiſſenſchaftlichen Reichthümer erſt auf die Waage der Dialektik legen ſollten, ehe ſie mit unächtem Gelde die Anforderungen der Zeit liquidiren zu wollen ſich anmaßen.

Meiſter. Curios, ich verſtehe zwar den Herrn Commiſſär auch nicht....

Commiſſär. Sie erinnern mich zur rechten Zeit, daß ich in denſelben Fehler verfalle, den ich an andern tadele: ſich nicht verſtändlich für die Zuhörer auszudrücken. Mein Eifer hat mich verleitet, die Umſtände zu vergeſſen, und mit ihnen von fremden Gegenſtänden zu ſprechen. — Mir war's, als ſtänden einige Herren vor mir, denen ich ein freundlich Wort an's Herz zu legen wünſchte. Verzeihen Sie meine Zerſtreuung.

Meiſter. Ich wollte nur bemerken, wenn ich den Herrn Commiſſär auch nicht verſtehe, ſo klingt mir doch Ihre Rede wie ein Sinn, in welchen ich eindringen möchte. Wenn aber unſer Freund hier ſeine auswendige Weisheit losläßt, ſo iſt mir zu Muthe, als müßte ich davon laufen.

Geſell. Dieß hat darin ſeinen Grund, daß Ihr den großen Hegel nicht verſtehet.

Commiſſär. Leicht möglich! hat doch der Pythagoras von Nürtingen ſelbſt geſagt: es hätte ihn nur einer ſeiner Schüler verſtanden, — ich glaube, es war ſein Johannes, — und dieſer hätte ihn mißverſtanden.

Meiſter. Jetzt iſt noch übrig, um Entſchuldigung zu bitten, daß wir den Herrn Commiſſär ſo lange von ernſten Geſchäften abgehalten.

Commiſſär. Es bedarf keiner Entſchuldigung. Gelehrte Geſpräche ſollten die Polizei nicht ſtören, ſie haben jederzeit ihren Nutzen.

Geſell. Das will ich glauben. (Klingelt mit dem Gelde in der Taſche.) „Nie ohne dieſes.“ — Sollte hohe Polizei noch

abſolute Schuhe oder Kaloſchen brauchen, ſo will ich mich recommandirt haben.

Commiſſär. Danke! bin hinreichend verſehen.

Meiſter und Geſell. (Zugleich.) Wir empfehlen uns gehorſamſt. (Verneigen ſich und gehen ab.)

Commiſſär. (Streckt die Hand aus, als hielt er Etwas vor den Augen.) Abſoluter Stiefel! Was wird dein Schickſal im Weltlaufe ſeyn? — „Allemal derjenige, welcher“... Alle diejenigen, welche... „Darum „keine Feindſchaft nicht!“

(Der Vorhang fällt.)